Skizzen aus dem Leben.

Von

Laman Blanchard.

Gesammelt und herausgegeben

von

Edw. Lytton Bulwer.

Frei aus dem Englischen übertragen

von

George von Roß.

Zweiter Band.

Augsburg,

Verlagsbuchhandlung von C. A. Fahrmbacher.

1847.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Der arme Teufel.

Es war in einem Nachmittagsschläfchen am Kaminfeuer, als mir eine vielveränderliche Gestalt im Traume erschien. —

Der rauhe Wind einer Februarnacht schnitt durch ihre zerfetzte, dürftige Kleidung, und der eisige Regen schien das Herz darunter erstarren zu wollen. Zu diesem Elende kam noch Hunger und Müdigkeit, so daß der Arme sich nur langsam an den Häuserreihen hinschleppen konnte, bis er endlich vor einem alten, verfallenen Hause stille stand, welches am Ende eines Gäßchens, im ärmlichsten Theile der Stadt lag. Einige Stufen hinabgehend, trat er durch die offene Thür in einen langen Gang, durch dessen Grabesdunkel er sich seinen Weg bis an eine schmale Treppe fühlte, die seine kraftlosen Beine mit Mühe erstiegen. Die Wände seiner Dachkammer krachten und bebten vor der Gewalt des Windes, der pfeifend durch die zerbrochenen, schlecht mit Lumpen und Papier verstopften Fensterscheiben drang.

Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich, ein Licht anzuzünden, dessen matte Strahlen, nachdem

die Fensterlücken sorgfältiger verstopft waren, um es vorm Erlöschen zu sichern, die nackten, farblosen Wände und die abschüssige Zimmerdecke; den leeren, kalten Kamin und, in einer Ecke, das harte, mit einer dünnen, wollenen Matratze bedeckte Bett erblicken ließen. Auf dem Bettersims, in einem andern Winkel, standen die kargen Ueberreste eines Mahles, mit denen sich der ermüdete, hungrige, endlich heimgekehrte Wanderer an den kalten Kamin setzte, und sie auf eine Weise verzehrte, die deutlich zeigte, daß die karge Speise und das kalte Elend der ganzen Scene für ihn nichts Ungewohntes seyen. Durchnäßt, einsam und verlassen, zeigte sein Gesicht, welches in ausdrucksvollen Zügen Mangel und Elend verkündete, keine Spur eines Leidens, das er nicht schon häufig empfunden hätte.

Nachdem er die trockene, kalte Erfrischung eingenommen hatte, entledigte er sich der nassen Kleider, und bald darauf entführte ihn der barmherzige Schlaf aus der traurigen Wirklichkeit seiner Lage in die willkommene Bewußtlosigkeit. Aber schon lange vor Tagesanbruch wurden die noch feuchten Kleider wieder angelegt, und dann schlich er die dunkeln, noch vom gestrigen Straßenkothe glitschigen Stufen hinab, um auf's Neue einem Tage der Knechtschaft, der Mühseligkeit und der Verhöhnung entgegenzugehen; um wieder das Scherflein des Mitleids zu erringen, das kaum genügte das halb erstorbene Licht seiner Augen vor gänzlichem Erlöschen zu bewahren.

Und am nächsten, am darauf folgenden Tage, von Winter zu Winter, von Jahr zu Jahr, von seiner Kindheit bis zum Mannesalter, immer, immer dasselbe Leben. Sein

ganzes Leben war eine endlose Kette nagender Sorge, hoffnungsloser Armuth!

In der Jugend ohne einen Funken Willenskraft, ohne eine Regung von Ehrgeiz, ohne einen andern Sporn, als den Stachel des nagenden Hungers, war er vorwärts gekrochen, wenn die Noth es erheischte, und hatte die Stöße der Außenwelt mit einer Geduld hingenommen, welche zuletzt in Empfindungslosigkeit übergegangen zu seyn schien. Er wußte nicht sich zu wehren. Er war ein Geschöpf, mit welchem Jeder trieb was er wollte, weil er Alles ertrug, sich jede Ungerechtigkeit gefallen ließ. Ohne Muth, den empfangenen Schlag zurückzugeben, nahm er ihn, als ihm vom Schicksale bestimmt, als unabwendbar hin. Selbst seine Schwäche, seine Jämmerlichkeit schien ihn zum Gegenstande der Verachtung zu machen.

Das einzige Zeichen von Zärtlichkeit, das sich nur selten unter die rauhen Stöße und Beleidigungen seiner Mitgeschöpfe mischte, drückte sich bisweilen in dem, wir möchten sagen, verdrießlich mitleidigem Ausrufe „armer Teufel!" gegen ihn aus; ein Zärtlichkeitsbeweis, der jedoch oft von einem halb gutmüthigen, halb heimtückischen Stoße begleitet war.

Je schwächer und muthloser er wurde, desto mehr hatte seine Geduld zu ertragen, desto stärker wurden die Stöße und Püffe. Sein Herr verlangte von ihm Extradienste um wenig Geld; jeder Fußbreit seiner Arbeit mußte achtzehn Zoll halten; seinen Schultern wurden doppelte Lasten aufgebürdet, mit denen er immer schneller als Andere laufen sollte. —

Du Wicht! — hieß es — Du willst eine ganze Stunde gebrauchen, um eine Last von nur zweihundert Pfunden zwei Stunden weit zu tragen?

Jedermann glaubte sich berechtigt, ihn zu drücken, weil er an den Druck gewöhnt war. Er erwartete auch nichts Anderes. Aber nicht allein diese absichtlichen Beleidigungen und Ungerechtigkeiten waren es, die ihn niederdrückten und seine vierzig Jahre in siebenzig verwandelten; das Mißgeschick in allen möglichen Gestalten verfolgte ihn von jeher. Das Geschick schien sich ebenso wie seine Nebenmenschen gegen ihn verschworen zu haben. Sein öder Lebensweg führte ihn stets dem erbarmungslosen Unwetter geradeswegs entgegen und, als ob dieses noch nicht genug sey, schien er außerdem noch verurtheilt zu seyn, den Tropfenfall von anderer Leute Regenschirmen aufzufangen.

Er stand in der Welt ohne Verwandte, ohne Freunde; er hatte nie einen Freund, einen einzigen ausgenommen, der „unschuldig" gehängt wurde, und einen Hund, den die Nachbaren erschlugen, weil er, wie sie sagten, bissig sey, obgleich er doch nur muthwillig war. Sein eigner Schädel wurde schrecklich durch einen Schlag verwundet, der einem Andern gegolten, und seine Gesundheit ward durch die vereinten Bemühungen zweier Aerzte und eines Apothekers untergraben, welche ihn an einer Krankheit behandelten, an der er nie gelitten. Einst als er, in seiner größten Glücksperiode, sechs Guineen besaß, kam er deshalb wegen Diebstahls in Untersuchung; wurde freigesprochen, und mußte, wie sich von selbst versteht, seinen Schatz zur Deckung der Gerichtskosten hergeben.

Ihm war absichtlich und irrthümlich übel mitgespielt worden; man hatte ihn einen Hund gescholten und Hunde auf ihn gehetzt. Mochte er sich halten an welcher Seite er wollte, er wurde stets vom Trottoir in die Gosse gestoßen; er war beraubt, betrogen, mit Füßen getreten worden und, was sein Unglück doppelt unerträglich machte, in allen seinen Unfällen lag für den Unbetheiligten etwas Lächerliches, in den Ungerechtigkeiten, die er erlitt, ein gewisses Etwas, welches, statt Mitleid einzuflößen, gar oft den Zuschauer in Versuchung führte, den Schmerzen des Dulders noch einen neuen hinzuzufügen.

Als er mir auf seiner täglichen Dornenbahn wieder vorüberging, kothbefleckt, muthlos, verachtet, zitternd im schneidend kalten Winde, mit wunden Füßen und nicht wagend den nach ihm geschleuderten Schneeball abzuwehren — das Sinnbild der kalten, wenn nicht zermalmenden Beleidigungen, denen er beständig ausgesetzt war, — da erschien er mir des Erbarmens des geringsten Wesens werth, das die Erde trägt, und der Ausruf „armer Teufel!" der einzige, der auf ihn paßte, entfloh unwillkührlich meinen Lippen.

Die elende Gestalt verschwamm in einem, in der Entfernung vor mir auftauchendem Gegenstande, dessen Haupt bis in die Wolken reichte, dessen Arme sich über beide Hemisphären auszubreiten schienen. Bei näherer Betrachtung stellte sich diese Erscheinung als ein einfach aussehender Herr von gewöhnlicher Größe dar, der zu drei, oder vierhundert, gleich ihm einfach aussehenden Männern redete, welche seine lauten Worte und die, sie begleitenden, heftigen

Gestikulationen mit noch lauteren Ausrufungen des Beifalls, oder der Mißbilligung begrüßten.

Er war von edler Geburt und trug einen, durch mehrere Generationen hindurch berühmten Namen; auch war er reich. Er besaß die kostbarsten Gemälde, die seltensten Bücher, den besten Weinkeller, prächtige Pferde und große Landgüter. Als ein gebildeter, kräftiger Mann konnte er sich des Genusses seiner Besitzthümer im vollsten Maaße erfreuen, und überdieß noch im Schooße des schönsten häuslichen Glückes leben. Von seiner Wiege an vereinigten sich alle Umstände dahin, ihm Friede und Glück zu bereiten, in einem Maaße zu bereiten, wie wir sie nur in Romanen und in Träumen finden. Er schien auf die Welt gekommen zu seyn, um zu zeigen, mit welcher Fülle der beneidenswerthesten Gaben das Glück seinen Liebling überschütten kann.

Dennoch hätte er seinen Antheil an den Ueppigkeiten des Lebens, zu denen er eine große Neigung hatte, ebenso gut mit der kärglich ausgestatteten Hütte eines Eremiten vertauschen, seine Pferde hätten, was das Vergnügen betrifft, das sie ihm selbst gewährten, ebenso gut die auf dem Monumente in Charing-Croß, seine Gemälde, trotz seines Entzückens an den Meisterwerken der Kunst, hätten die eines Blinden seyn können, denn diese und seine Bücher, die Parlamentsberichte ausgenommen, sah er nie.

Seinem Weibe auf's Zärtlichste zugethan, sah er sie kaum jemals bei Tage, ausgenommen dann und wann bei einer flüchtig eingenommenen Mahlzeit, und dann war sein Geist so beschäftigt, daß er kaum hörte, was sie ihn fragte,

und, wenn er auch die Worte hörte, doch nicht auf ihren Sinn geachtet hatte.

Der liebevollste Vater, sah er seine Kinder doch nur selten um sich; vielleicht begegnete er ihnen bisweilen, wenn er rasch die Treppe hinabeilte. Seine zärtliche Liebe mußte sich damit begnügen, wenn er im Vorübereilen, die Hand auf die Köpfchen der Kleinen legen, oder ihnen an Sonntagen einen flüchtigen Kuß auf die Lippen drücken konnte. Von einem Jahre zum andern nahm er sich vor, sich und den Kindern das Vergnügen zu machen, mit ihnen in die Pantomime zu gehen; er malte sich schon sein Entzücken aus, wenn er die kleinen, glücklichen Gesichter vom rosigen Lächeln erglänzen sehen werde, aber es kam nie dazu; immer stellten sich Hindernisse in den Weg, als ob Harlequins Pritsche sie hervorgezaubert hätte.

Nahte die Jagdzeit heran, so wünschte er sehnlichst diesem Vergnügen einige Tage widmen zu können, er mußte sich jedoch stets mit der Hoffnung begnügen, daß ihm im künftigen Jahre freie Zeit dazu bleiben werde. Wurde die Oper eröffnet, so seufzte er nach diesem Genusse, aber hingehen konnte er nicht; er hatte kaum Zeit während des Rasirens eine kleine Arie zu summen, und selbst dieses Vergnügen mußte er oft mit seinem Blute bezahlen.

Und weshalb alles Dieses! Weshalb durfte das Kind der Freiheit seine Freiheit nicht genießen? Weshalb durfte das Schooßkind des Glücks nicht dann und wann aus dem Freudenbecher in seiner Hand schlürfen? Warum durfte der gesunde, kräftige Mann nicht sein eignes Jagdpferd reiten und im fröhlichen Kreise der Seinen speisen? Welcher

Zauber verschloß ihm Auge und Ohr den Reizen der Musik und den Schöpfungen der Malerei? Welcher Dämon warf sich zwischen ihm und den sehnsüchtigsten Wünschen seines Herzens, daß er nicht die Seligkeit des häuslichen Lebens genießen konnte? — Mit allen Segnungen des Lebens, im Besitze eines berühmten Namens, einer hohen Stellung, eines Vermögens, um auch Andere glücklich zu machen, eines edlen Herzens, auserwählter Freunde und eines Hauses, das sein Paradies auf Erden sein konnte — weshalb besaß er Alles ohne es zu genießen, weshalb ließ er sich das Glück seines Lebens durch Sorge verbittern; weshalb suchte er die Einöde auf und ließ den Rosengarten unbeachtet? —

Die Antwort war in der Liste der Kabinetsminister, oder in der der Partheiführer zu finden. Die Berichte der politischen Partheien gaben Aufklärung hierüber. Kein Lebenslauf schien bestimmt zu seyn ungetrübter zu verrinnen, als der seinige; er aber stürzte sich freiwillig in den Strudel der Politik, und der reißende Strom zog ihn unaufhaltsam mit sich fort. Er kämpfte nicht gegen den Wirbel; der Zauber hielt ihn so gefangen, daß er sich weit hinweg führen ließ von den reizenden Pfaden eines wissenschaftlichen Stilllebens, von den glänzenden Kreisen des Wohllebens, von traulichen Rasengründen, von denen aus er das Getreibe der Welt in Ruhe hätte beobachten können. Er versuchte die mächtige Maschine zu lenken und sogleich nahm sie ihn ganz in Anspruch. Einmal darin verwickelt, konnte er sich ebenso wenig wieder von ihr losreißen, wie die einzelnen Theile des großen Getriebes, unabhängig von einan=

der, jedes für sich arbeiten konnten. Von jenem Augenblicke an war sein Loos gefallen. —

Der niedrigste Knecht, der geringste Arbeiter auf seinen Gütern führte ein glückliches, ein träges Leben im Vergleich mit dem seinigen. Im Vergleich mit seinen Mühen, seinen Sorgen, hatte jeder seiner Stallknechte, Diener, oder Schreiber Jahr aus, Jahr ein, alltäglich einen Festtag. Jede Stunde des Tags machte ihre gebieterischen Anforderungen an ihn; jede Minute des Abends, der Nacht, ja, oft bis zum Grauen des Tags, hatte schon Wochen lang im Voraus ihre geschäftliche Bestimmung. —

Jeder Morgen brachte dem unermüdlichen, aufgeregten Geiste des großen Partheiführers die mannigfaltigsten Arbeiten. Hunderte von Bittschriften und von Ansprüchen, deren Erhörung ihm unmöglich war, wurden an ihn gerichtet, wo er von allen Hundert doch nur Einen erhören konnte, und sich Neun und Neunzig zu Feinden machen mußte. Er wurde mit Fragen bestürmt, um Auskunft gebeten, wo ihm die Pflicht jede Antwort untersagte. Die Eifersucht seiner Collegen trat ihm entgegen; die Unzufriedenheit und das Mißtrauen seiner Anhänger mußten durch Briefe und Zusammenkünfte beschwichtigt werden. Suppliken von Freunden mußten, auf nicht verletzende Weise abgewiesen; Versprechungen mußten gegeben, und, wenn zum Aeußersten getrieben, gehalten werden; hier galt es zu versöhnen, dort die Ansicht der Menge zu erforschen und sie zu Rathe zu ziehen; stürmische Deputationen mußten empfangen und überall jede geäußerte Sylbe belegt, jedes Wort vertheidigt werden.

Dann waren wieder amtliche Versehen gutzumachen, die Machinationen ränkevoller, aber einflußreicher Verbündeter zu verheimlichen, oder Minderbegabte von guter Familie zu protegiren. Getroffene Maaßregeln sollten vertheidigt, Entwürfe vorbereitet werden. War die Komödie entworfen, so ging es an das Vertheilen der Rollen, von denen ihm immer die schwierigste zufiel. Unerwartet aufgeworfene Fragen verlangten augenblickliche Beantwortung; Briefe liefen von allen Weltgegenden ein; hier mußte vertheidigt, dort angegriffen, dort wieder schlau eingelenkt werden. Dies war die Aufgabe des Politikers; eine Arbeit, welche beweiset, daß der Morgen eines Ministers eigentlich einen Monat lang seyn müßte.

Und waren diese Arbeiten endlich alle beseitigt, so war das Tagwerk doch noch nicht halb vollendet.

Getroffene Anordnungen zu erklären, die Nothwendigkeit derselben zu beweisen, das war eine wichtige Aufgabe; eine noch viel wichtigere aber die, die Maßregeln der Gegenpartheі herabzuwürdigen, sie zu vernichten. Rasch mußte hier einem Freunde zur Hülfe geeilt, dort einem Verbündeten unter die Arme gegriffen und zu gleicher Zeit der gute Ruf eines Gegners vernichtet werden. Die Arbeit nahm kein Ende; große Kanonen wurden gelöset, kleine für die Anhänger geladen; die eignen Pläne wurden hervorgehoben und die feindlichen vernichtet, bevor man noch ganz mit ihnen vertraut war.

Wenn der Tag dann mit schreiben, ordnen und prüfen verflossen war, dann kam Abends die Aufführung des Stücks.

Seine öffentlichen Reden allein — ganz abgesehen von den Vorarbeiten — raubten dem großen Partheiführer mehr als vier Stunden täglich; sehr oft wurden es sechs, und wer den öffentlichen Verhandlungen aufmerksam gefolgt war, konnte ohne Schwierigkeit berechnen, daß er von seinem zwanzigsten bis zu seinem sechszigsten Jahre, nicht weniger als zehn Jahre allein auf das Halten, nicht auf das Entwerfen seiner Reden verwandt hatte.

War denn vielleicht die öffentliche Achtung der Lohn für diese heldenmüthige Aufopferung? — Im Gegentheil; einen Abend wie den andern sagte man ihm in's Gesicht, daß seine Pläne närrisch, schlecht, geborgt, oder unreif seyen; daß seine Beweggründe verkehrt, selbstsüchtig und verächtlich, seine Worte verrätherisch, seine Handlungen ehrlos seyen. Bot er die Hand zur Versöhnung, so schalten ihn seine Freunde; war er fest, seine Feinde; in seinen Erklärungen wurde er durch Zischen und andere Mißtöne gestört, und die Federn der Journalisten bespritzten ihn mit ihrem schwarzen Geifer. Büberei und Betrug waren die schonendsten Ausdrücke, die man gegen ihn gebrauchte. Bald hieß man ihn ein verächtliches, bloßes Werkzeug, bald schalt man ihn einen vollendeten Tyrannen. Alle seine Anhänger wurden, je nach der Höhe ihrer Stellung, mehr, oder minder geschmäht. Als einem Adligen schob man seinen Handlungen die aristokratische Sucht nach Macht als Beweggrund unter; obgleich reich, beschuldigte man ihn doch, er suche ein einträgliches Amt zu erhaschen; den Vergnügungen des Lebens und dem Genuß der Künste ergeben, welche zieren indem sie entzücken, ward er dennoch hart und ascetisch ge-

scholten, und obgleich gutmüthig, hieß man ihn verächtlich und rachsüchtig.

Und für dieß hatte er sein Glück, seine Ruhe, den Frieden seiner Familie geopfert, ohne seinem edlen Namen dadurch einen neuen Glanz zu verleihen; um diesen Lohn verzichtete er auf jede Freude, welche ihm seine Besitzthümer gewähren konnten, arbeitete wie kein Sklave arbeitet, untergrub seine Gesundheit und erwarb sich statt ihrer jenes Leiden, welches, das Herz erdrückend, der Kunst des Arztes spottet. —

Als er immer noch in seiner Rede und seinen Gestikulationen fortfuhr, häufig unterbrochen von Ausrufungen, welche heftiger wurden je länger er sprach, da erschien mir das ganze Schauspiel ebenso demüthigend, wie traurig, und voll Mitleid, — vielleicht auch nicht ohne einige Beimischung von Geringschätzung — rief ich wiederum aus „armer Teufel!"

Halb erwachend, bemerkte ich, daß Hülflosigkeit und Macht sich in meinem wirren Traume zu einander gesellt und bei mir wohlwollendes Mitleid statt eines entgegengesetzten Gefühls erzeugt hatten. Die Extreme waren sich begegnet. — Ich schlummerte weiter; und wiederum trat eine Masse von Gegenständen vor mich hin, welche, gleich den Gluthgestalten des Feuers, sich mit jedem Augenblicke veränderten und meine Sinne gefangen nahmen. Im Vordergrunde stand ein verhungerter, zerlumpter Knabe, im Begriff eine fremde Tasche zu leeren. Als Kind hatte er sich so lange umhergetrieben, bis er das gehörige Alter erreicht hatte, um in einer Fabrik arbeiten zu können.

Als dann, in Folge einer Handelskrisis, die Fabrik geschlossen wurde, kaufte er einige Bilder, die er in den Straßen feil hielt. Durch diesen Handel verging er sich gegen das Gesetz und wurde vierzehn Tage lang eingesperrt. Freigelassen, hatte er nicht einmal die Gefangenkost mehr, und groß genug, um bis an eine Tasche, wenn auch nicht in dieselbe hinein reichen zu können, erhaschte er mit zitternden, ungelenken Fingern den Zipfel eines Taschentuchs, das aus der Tasche eines Millionärs hervorguckte. Bei diesem ersten Versuche wurde er von der großen, plumpen Hand des Gesetzes gepackt; — er war ja kaum mehr als eine Handvoll — und wiederum mußte ich ausrufen „armer Teufel!"

Äls man den schreienden und sich ohnmächtig sträubenden Knaben fortführte, kam Einer daher, der sein Lehrer hätte gewesen seyn sollen. Sein Haupt war schneeweiß, seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, die Wangen waren eingefallen und die Gestalt gebeugt. Fünfzig Jahre lang hatte er den kleinen Schatz seines Wissens und den größeren seiner Moralität und Gewissenhaftigkeit, ohne Anerkennung und Lohn zu finden, der Erziehung der Jugend gewidmet. Von Sonnenaufgang bis spät am Abend war er Tag für Tag seinem undankbaren, elend bezahlten Berufe gefolgt, und hatte sich keine Mühe verdrießen lassen, um bei dem einen Schüler gute Anlagen zur Reife zu fördern, und bei dem andern die Neigung zum Bösen im Keime zu ersticken. Mit himmlischer Geduld, mit nie ruhender Sorge war er stets ein sanfter Lehrer gewesen, der keine Ruthe gebrauchte und doch kein Kind verzog.

Sowie sich seiner aber die Sorge um den Unterhalt

und das drückende Gefühl der Abhängigkeit mehr und mehr bemächtigte, so verlor er auch in gleichem Grade an Respekt. Von den Hunderten, welche er auf den Pfad des Emporkommens geführt, erinnerte sich Keiner in späteren Jahren des wackeren Lehrers; und als er dann selbst aus dem Lehrer der Belehrte wurde, als er einsah, wie viel leichter es sey zu säen, als zu erndten und Wissen zu verbreiten, als das Gefühl der Dankbarkeit dauernd einzuprägen, da erst erblickte er den düstern Schatten auf seiner, ihm vom Schicksale bestimmten Lebensbahn. Man bezahlte ihm das Schulgeld und glaubte ihm nun nichts mehr schuldig zu seyn, während er sich eingebildet hatte, die Dankbarkeit werde ihm noch Zinsen zahlen. Man sah in ihm nur den Fabrikanten, der handwerksmäßig Schüler bearbeitete; — für den Greis eine bittere Enttäuschung. Der Ausruf „armer Teufel!" schien uns hier nicht schlecht angewendet zu seyn. —

Der Alte wurde von einem Advokatenschreiber, der, mit der Aktenmappe unterm Arme, eiligst herangestürzt kam, und dem man es ansah, daß Gemächlichkeit ihm nur dem Namen nach bekannt sey, auf die Seite geschoben. Von früh bis in die späte Nacht mühte er sich ab, kopirte, entwarf Eingaben und lief, nach Freiheit seufzend, von einer Gerichtsstube in die andere. Bald kürzte er die Wörter ab, um sich seine Arbeit zu erleichtern, bald häufte er ein Beiwort auf das andere, damit das Kurze länger werde. Ehe wir ihm noch ein mitleidiges „armer Teufel!" mit auf den Weg geben konnten, kam schon sein Herr, der Advokat, dahergeschritten. Während der Wurf seines Rockes und der geschäftige Gang den gesuchten Anwalt andeuteten,

mußten wir aus seiner ungepuderten Amtsperrücke auf den wenig verdienenden Rechtsgelehrten schließen.

Gleich bei seinem ersten Anblicke wäre uns fast schon ein „armer Teufel!" entschlüpft, aber der Gedanke an den Sold, den er sogleich erheben werde, mehr aber noch die Gegenwart des großen Auditoriums, vor welchem er plaidiren sollte, erstickte den Ausruf. Als er jedoch den Aktenauszug durchblätterte, als er sah, er solle einen Mohren weiß waschen, da kostete es uns wirklich große Anstrengung zu schweigen.

Er hätte besser gethan, einen Hund lesen zu lehren, als das peinigende und schwierige Geschäft zu übernehmen, einen solchen Klienten zu vertheidigen. Er sollte beweisen, daß der im Herzen Schottlands geborene Angeklagte kein Schotte sey! Zuerst mußte er darthun, daß eins und eins weniger, als zwei, und darauf, daß zwei und zwei mehr, als vier sind. Er sollte sich nicht eines zweifelhaften, nein, eines verzweifelten Falles annehmen. Seine Geschicklichkeit sollte sich der Vertheidigung so großer Schurkerei annehmen, wie er nur irgend dem Gesetze nach, — von seinem Gewissen wollen wir gar nicht reden, — vertheidigen durfte. Obgleich sich der Wunsch in ihm regte, die Akten zurückzugeben, so erlaubten ihm doch wieder Erwerbsrücksichten nicht, dem Wunsche seines Herzens zu folgen. Er fühlte das Unwürdige seiner Stellung, als Vertheidiger solcher planmäßigen Schurkerei, ebenso deutlich, wie er sich des unglücklichen Erfolgs seiner Bemühungen von vorn herein bewußt war.

Als er nun gegen seine Ueberzeugung zu reden begann,

und, den klarsten Thatsachen gegenüber, Dinge leugnete, die auf der flachen Hand lagen; als er, falsche Gewichte in die Wage der Gerechtigkeit werfend, Aller Augen für blind erklärte; als er das Gesetz bald dem Geiste, und, wenn es ihm dienlicher war, bald wieder dem Buchstaben nach auslegte; als er den furchtsamen Zeugen einzuschüchtern, den unerfahrnen und arglosen zu Widersprüchen in seinen Aussagen zu verleiten suchte, und dann wieder die Wahrhaftigkeit eines andern Zeugen verdächtigte, nur um den gemeinsten Verbrecher vor der verdienten Strafe zu retten und die Zuhörer durch seine Beredsamkeit und Schlauheit zu entzücken, da hätten mich Ekel und Unwille fast aus meinem Halbschlummer erweckt. Als ich ihn aber später wieder erblickte, wie er sich vergebens einer guten Sache annahm, oder, ohne einzigen Klienten zu haben, mit hungrigen Blicken umsonst nach der allerschlechtesten Sache umherspähte, da konnte ich den bemitleidenden Seufzer „armer Teufel!“ nicht länger unterdrücken.

Neue Gruppen tauchten vor mir auf; bankerotte Herren, welche schon als Unmündige ihr ganzes Vermögen verjubelten und ältere Elende, welche, im Besitze der größten Reichthümer, um Kleinigkeiten knickerten. Die armen Teufel!

Hier stand ein kecker, zierlicher und eitler, alter Jüngling, der eifrigst bemüht war, sich in die Herzen aller Damen hinein zu lächeln, und dabei Allen seine Hand antrug, an der jeder Finger voll Körben hing. Ueberall verschmäht, überall mit Entrüstung abgewiesen, fand sich zu seinem Unglücke oft noch ein Bruder der Angebeteten ein,

der ihm auf ziemlich unverblümte Weise die Wahl zwischen Hetzpeitsche und Pistolen ließ.

Dort sah ich einen entzückten Bräutigam im ersten Feuer seines leidenschaftlichen Götzendienstes, glücklich im Besitz eines Engels, und daher der glücklichste aller Sterblichen. Zugleich aber bemerkte ich in den schwarzen, funkelnden Augen jenes angebeteten Engels ein gewisses Etwas, das mir, ungeachtet seines gegenwärtigen Entzückens und seiner schwärmerischen Hoffnungen auf die seligste Zukunft, über ihn, wie über den tänzelnden, alten Jüngling, den mitleidigen Ausruf „armer Teufel!" entlockte.

Da sah ich den Geldmenschen, wie er, trotz all seiner Schlauheit, gerade im Begriff war, seine harten Thaler für den Wechsel eines Schwindlers hinzugeben, um den kleinen Gewinn von sechzig Prozent in die Tasche zu schieben. Armer Teufel!

Aber unter der Masse dieser, sich zwar unähnlichen, dennoch aber gleichmäßig zu einem gewissen Grade von Mitleid berechtigten Menschen; unter den Landstreichern, Feldarbeitern, Bergleuten, Fleißigen und Faullenzern, welche oft die schwerste Arbeit darin finden, sich die Zeit zu vertreiben, die armen Teufel! unter diesen war ein trostloser, aber emsiger Arbeiter, der meine Aufmerksamkeit besonders fesselte; es war der Pfarrverweser des Kirchspiels, zu welchem die übrigen armen Teufel gehörten.

Hochzeiten, Kirchgänge, Taufen, Begräbnisse, Krankenbesuche und Schulvisitationen; Morgen- und Nachmittags-Gottesdienste mit Zugaben von Predigten, die Bearbeitung seines Gärtchens, sein täglicher, Meilen langer, beschwerlicher

Berufsweg, die Erziehung seiner sechs Buben, die Ermahnungen an seine Frau, den guten Muth nicht zu verlieren; seine regelmäßig verworfenen Journalbeiträge und die täglich deutlicher werdende Ueberzeugung, daß die Farbe seines schwarzen Anzugs immer mehr in's Graue übergehe — alles dieses und noch viel mehr, und dabei ein Jahrgehalt von sechszig Pfund! Armer T—, nein, armer Herr! —

Da kam ein mir näher bekannter, armer Teufel durch die Menge dahergeschlichen; es war der Druckerteufel, das bescheidenste Mitglied der ganzen, literarischen Genossenschaft, der letzte und geringste der Römer, der Kettenring zwischen dem Literaten und Nichtliteraten.

Auf den ersten Blick erschien sein Loos als ein beneidenswerthes und ehrenvolles. Wer würde nicht Freude und Stolz empfinden, dürfte er den ersten Abzugsbogen der „lyrischen Balladen" dem großen Barden der Seen überbringen? Welcher Romanleser würde nicht vergnügt mit den ersten Kapiteln des „Rienzi" den Liebesweg zu unserm berühmten Novellisten antreten? Welche noch so schüchterne und zartfühlende Dame spielte nicht gerne die Rolle des Druckerlehrlings, wenn sie dem Autor der „Irländischen Lieder" den Correkturbogen vorlegen könnte?

Bei näherer Betrachtung schien der Druckerteufel nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem zu haben, der einstmals in's Paradies gelangte; ein Ort, der weit ab vom Pfade unsers kleinen Peripatetikers liegt. Seine Gedanken beschäftigten sich nicht mit dem großen Unsterblichen, zu dem er ging, sondern mit den großen Steinen des Straßenpflasters; er achtete nicht auf die Tiefe des Geistes, der sich

in dem, was er trug, aussprach, sondern auf die Tiefe des Kothes zu seinen Füßen. Ihm galt es gleich, ob er den Correkturbogen eines Preiscourants, oder den eines Schauspiels trug, nur die Weite des Wegs allein interessirte ihn. Er konnte schlafen, während er auf die Correktur warten mußte, mochte es im Hause Adam Smiths, oder Horace Smiths, oder irgend eines andern Smith seyn. Früh oder spät, nach Osten oder Westen, in Hitze oder Kälte, im Regen oder Sonnenschein, — er trabte immer träumend mit seinem Druckbogen, als halber Nachtwandler, einher; ein Fackelträger, der den Glanz des Ruhms nicht ahnete, den er in seinen Händen trug; ein Cherub, der im Gewande eines Teufelchen, die köstlichsten Botschaften brachte.

Als er träumend seinen Nachmittagsgang verfolgte, da wurden meine Traumbetrachtungen immer tiefer.

„Wie!" rief ich leise, als hätte ich gefürchtet, mich selbst im Schlafe zu stören, „wie, sind denn alle Lagen im menschlichen Leben, — so ungleich sie uns erscheinen, — sind sie sich dennoch alle so ziemlich ähnlich? — Ist der Reiche und Mächtige denn ebenso sehr der Sklave der Verhältnisse, wie der Freudenlose, wie der Lehrjunge? Ist des Lehrers Leben nicht minder mühevoll, nicht minder ein Leben voll Prüfungen und Entbehrungen, als das des Elenden, der niemals lesen lernte; liegt der Unterschied zwischen der einen Sklaverei und der andern lediglich in der Verschiedenheit ihres Namens, in der des Ortes, oder des Gewandes? — Sieht denn jedes Stück, es sey eine gemeine Posse, oder ein Heldendrama — immer ganz gleich aus, wenn Du hinter die Coulisse trittst und Dein Urtheil nicht von der Loge,

sondern vom Hintergrunde der Bühne aus fällst? Sind wir denn Alle, in diesem, wie in jenem Costüme, nichts als Sklaven der Theaterlampen?! Arme Teufel! —"

Diese und ähnliche Betrachtungen müssen meinen Halbschlummer in einen festen Schlaf verwandelt haben, denn nun zog eine ganze Reihe der unregelmäßigsten Gestalten und wahnsinnig-abgeschmacktesten Gegenstände vor mir vorüber. Der Druckerteufel schien Premierminister geworden zu seyn, der Pfarrverweser hatte die Gestalt einer Bohnenstange angenommen, der Schulmeister hatte alles Menschliche verloren und der Advokat war schlimmer geworden, als ein Vieh. Kurz, die ganze Landschaft zog, wie im Diorama, vor mir vorüber, und ich selbst sank langsam in die Tiefe hinab, welche man als den Aufenthaltsort jenes Herrn bezeichnet, von dem ich vorhin sagte, er habe einmal seine Aufwartung im Paradiese gemacht.

Die Zeit meiner Ankunft dort unten war eine sehr bewegte. Die Leute waren ihrem alten Meister zu verrucht geworden; eine Empörung war ausgebrochen und die Verwirrung hatte den höchsten Grad erreicht. Man löschte das Feuer aus und führte, wie man sagte, die Wasserkur ein. Noch schlimmer; sie jagten die infernalische Majestät auf und ab, und hörten nicht auf ihr Bitten und Flehen. Durch Proklamation entsetzte ihn das vielgeschwänzte Ungeheuer, der Pöbel, seines Amtes und führte das Lynchgesetz ein.

Ach! — rief der Erhabene, voll Trauer über diesen Wechsel, — ach! die Ruchlosigkeit wird schlecht belohnt!

Diese Aeußerung aus dem erhabenen Munde, viel-

leicht auch Angewohnheit, entlockte mir den Ausruf „armer Teufel!"

Bevor ich aus meinem Schlummer erwachte, sah ich noch zwei oder drei meiner Vorfahren, und die von einigen meiner frommen Freunde den Entthronten umherhetzen, wobei sie ihm ein Emblem seiner Würde nach dem andern entrissen. Gleich im ersten Tumulte des Aufstands waren seine Hörner ein Opfer der Volkswuth gefallen; darauf nahmen ihm seine Verfolger die Hufen ab, und als ich, aus meinem Traume aufschreckend, in's Kaminfeuer fiel, kappten sie ihm unbarmherzig den Schweif ab!

Armer Teuf—. Nun, wenn man wacht, braucht man ihn nicht zu bemitleiden.

Die Vortheile des zu späten Kommens.

Von vornherein bitte ich den gefühlvollen und skeptischen Leser, sich nicht zu der Vermuthung verleiten zu lassen, daß das in diesem Kapitel Gesagte im Entferntesten nur darauf hinzielen solle, die Vortheile des zu späten Kommens zu einem Diner zu beweisen. Nein; da die Natur dem Hummer eine harte Schale und zartes Fleisch verliehen hat, so scheint sie auch das zarte Fleisch und nicht die harte Schale, zur Speise für den Menschen bestimmt

zu haben; aber dessenungeachtet kann sich's auf ganz natürliche Weise ereignen, daß nur noch die harten Hummerschalen zu Eurer Labung übrig geblieben sind, wenn Ihr zu spät zum Mittagsessen kommt. In Bezug auf dieses, sich täglich um die Mittagsstunde wiederholende, wichtige Ereigniß, müssen wir uns schon Pünktlichkeit zum Grundsatz machen. Dennoch giebt es selbst bei dieser Regel Ausnahmen, nach welchen es, unter Umständen sogar nützlich seyn kann, zu spät zu einem Diner zu kommen; zu einem guten, wenn die berühmten Köche, Podagra und Unverdaulichkeit, ihr Meisterstück lieferten; zu einem schlechten, wenn — doch, in diesem Falle ergibt sich der gute Grund schon von selbst. —

Pünktlichkeit ist eine armselige, billige und leicht auszuübende Tugend. Wer sonst keine guten Eigenschaften besitzt, der kann sich mit dieser auf sehr bequeme Weise brüsten. Sie ist das letzte Mittel, zu dem der moralisch Hülflose seine Zuflucht nimmt. Können wir uns sonst nicht als charakterfeste Menschen zeigen, so können wir doch wenigstens pünktlich seyn. Sobald das Kind nur erst den Schlag der Wanduhr zu deuten versteht, so kann es auch schon pünktlich seyn; Jedermann kann es seyn. Es ist ein Leichtes, die Lebensordnung nach einer gewissen Regel einzurichten; viel schwieriger dagegen ist es, zu wissen, wann und wie man von der Regel abweichen darf. Dieses findet auch auf die Regel der Pünktlichkeit Anwendung. Dumme Leute mögen der sich selbst vorgeschriebenen Linie nachsteuern; ein geistreicher Mann weiß genau, welche Freiheiten er sich in dieser Hinsicht erlauben darf. Bei genialen Leuten bedeutet

„Schlag zehn Uhr," im Laufe des Vormittags, oder irgend eine andere, ihnen passende Zeit vor Mitternacht. Sowie sie sich selbst dergleichen kleine Abweichungen erlauben, so nehmen sie es auch mit anderen Leuten nicht gar zu genau; militärische Pünktlichkeit ist ihnen in den Tod verhaßt. Die Zwangsjacke „Pünktlichkeit" wurde nicht für freie Leute gemacht. Im Vergleich mit dem Sklaven der Uhr, ist der der Bühne ein Kind der Freiheit. Aber Manche sind so große Freunde der Sklaverei, daß sie beständig kleine, unerbittliche Uhren mit sich herumschleppen, um sich dadurch an ihren Mangel an Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu erinnern; um, während sie mit einer Sache beschäftigt sind, daran gemahnt zu werden, daß die Zeit für eine andere Beschäftigung heranrückt. Im besten Zuge eine Liebeserklärung zu machen, müssen sie plötzlich weiter, und sind sie im Conzert, so treibt ihre Pünktlichkeit sie vielleicht gerade dann fort, wenn die Ouverture beginnt, und sie nur den Ohrenschmaus des Stimmens gehabt haben. Lady M. sagt „Gleiche der Zeit und Du hintergehst sie;" wir sagen: um die Zeit zu hintergehen, muß man thun, als gebe es gar keine Zeit.

Man hört oft sagen, daß der Mann, welcher Andere mit dem Mittagsessen auf sich warten läßt, seinen Fehler dadurch schwer büßen müsse, daß die wartende Gesellschaft inzwischen seinen guten Ruf vernichtet. Nun, wenn's auch so wäre, das Vergnügen, welches in der Verachtung all und jeder Pünktlichkeit liegt, wiegt die Strafe reichlich wieder auf. Ueberdies würde eine Pünktlichkeit, welche diesem Grunde ihr Entstehen zu verdanken hätte, eine höchst ver-

dächtige Besorgniß vor der secirenden Hand des Skandals bekunden. Wenn Ihr dahin gallopirt, und, um nicht vierzig Sekunden nach der bestimmten Minute zu kommen, Euren Hals auf's Spiel setzt, — von der Thierquälerei wollen wir gar nicht einmal reden — oder, wenn Ihr Euch aus purer Höflichkeit ein Fieber an den Hals arbeitet, so ist dieß schon schlimm genug; geschieht es aber lediglich aus Furcht, die Kritik könne sich mittlerweile mit Eurem werthen Charakter beschäftigen, so ist es mehr wie schlimm! Ich, meines Theils muß offen bekennen, daß ich immer großes Mißtrauen gegen ängstlich pünktliche Leute hege. Die nackte Thatsache, daß so ein Mann nach der Uhr pünktlich, auf die Minute da ist, spricht in zwiefacher Hinsicht gegen ihn; erstens, argwohnt man, daß sein Charakter die Prüfung nicht aushalten werde, welcher er sich durch Mangel an Pünktlichkeit aussetzen würde, und, zweitens, daß er ein Freund des Skandals sey, und sich, als einer der Ersten, so recht auf Kosten der später Kommenden erlustige. Was sehen wir dagegen auf der andern Seite? Der späte Gast tritt gemessenen Schritts, anderthalb Stunden nach der festgesetzten Zeit in's Zimmer; er ist sich seiner Ehrenhaftigkeit, seines nicht zu vernichtenden, guten Rufs bewußt; er ist der Märtyrer der giftigen Verläumdung, der, dessen Charakter allen Angriffen spottet, dessen gutes Herz ihn gerade zu der Verspätung bestimmt, damit er seinen, vor ihm gekommenen Nebenmenschen einige Augenblicke des harmlosesten Vergnügens bereite.

Es ist eigentlich ganz überflüssig, über die Pünktlichkeit viele Worte zu machen. Der Mann, der diese soge-

nannte Tugend besitzt, verdient, daß man ihn wenigstens drei Viertelstunden in einem dumpfen, ungeheizten Zimmer warten lasse, durch dessen einziges Fenster man nichts als Nebel und rothe Ziegeldächer sieht, während ein melancholischer Mops vor der Thür heult und im Nebenzimmer sich ein Flötendilettant die Tonleiter einexerzirt. Solchem Menschen darf man niemals Mitleid zeigen. Er erscheint nur, um mit seiner eingebildeten Tugend zu prahlen, und, die kostbare Repetiruhr in der Hand, sich mit Allen zu vergleichen, welche nach ihm erscheinen. —

In dem Leben nach der Uhr liegt immer etwas Prahlerisches und Anmaßendes, etwas Armseliges und Kleinliches. Wer von Zweien, die sich zu einem Stelldichein verabredet haben, wird der zuerst Kommende seyn? Nicht der Reiche, welcher kommt um zu zahlen, sondern der Arme, welcher empfangen soll; nicht die sich ihrer Reize bewußte Holde, welche, wenn sie lange nach der festgesetzten Stunde erscheint, den vor Ungeduld vergehenden Anbeter fragt, ob die Stunde denn schon schlug. Ihn könnt ihr schon zehn Minuten vor dem Glockenschlage auf dem Platze finden, den armen Teufel! Alle arme Teufel müssen pünktlich seyn. Sie wandern durch's Leben mit der Pünktlichkeit einer Chronometer-Uhr, und wenn sie siebenzig Jahre alt werden, so genießen sie doch noch nicht so viele Freiheit wie ein Schulknabe. Ihr seht sie mit einer Hast ihren Pflichten nachlaufen, als ob das ganze Getriebe des Weltalls in's Stocken gerathen würde, wenn sie sich um eine Minute verspäteten. Sie rennen, als müßten sie die Eilpost einholen, oder vielmehr alle Eilposten, die nach allen Richtungen hin das Land durch-

kreuzen. Was treibt denn diese rastlosen Wanderer? Hier an der Straßenecke hat Policinells Thespiskarren Halt gemacht. Blicken sie hin? werfen sie auch nur den flüchtigsten Blick auf den hölzernen Komiker? Nein, nicht den hundertsten Theil eines flüchtigen Blicks. Sie begegnen einem lieben, frisch aus Ostindien zurückgekehrten Freunde, einem theuren Gespielen ihrer Kindheit, einem Schulkameraden. Fallen sie ihm um den Hals, schütteln sie ihm die Hand zum Gruß? Nein; ihn grüßt nur ein Blick, rasch wie der Blitz, ein verwundertes „Himmel! bist Du da?" ein Händedruck, der keine viertel Sekunde währt, und weiter stürzen sie, als hätten sie einen gewöhnlichen Straßenbekannten gesehen, und rennen in der Eile das ganze Etablissement einer Obsthändlerin über den Haufen. Die Uhr der Leibgarde-Kaserne ist auf dem Schlage; in einer viertel Minute wird's von St. Paulskirche halb schlagen; — das ist ihre ganze Entschuldigung. Warten sollen sie; warten? Die Welt würde ja untergehen. „So wartet doch nur einen Augenblick!" ruft Ihr ihnen nach, sie aber haben nicht Zeit, um Zunge, Zähne und Lippen in Bewegung zu setzen, doch ihr erstaunter und mitleidiger Blick antwortet Euch: Nur einen Augenblick!! —

Alle, welche der Knute der Pünktlichkeit gehorchen, haben sich natürlich zum Lobe der Tugend verschworen, welche sie zu üben gewohnt sind, und so kommt es, daß Ihr in jedem Geschäftszweige, in jeder Lage des Lebens diese armen Teufel, diese Sklaven der Uhr, als gleißnerische Bewunderer des Pünktlichkeitssystems antrefft, welche den Mantel der Pünktlichkeit über eine Masse täglicher Ver-

gehungen breiten. Der alte Wucherer erpreßt seine zwölf Prozent; seine Opfer aber müssen zu seiner Ehre bekennen, daß, wenn er ihnen auch das Geld aus der Tasche stiehlt, er doch mit ihrer Zeit auf's Aeußerste geizt. Er schindet jeden armen Schelm, der ihm in die Hände fällt; er leiht Summen aus, giebt die Hälfte aber in schlechten Waaren; er ist ein so vollendeter Schurke, wie nur einer seyn kann, — aber, das muß ihm sein Feind lassen, was die Zeit betrifft, so ist er zuverlässig auf die Minute. Ihr gukt ihm auf die Finger; dennoch betrügt er Euch, daß Euch die Augen übergehen, aber pünktlich ist er, pünktlich, daß es eine wahre Freude ist.

Die unbestreitbaren Nachtheile der Pünktlichkeit werden, wenn durch nichts Anderes, am besten durch die unsäglichen Mühen derjenigen bewiesen, welche pünktlich seyn wollen; dagegen erfordert die Beweisführung der offenbaren Vortheile des zu späten Kommens schon eine weniger flüchtige Behandlung. Hört nur die Geschichte des Hrn. Langsam Trändler. Ueberall zu spät kommend, waren alle Leute darüber einig, er werde auch zu spät in die Ewigkeit hinübergehen, und, so wie Andere zu spät zum Omnibus kommen, einst den Leichenwagen verfehlen. Sein Wahlspruch, von der Wiege bis zum Sarge, war: „es ist nie zu spät, um noch zur rechten Zeit zu kommen,“ und man konnte ihm auch wirklich nicht den Vorwurf machen, jemals zu rechter Zeit gekommen zu seyn.

Der „alte Trändler“, — wie mein Großvater ihn zu nennen pflegte, — wurde zu spät geboren, und das war sein Glück. Sowie das Glück selbst, war auch er ein

Zwilling, kam aber zufällig eine Viertelstunde später auf die Welt, als sein Bruder, der folglich Universalerbe wurde. Weil unser Trändler also nichts erbte, so setzte ihn sein Onkel zum Erben ein; Trändler erbte dadurch mehr, als sein erstgeborner Bruder, und hatte noch den Extravortheil, ganz frei über sein Vermögen disponiren zu können. Auf diese Weise wurde der Umstand, der sein Unglück zu seyn schien, sein Glück. Wäre er zu rechter Zeit geboren worden, so wäre er offenbar zu früh auf die Welt gekommen. Dasselbe Geschick begleitete ihn in die Schule. Als das Boot, in welchem er mit einigen Schulkameraden eine Ruderparthie machen wollte, umschlug, und jede „kleine Seele" am Bord in den Wellen umkam, und als die vereinte väterliche, mütterliche und brüderliche Zärtlichkeit seinen frühzeitigen Verlust bejammerte, und, ohne auf die Kosten zu achten, Fischer zum Aufsuchen des kleinen Seligen aussandte, da, o Wunder! fand man ihn, den Entrepreneur der Wasserfahrt, den Miether des Boots, eine Meile vom Strande entfernt, kerngesund und so trocken wie eine alte Semmel, auf dem kleinsten der Grabsteine eines Friedhofes, ganz gemüthlich „Hinkebein" spielen.

Als man ihn fragte, weshalb er denn nicht die, von ihm vorgeschlagene Wasserparthie mitgemacht habe, da antwortete er, — d. h. sobald die Liebkosungen der Fragenden ihn zu Wort kommen ließen: „Wasserparthie? Ach ja! ja, richtig; — ich kam zu spät, und so fuhren sie ohne mich ab."

So kam er auch zu spät zum Eilwagen, der ihn, nach Ablauf der Ferien, in die Pension zurückbringen sollte.

Diejenigen, welche abfuhren, wurden erst umgeworfen, und dann in der Pensionsanstalt von den Masern empfangen. Das erste Fieber bekam er erst, als er schon fast hundert Jahre alt war und sich gerade in einem obskuren Dorfe befand, in welchem keine ärztliche Hülfe zu bekommen war. Man sandte nach einem Londoner Arzte, der, dem Zeitalter des Dampfes vorgreifend, Tag und Nacht durch reiste, in unglaublich kurzer Zeit bei ihm eintraf, und doch zu spät kam; zu spät, denn der alte Herr Trändler war mittlerweile genesen, und führte von nun an, wenn er alle die Vortheile des zu späten Kommens aufzählte, auch das zu späte Erscheinen des Arztes als einen der Hauptbeweise für sein durch Saumseligkeit geschaffenes Glück an. —

Trändler war nie verheirathet, doch war er schon einmal bis an den Traualtar gekommen. Er hatte einen prächtigen Köder, es wollte aber nicht beißen. Die Dame hatte „Ja" gesagt, der Hochzeitstag war festgesetzt, der Kontrakt ausgefertigt, die Hochzeitskleider fertig, selbst der Hochzeitsmorgen tagte, und die Braut mit ihrer Sippschaft stand am Altare; — Trändler blieb aus. Wie gewöhnlich, war wieder etwas in die Quere gekommen, das ihn aufhielt. Die Gesellschaft wartete und wartete; die reizbare Braut wurde wüthend, und als er endlich in die Kirche trat, war sie gerade vor einer halben Stunde aus derselben hinaus gesaust, hatte das hochzeitliche Gewand vom Leibe gerissen, und begann in der ersten ruhigen Stunde die Liebesflamme eines zurückgesetzten Verehrers wieder anzufachen. Trändler hat es nie bereut, daß er durch seine Saumseligkeit jenen wichtigen Lebensmoment versäumte, denn nach ungefähr

sieben Jahren mußte jene Holde, welche seine Lebensgefährtin zu werden bestimmt gewesen war, die ganze Strenge des Gesetzes empfinden; man entdeckte, daß sie das Ohr ihres schlafenden Gatten für eine Kugelform gehalten und ihm eine Kleinigkeit flüssiges Blei hineingegossen hatte. Sie büßte hart für diesen Irrthum. —

So zog er bei jeder Gelegenheit die größten Vortheile aus seinem gänzlichen Mangel an Pünktlichkeit. Tråndler sollte mit dem „George" von Spithead absegeln, war aber noch nicht in das Boot gestiegen, das ihn an Bord bringen sollte, als das noble Schiff mit Mann und Maus zu Grunde ging. — Einst hatte er sich entschlossen, einige Tausend Pfund in einer der Schwindelunternehmungen des vorigen Jahrhunderts anzulegen. Als er zur Stadt und an das Bureau der Gesellschaft kam, fand er alle Thüren verschlossen, und mußte sich mit seiner Spekulationswuth bis zum nächsten Morgen gedulden. Am nächsten Morgen war die ganze luftige Kompagnie in die Luft geflogen. — Hatte sich eine ganze Mittagsgesellschaft mit giftigen Schwämmen vergiftet, so hatte Trändler sich gewiß schon am Morgen entschuldigen lassen, oder wußte es so einzurichten, daß er eintrat, wenn abgedeckt wurde. — Wie mit dem Anfange einer Festlichkeit, so ging's ihm mit dem Ende eines Krawalls; er kam, wenn Jedermann seine Prügel bekommen hatte, und für ihn keine mehr übrig waren. — Man brach in ein Haus ein und stahl es bis auf die nackten Wände leer; Trändler hätte schon seit vierzehn Tagen der Bewohner desselben seyn sollen, hatte aber so lange mit dem Einziehen gezögert, bis andere Leute den Sturm abgehalten hatten; nun zog er

wohlgemuth hinein. Ein anderes Haus, das er zu kaufen im Begriff stand, brannte unversichert ab, bevor der Kaufbrief unterschrieben war, denn, — wie solche Dinge manchmal sonderbar gehen, — er war zur Unterschrift zu spät gekommen, und als er endlich kam, stand das Haus in vollen Flammen. —

Seinen Lieblingsbeweis für den Nutzen des zu späten Kommens zog er immer aus der späten Ankunft der preußischen Armee auf dem Schlachtfelde von Waterloo.

„Wie glücklich, daß die Preußen noch zu rechter Zeit kamen," rief jemand.

„Was Ihr zu rechter Zeit nennt, das heiße ich zu spät," pflegte Trändler zu erwidern. „Zu spät für die Schlacht nämlich, aber gerade zeitig genug zum Siege; zu spät für die Gefahr, hindert nicht Zeuge der Flucht zu seyn und Ruhm und Lohn zu theilen. Die glücklichen Preußen! Giebt es nicht noch Engländer die Menge, welche steif und fest behaupten, die Preußen hätten in der Schlacht bei Waterloo den Ausschlag gegeben?"

Trändler war, wie wir bereits gesagt haben, ganz sicher nie früher zu einem Streite zu kommen, als bis das Gefecht vorüber war; dessenungeachtet kam er einst in die Lage, sich duelliren zu müssen. Die Ursache des Streites war so abgeschmackt und unbedeutend, wie gewöhnlich die Veranlassungen zu Duellen sind. Als er am Morgen nach der Forderung erwachte, um sich seinem Gegner zu stellen, hatte er sogar ganz vergessen, was eigentlich die Veranlassung gewesen. Ich weiß nicht, schlief er über das Bemühen, sich die Ursache des Duells in's Gedächtniß zurückzurufen, wieder

ein, oder ging er den verkehrten Weg, genug, sein Sekundant, ein eingefleischter Duellant, ging nach langem, vergeblichen Warten, zum Kampfplatze hinaus, fest überzeugt, Trändler dort zu finden, traf jedoch nur den ungeduldigen Gegner, der, wie sich von selbst versteht, sogleich mit dem Sekundanten Händel bekam. Als Trändler endlich erschien, hatte der Sekundant bereits eine Kugel durch den leeren Raum bekommen, den er sein Gehirn zu nennen pflegte. Trändler ließ sogleich eine zweite Herausforderung an seinen mordlustigen Gegner ergehen; doch auch zu diesem Rendezvous kam er um eine Stunde, oder so zu spät, obgleich er sich rasend beeilte. Der Andere war mittlerweile nach dem Kontinente abgereist; — es giebt ja Leute, die Alles im Sturm betreiben müssen.

Sein theures Leben war auch noch anderen Gefahren, als Krankheiten, Schiffbruch und Duellen ausgesetzt; wie verschiedenartig dieselben aber auch seyn mochten, die Rettungsart war stets die nämliche. In der Blüthe seiner Jugend warb man ihn für die Sache des Prätendenten, und gab ihm den Auftrag, im Norden des Reichs einen Aufstand zu bewirken. Die ganze Gesellschaft von Verschworenen mußte baumeln, und auch er wäre der engen Kravatte nicht entgangen, wäre er nicht zu spät auf die Edinburger Post, und daher gar nicht zur Leitung des Aufstandes gekommen.

Jeder Andere, an Trändlers Stelle, wäre zu frühzeitig in das trändlerische Erbbegräbniß eingegangen, da das Schicksal wollte, daß er einstmals in einen sehr geschmackvoll gearbeiteten Sarg gelegt und vier und zwanzig Stunden

als Leiche ausgestellt wurde. Er schien so todt zu seyn, wie nur ein Erbe den Erblasser wünschen kann. Am Begräbnißtage wartete der Prediger zur festgesetzten Stunde auf dem Gottesacker, der selige Trändler kam aber erst, als die Nacht hereingebrochen und der Prediger, mit Hinterlassung der Weisung fortgegangen war, wenn Trändler beerdigt seyn wolle, so möge er sich am nächsten Morgen wieder her bemühen. Trändler, dessen Leichenequipage diesmal die Schuld der Verzögerung trug, wurde wieder heimgefahren, und in derselben Nacht hörte man Anfangs ein leises Kratzen im Sarge, und darauf ganz deutlich das Klirren einiger, auf dem Sargdeckel stehender Weingläser. Man sah sich genöthigt, den eingesperrten, aus dem Todtenschlafe erwachten Herrn aus seiner engen Behausung zu befreien. Wäre er nicht zu spät zum Begräbniß gekommen, sein Scheintod hätte ihn das Leben gekostet. Sein erstes Geschäft nach der Auferstehung war, daß er ein Codicill zu seinem Testamente machte, worin er dem Eigenthümer des Leichenwagens ein niedliches Jahrgehalt unter der Bedingung aussetzte, daß er, wenn wieder einmal für ihn die Equipage verlangt werde, alle möglichen Zögerungen veranlassen solle, so daß die Beerdigung um wenigstens vier und zwanzig Stunden verschoben werden müsse.

Genug — um hier nicht erst alle seine Verzögerungen und Verspätungen anzuführen — er hatte das Glück, durch seine Saumseligkeit allen möglichen Unfällen, Schwierigkeiten und Zänkereien zu entgehen, in die er, ohne sie, unfehlbar gerathen wäre. Hatte er einem Freunde seinen Besuch auf nächste Woche zugesagt, und kam er erst nach vierzehn

Tagen zu ihm hin, so traf sich's, daß die ganze Heerde unruhiger Kinder gerade Tags zuvor in die Pension geschickt worden war. Mußte er in eine langweilige Abendgesellschaft gehen, so kam er genau um die Zeit dort an, wenn die ärgste Langeweile glücklich überstanden war; das Kinderkonzert war zu Ende; Jemima, der Stolz und die Hoffnung des Hauses, war soeben schlafen gegangen, und sogar Herr Jemandini hatte vor kaum fünf Minuten, sammt seiner Guitarre, Abschied genommen. Hatte er eine Einladung in's Schauspiel empfangen, und trat er nun, nachdem er sich zu Hause bei einer Flasche guten Weins verspätet hatte, um neun Uhr in die Loge, so konnte er sicher darauf rechnen, daß man ihm den besten Platz in der ganzen Loge aufbewahrt hatte, um ihn für die versäumten drei Akte von den überflüssigen fünf, einigermaßen zu entschädigen. Die regelmäßige Wiederholung macht auch den kleinsten Vortheil zu einem großen Segen; das erkannte er schon daraus ganz deutlich, daß ihm durch sein regelmäßig zu spätes Erscheinen beim Familienfrühstücke der große Genuß wurde, das seinige in Ruhe und Behaglichkeit allein einnehmen zu können. Sein Glück in den kleinsten, wie in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens, bestärkte ihn in seinem Grundsatze: nie und nirgends zu rechter Zeit zu kommen. Durch sein zu spätes Kommen entging er allem Möglichen, nur nicht dem Glücke. —

Eine Londoner Polizeigeschichte. *)

„Besudelt hier die Mauern nicht. Ihr seyd alt genug, um zu wissen, daß das verboten ist, alter Mann. Marsch!" rief ein Londoner Polizeidiener einem, von der Last der Jahre, mehr aber noch von bitterer Sorge niedergebeugten Greise zu, der mit einem Stückchen Kreide unleserliche Worte an eine Mauer gekritzelt hatte, und nun tief seufzend, aber schweigend durch die Nacht hin weiter wankte.

Es war ein finsterer, kalter Herbstabend. Der in dichten Strömen vom Himmel herabstürzende Regen machte die Straßen kothig und schlüpfrig, und schwere Wolken, durch die kein Sternenschimmer drang, deuteten auf noch mehr Regen. Ohne Ziel wanderte der Greis vorwärts, bis er in einer Straße des äußersten Westends Halt machte, um von Neuem sein unterbrochenes Werk zu beginnen. Diesmal beschrieb er mit seiner Kreide eine Gartenmauer, über welcher, zwischen entlaubten Bäumen, eine matt schimmernde Laterne hing; wieder aber verscheuchte ihn ein Constabel, der ihn der Absicht beschuldigte, in den Garten steigen zu wollen. Welch' eine Beschuldigung! konnte der Greis doch kaum seine morschen Glieder auf ebner Straße fortschleppen. Doch ein Polizeidiener muß argwöhnisch seyn und der greise

*) Der hier erzählte Vorfall ist kein erdichteter; er ist vor etwa zehn Jahren den londoner Polizeiberichten entnommen. Damals erregte er gar keine, oder nur schnell vorübergehende Theilnahme.

Wanderer schien auch zu fühlen, daß in seinem Vorhaben, mochte es seyn, welches es wollte, etwas Verdächtiges liege. Er ging weiter, begleitet von der drohenden Warnung, sich nicht wieder in der Nachbarschaft des Gartens betreffen zu lassen. —

An jeder Straßenecke, um welche er bog, schien der heftige Wind seiner Wanderung ein Ziel setzen zu wollen; nach welcher Richtung hin er auch gehen mochte, immer schlug ihn der dichte Regen in's Gesicht. Nach kurzer Zeit hielt der arme, greise Pilger nochmals auf seinem Wege inne. Hier war's einsam und dunkel, hier zog er, während der Regen immer heftiger auf ihn niedergoß, unverdrossen sein Stückchen Kreide wieder hervor, und versuchte einen oder zwei unleserliche Sätze auf die rauhe Bretter-Umzäunung eines im Aufbau begriffenen Hauses zu schreiben. Mit der größten Anstrengung bemühte er sich, jeden Buchstaben deutlich und leserlich, und so viel ihm die Dunkelheit gestattete, mit dem nächsten zusammenhängend zu schreiben; aber die rauhe Fläche des Brettes würde sogar der Geschicklichkeit eines Schreibmeisters gespottet haben. Selbst beim hellsten Tageslichte, und wenn auch nicht der Regen die Zeilen bald nach ihrem Entstehen wieder verlöscht hätte, würde sie wohl schwerlich jemand haben entziffern können.

Fertig mit seiner Arbeit, blickte er zum düstern Himmel empor, und auf einen Augenblick schienen Kummer und Verzweiflung vor einem Hoffnungsstrahle zu weichen. Lächelnd, und ohne zu ahnen, daß sein Bemühen ein nutzloses gewesen, wandte er sich, und setzte seine traurige, beschwerliche Irrfahrt fort.

Drei oder vier Stunden lang schlich er so einher; bald bei einer Mauer, bald an einer Pforte, oder vor einer Einfriedigung stehen bleibend, um immer wieder dieselben Worte, welche er weder richtig, noch leserlich zu schreiben verstand, darauf zu kritzeln. Mit unerschöpflicher Geduld begann er immer wieder auf's Neue, mit der äußersten Sorgfalt malte er Buchstaben für Buchstaben langsam und so deutlich er es vermochte. Oft verscheucht, ging er unermüdlich im nächsten, stillen Winkel wieder an sein Werk, und ach! wie oft wurde er verscheucht!

Da der Regen unausgesetzt vom Himmel niedergoß, und vom Winde Jedem kalt und scharf in's Gesicht gejagt wurde, der genöthigt war, in dieser furchtbaren Nacht die Straßen Londons zu durchwandern, so kümmerten sich wenige der Fußgänger um den Greis, selbst wenn sie ihn die Thür, oder die geschlossenen Fensterläden eines unbewohnten Hauses bekritzeln sahen. Aber wenn auch die Meisten, nur auf sich selbst und auf die großen Wasserpfützen achtend, vorüber eilten, so hielten doch Einige aus Neugier, oder aus einer Regung des Mitleids auf ihrem Wege inne, um sein Beginnen zu beobachten, um ihn vor der Gefahr zu warnen, als Vagabonde arretirt zu werden, oder um ihn freundlich zu fragen, ob er von einem Quacksalber oder Stiefelwichsefabrikanten gedungen sey, das Lob ihrer Waare an die Wände zu schreiben. Auch mußte er den Spott erwachsener Buben (der schrecklichsten Quälgeister, denen der Unglückliche in den Straßen großer Städte begegnet) mit Geduld und Schweigen hinnehmen.

Dann und wann jedoch hatte er auch gesetzlichere und

wirksamere Unterbrechungen zu erdulden. Die damals neu gebildete Polizeimannschaft der Hauptstadt, sehr verschieden von der jetzigen, war roh und schonungslos. Der alte Mann hatte die ganze Brutalität und Anmaßung eines neu errichteten, ungeschliffenen Constabelkorps zu ertragen, wenn er bei seiner nutzlosen, wahnwitzigen Arbeit ertappt wurde. Nicht rauhe Scheltworte allein, nein, selbst Stöße jagten den greisen Pilger von einem Orte zum andern; er aber murrte nicht, — mit zum Himmel gerichteten Blicke, mit leisem Gebete um Segen für sein trostloses Werk, ging er weiter, und, die lebhafteren Straßen vermeidend, führte ihn sein Weg endlich in einen der finstersten Theile von Marylebone. Kranken Herzens, bis auf's Aeußerste ermattet, durchnäßt und halb erstarrt, und nur durch seine geistige Aufregung aufrecht erhalten, fühlte er sich jetzt in den menschenleeren Straßen, deren Häuser finster, deren Laternen dem Erlöschen nahe waren, unendlich elend und verlassen, als ihm aus einem, etwas von der Straße zurückgelegenen Hause heiteres Lachen und der Klang lieblicher, fröhlicher Stimmen entgegenschallte. Er stand wie festgebannt. — Welch' ein Kontrast zwischen diesem offnen, fröhlichen Lachen, und dem traurigen, trostlosen Schweigen im wunden Herzen des Greises! Doch, sein Herz begann hoffnungsvoll zu schlagen, anfangs leise, dann rascher und rascher, — es waren ja muntere Kinderstimmen, die sein Ohr berührten.

Keine Musik kommt der menschlichen Stimme gleich, und in keiner Stimme liegt solch' ein lieblicher Klang, als in dem fröhlichen Geplapper, oder in dem schallenden Lachen eines Kindes. Das schien auch der horchende Greis zu

fühlen, als er näher an das Haus trat und dem glücklichen Gelächter lauschte, welches mehr noch als der tobende Sturm, das Dach des Hauses zu erschüttern schien. Wie grob auch der Thon seyn mochte, aus dem er geformt war, mochte er auch sonst ein gewöhnlicher Mensch, eins jener Geschöpfe seyn, welche kaum mehr Geist besitzen, als die Lastthiere, mit denen sie in gemeinschaftlicher Arbeit ihr Leben verbringen, hier zeigte der Alte das größte Zartgefühl, die tiefsten, innigsten Empfindungen, als er sein Ohr so nahe wie nur möglich an den Fensterladen legte, um die abgebrochenen Ausrufungen und das hell ausbrechende, laute Gelächter der kleinen Glücklichen zu erhaschen.

Für die Kleinen war heute ein Festtag, eine Geburtstagsfeier; heute kam der Schlaf nicht um die gewohnte Stunde in die kleinen, lachenden Augen.

Der Regen floß in Strömen von den Fensterbrüstungen auf den Greis herab, er fühlte ihn aber nicht, er lauschte ja dem fröhlichen Jauchzen von Kindern, und blickte unverwandt durch die Spalten der Läden in's Innere des Zimmers hinein. Deutlich vernahm er das Lachen; er hörte wie eins der Kinder zu kichern begann, wie das zweite mit einstimmte, und dann Alle unaufhaltsam in ein helles, schallendes Gelächter ausbrachen. Jedem Stimmchen horchte er, ihm entging keins, weder das leise, zitternde Lachen, das sich bemüht nicht hervorzubrechen, noch das gellende Aufjauchzen, welches krampfhaft und in Thränen endet. Wieder und wieder erkannte er dieselben verschiedenen, kleinen Lacher an ihren Stimmen; sein Herz begann leiser zu schlagen, in seiner Brust ward es wieder kalt und öde, und die

kaum erstandene Hoffnung sank in ihr finsteres Grab zurück. Er hatte alle Stimmen vernommen, alle, — ach! er wußte gewiß, daß sein Ohr keine einzige überhört hatte, aber eine bekannte hatte es nicht darunter gefunden. Jene Stimme, jene unvergleichlich melodische Stimme, der keine auf Erden glich, die kaum zum Ohr, nein, die geradezu zum Herzen drang, sie, nach der er wachend und träumend, durch Nacht und Sturm und Regen in den menschenleeren Straßen forschte, sie war nicht darunter. —

Konnte aber nicht unter den glücklichen Kleinen ein stilles Kind, eine traurige, schweigende Zuschauerin seyn; ein bleiches Mädchen, dem es nicht möglich war, Theil an der Fröhlichkeit der Uebrigen zu nehmen, wenn auch das kleine Herz nicht ganz dem Einflusse seiner Umgebung widerstand? Eine, deren Thränen der Freude hätten fließen mögen und doch dem Kummer floßen? Er fühlte, wie närrisch, wie abgeschmackt der Gedanke sey; er wußte, sein Hoffen sey vergebens, aber sein Herz sagte ihm, es sey dennoch möglich. — Sollte er anklopfen, und, wenn nicht im Namen der Menschlichkeit, so doch im Namen des Himmels, um eine liebevolle Antwort auf seine thörichte, einfältige Frage bitten? Sollte er sich auch hier einer rauhen Zurückweisung aussetzen, und zu seiner Entschuldigung allein auf das Mitgefühl bauen, das Alt und Jung, Eltern und Kinder an einander knüpft, und die ganze Welt zu einem hehren Tempel der Eintracht, des Mitleids und der Liebe macht? —

Dieß waren die Gedanken, welche in ihm, wenn auch in einfacherem Gewande, erwachten. Er ließ sich auf die Thürschwelle nieder. Nach wenigen Augenblicken fuhr eine

Kutsche vor, um einige der Kinder abzuholen; er sah ein jedes, sie waren ihm fremd. Bald darauf folgten mehrere. Forschend prüfte er die Züge der Kleinen, als ob er bekannte darunter zu entdecken hoffte; endlich waren auch die letzten fort. Also auch die Hoffnung, daß hier in der Wohnung des Luxus, unter Fröhlichen und Glücklichen, sein verlorenes Lämmlein Schutz und Aufnahme gefunden haben könnte, war vernichtet. Die Thür wurde verschlossen, und weiter trieb es den zitternden, triefenden Greis seinen Liebesweg entlang, von dem ihn kindliches Lachen und die dadurch erweckte Hoffnung abgelockt hatte. —

Jetzt sich mehr der östlichen Richtung zuwendend, suchte er auch einige der Hauptstraßen auf, welche er bisher vermieden hatte, weil die erleuchteten Läden und das Gedränge der Fußgänger sein Vorhaben vereitelt hätten. Die späte Stunde hatte diese Hindernisse beseitigt, und er hatte jetzt nur noch die Polizei und jene mitternächtlichen Wanderer zu scheuen, welche das Laster, das Elend, oder die Gewohnheit des Herumstreichens obdachlos ließ.

Die Stunden verflossen, aber kein Stern des Himmels drang durch die finstern Regenwolken, um seinen Pfad zu erleuchten; kein Hoffnungsstern ermuthigt ihn zum Glauben, daß er seinen Zweck, mochte dieser seyn welcher er wollte, erreichen werde. —

Fast durch ein Viertheil der ungeheuren Stadt hindurch, durch weite Straßen und enge Gäßchen, an Armuth und Reichthum vorüber, welche er beide gleich wenig beachtete, hatten ihn seine müden Beine getragen. Vier Stunden lang hatte er die Mühseligkeiten des weiten Weges,

Nässe und Kälte ertragen, und sich mit wunden Füßen immer weiter geschleppt. Dann und wann, wenn er gerade bemüht war, das Stückchen Kreide mit den kalten, erstarrten Fingern fester zu fassen, glaubte er durch das Pfeifen und Heulen des Windes das Wimmern eines hungrigen, verirrten Kindes zu hören. Oft auch warf er den Blick zu einem, vom Nachtlichte erhellten Fenster empor, und dachte daran, wie in solchem Zimmer Jugend und Unschuld behaglich in liebenden Armen gewiegt werden könnten, obgleich seine eignen Arme jenes unschuldige Geschöpf, an dem sein Herz hing, mit nicht weniger Zärtlichkeit umfangen würden, wenn auch in der Behausung der Armuth; einer Armuth, von der er dennoch fürchtete, der Gegenstand seiner Liebe möge in diesem Augenblicke selbst ihres elenden Genusses beraubt seyn.

Zwei oder dreimal seit dem Beginne seiner Wanderung, hatte er ausgeruht, die Patrouille hatte ihn aber immer aus den trockenen Schutzwinkeln vertrieben und ihm gedroht, ihn wegen Obdachlosigkeit, ein Verbrechen, welches das Gesetz mit dem Namen Vagabondiren belegt, in's Gefängniß zu werfen. Jetzt war er vor ein Paar Minuten auf eine Treppe in Charing-Croß hingesunken, aber auch hier schreckte ihn wieder der Lichtstrahl aus der Laterne eines Polizeidieners, aus seinem Nachdenken empor. Schon an den beiden letzten Tagen gewarnt, sich hier nicht wieder betreffen zu lassen, wenn er nicht eingesperrt werden wolle, und zugleich von der Thurmuhr daran erinnert, daß es nahe vor Tagesanbruch sey, wandte er seine Schritte heimwärts; heim nach seiner verödeten Wohnung in einem der ärmlich-

ſten Viertel von Weſtminſter. Einmal aber noch, noch zum letzten Male, zog er ſein faſt ganz verbrauchtes Stückchen Kreide hervor, das er kaum noch zwiſchen den abgemagerten Fingern halten konnte. Es zerbröckelte jedoch, bevor er noch die wenigen Worte beendigen konnte, von denen er ſich feſt einbildete, — das Unglück iſt ja ſtets abergläubiſch — daß ſie glücklich zum Ziele geführt und dem Regen widerſtanden haben würden. Er durchſuchte alſo einen, in der Nähe liegenden Haufen Kalk und Kehricht, um etwas zu finden, womit er die begonnene Arbeit vollenden könnte, als abermals der Schein einer Laterne auf ihn fiel, und er, von ſtarker, rauher Hand gepackt, abgemattet und erſchöpft wie er war, durch Koth und Regen zur nächſten Polizeiwache hingeſchleppt wurde.

Am nächſten Morgen führte man ihn vor den Richter; die Anklage lag bereits vor. Beim Bekritzeln und Beſudeln von Mauern und Thüren ertappt, hatte er Gefängnißſtrafe verwirkt, und ſchon wollte man ihn abführen, als dem Richter einfiel, der Alte könnte Worte des Aufruhrs geſchrieben haben.

„Ich glaube nicht, daß es etwas Aufrühreriſches war," meinte ein Conſtabel, „denn er ſcheint mir nicht recht bei Verſtand zu ſeyn. Er klagt über den Verluſt eines kleinen Mädchens, ſeiner Enkelin."

Auf des Richters weiſen Einwand, daß jeder ordentliche Mann Trauerkleider anlege, wenn er ſeine Enkelin verloren habe, bemerkte der Conſtabel, er habe ſagen wollen, das Mädchen ſey geſtohlen worden, oder habe ſich verlaufen.

Bei dieser Bemerkung wurde der Greis von seinem Schmerze überwältigt; er seufzte, als wenn er selbst das kleine, schwache Geschöpf gewesen wäre, um dessen Verlust er sich grämte.

Seine Geschichte wurde jetzt in wenigen, einfachen Worten erzählt:

Des Mädchens Mutter, des Greises einzige Tochter, hatte ihren Vater in dem Alter von noch nicht siebenzehn Jahren verlassen. Ihr lasterhaftes Leben endete ein elender Tod, aber unter Laster und Elend wurde jenes zarte Blümchen geboren, welches er, so lange ihm der Himmel sein Leben fristen würde, vor den rauhen Stürmen der Welt zu schützen hoffte. Dieses ebenso unglückliche, wie unschuldige Geschöpf war ihm noch theurer, als ihm sein eignes Kind gewesen war. Als Kind seines Kindes schien ihm das Mädchen ein doppeltes Leben und doppelten Anspruch auf seine Liebe zu haben. Zu schwach, um noch seinem Erwerbe als Tagelöhner nachgehen zu können, war Armuth, die bitterste Armuth, das Loos des Greises, aber für ihre Bedürfnisse wußte er dennoch zu sorgen. An einem der letzten Tage, als er so für sie außerhalb des Hauses arbeitete, war die schöne, lebhafte Kleine, welche er, wie ein immer wachender Engel, mit seinem Leben beschützen wollte, plötzlich verschwunden. Die Mitbewohner seiner Hütte hatten das Kind im Sonnenscheine vor der Thür spielen sehen; ein Nachbar hatte es angetroffen, als es an einer Straßenecke umherziehenden Musikanten zugehorcht, und ein anderer sah es am Fenster eines Bilderladens, zwei Straßen weiter, stehen; — dieß war Alles, was er erforschen

konnte. Die Kleine konnte sich in den Straßen verirrt, sie konnte gestohlen, konnte von Wagen überfahren seyn.

Zu arm, um seinen Verlust durch die Zeitungen bekannt machen zu können, hatte der Greis Nächte lang alle Straßen der ungeheuren Stadt durchwandert, um seinen Verlust und den Namen und die Beschreibung des kleinen Mädchens in folgenden Worten an Mauern und Wände zu kritzeln:

„Verloren gegangen. Ein kleines Mädchen, Mary Rose genannt, sechs Jahre alt, mit einem grünen Kleidchen angethan; treue blaue Augen, blondes, zartes, in langen Locken auf den Nacken herabfallendes Haar; groß gewachsen und spricht rasch, mit einer lieblichen Stimme. Verlief sich von ihrem Großvater, Green-Arbour-Court, u. s. w."

So lauteten die Worte, doch waren sie anders buchstabirt. Ich weiß nicht, ob dieses kleine Geschichtchen auch für Andere etwas Ergreifendes hat; es mag zu unbedeutend klingen. Mir aber schien es einen Platz unter denjenigen Skizzen aus dem wirklichen Leben zu verdienen, welche Zeugniß geben von tiefer, zärtlicher Liebe. Welch' ein liebevolles Herz besaß dieser Greis! Wie einfach und doch wie mächtig ergreifend waren seine Worte: „treue, blaue Augen," „zartes Haar," „liebliche Stimme," in denen sich sein von Liebe überströmendes Herz ergoß. Ist es möglich, einem Fremden getreuer und rührender den Liebreiz des verlorenen Kindes zu schildern, an dem sein Herz wie an einem himmlischen Wesen hing? Welch' eine Ewigkeit der Angst und Bangigkeit verlebte er in jenen drei Nächten und Tagen,

während welcher er die endlosen Straßen Londons durchstreifte! —

Ueberall hin war er gepilgert, nur in seine Wohnung nicht. Er hatte es nicht gewagt dahin zurückzukehren; ihm wäre das dunkle, schweigende, leere Stübchen wie sein offnes Grab erschienen.

Vom Richter entlassen, wankte er nun nach Hause, um zu erfahren, daß, wenn er früher zurückgekehrt, die verflossene Nacht eine Nacht des Entzückens für ihn gewesen wäre. Das entflohene Täubchen war zum Schlage zurückgekehrt. Sein kleiner Liebling hatte die ganze Nacht auf ihn gewartet; jetzt schlief die Kleine sanft, unbewußt der liebenden, halb erblindeten Augen, welche heiße Freudenthränen an ihrem Lager weinten. —

Im Begriff auszugehen.

Ausgehen wollen und wirklich ausgehen, sind himmelweit von einander verschieden.

Besonders Vormittags wird Einem dieser Unterschied recht klar. Ihr habt z. B. eine Zusammenkunft verabredet, die gehalten werden muß, oder der heitere Himmel ladet Euch zu einem Spaziergange ein, auf dem Ihr zugleich einige Besuche abmachen wollt; Ihr müßt also ausgehen.

Nach einer langen Regenzeit, während welcher sich kein Mensch bei Euch sehen ließ, ist so ein Gang doppelt aufheiternd. Eurer vier Wände völlig überdrüssig, sehnt Ihr Euch nach frischer Luft, wie ein Schulknabe nach einem Feiertage, oder der Wucherer nach Zinsen. Alles umher lacht Euch so heiter an wie ein helles Kaminfeuer um Weihnacht, wenn man aus dem Abendnebel in's behagliche Zimmer tritt; selbst die Vorübergehenden gehen lächelnden Angesichts, und besser als gewöhnlich gekleidet, einher. Ihr werft die tägliche Weste, als zu altväterisch, bei Seite, sucht die hellsten Handschuhe hervor, genug, Ihr verwendet eine außergewöhnlich große Sorgfalt auf Eure Toilette, und seyd beinahe mit dem ganzen Anzuge fertig, als plötzlich, „Ratt, tatt! tatt, tatt!" der Klopfer der Hausthür ertönt. —

Das Klopfen an sich ist freilich nichts Ueberraschendes, aber in diesem Klopfen liegt etwas Unheilvolles, etwas Erschreckendes, Unwillkommenes. Seit mehreren Tagen schon hat niemand geklopft, wenigstens kein Besuch, und nun dieser ungewöhnliche Ton. Wäre der Schall ertönt, als Ihr noch beim Rasiren waret, Ihr hättet seine Wirkung schmerzlich empfinden müssen; so aber waret Ihr gerade beschäftigt, den letzten Hemdeknopf zuzuknüpfen, und eine kleine Falte im Hemdekragen ist die einzige üble Folge. Ihr schellt rasch, fast ängstlich. „Tim," ruft Ihr mit gedämpfter Stimme dem schläfrigen Sinecuristen zu, der Euer Haus bewacht, „Tim, es wird geklopft! Sey vorsichtig; ich will ausgehen, kann keinen Fremden empfangen. Du weißt, für welche Leute ich stets zu Hause bin, also laß keine Anderen herein." Ihr horcht, die Hände noch immer in

der unbequemen Haltung am Hemdekragen, wo sie das Klopfen festgenagelt zu haben scheint, und hört Tim ganz deutlich sagen: „Ja wohl!“ Ihr seyd also zu Hause, und Tim tritt auch alsbald mit der Meldung bei Euch ein, Euer alter und bester Freund, Herr Bluff, der stets willkommen ist, für den Ihr zu jeder Stunde zu Hause seyd, sey gekommen. Ihr wollt zwar ausgehen, doch einerlei: „laß ihn nur fünf Minuten warten.“ Dann werdet Ihr bei ihm seyn; er kann inzwischen die Zeitung lesen.

Zwei Minuten noch, Ihr seyd fast ganz mit Eurer Toilette fertig, den einen Arm habt Ihr bereits im Aermelloch der Weste, — o weh! es ist das verkehrte, — Himmel! da klopft es schon wieder. „Tim, ich bitte Dich, vergiß ja nicht, daß ich ausgehen will. Sieh' nach wer klopft. Wenn's nicht seyn muß, so bin ich für keine Seele zu Hause.“

Tim kommt mit der Visitenkarte des Herrn Joseph Primly zurück. „Primly — Primly? — ah, richtig! ja, ja, das ist der fremde Herr. — Du hast doch nicht gesagt, daß ich zu Hause bin?“ Tim hat nicht gesagt, daß Ihr zu Hause seyd, er hat nur gesagt, er wüßte nicht, ob Ihr für Herrn Primly zu sprechen seyd, er wollte fragen. „Dummkopf! — Primly — was kann der wollen? Ich habe ihn nur einmal gesprochen, aber, als einen Fremden, darf ich ihn jetzt doch nicht mehr abweisen. Gieb ihm die andere Zeitung, Tim, und bitte ihn, mich zu erwarten; in einer Minute werde ich unten seyn.“ —

Bevor Ihr aber wirklich hinunter eilen könnt, bevor Ihr noch das letzte Stück Eures Anzugs angelegt habt,

wird der Klopfer schon wieder in Bewegung gesetzt, der dritte Schlag ertönt. Verwünscht, dreimal verwünscht! „Wer ist's, Tim? Ich bin für Niemanden zu Hause. Tim, Du weißt, ob ich den Klopfenden sprechen muß, oder nicht, — ich will ja ausgehen.“ Mit wahrer Herzensangst erwartet Ihr die dritte Anmeldung. „Herr Puggins Cribb.“ Das ist ärgerlich! für den müßt Ihr zu Hause seyn. Er ist Euer streitsüchtiger, kaum versöhnter Freund; Euer cholerischer Herzensfreund, dem jede Entschuldigung verdächtig ist, der gar keine Entschuldigung gelten läßt, und der sich fortwährend beklagt, daß Ihr ihn vernachlässigt, während Ihr doch die gerechteste Ursache hättet, Euch darüber gegen ihn zu beklagen. Laßt Ihr Euch verleugnen, so argwöhnt er, daß Ihr zu Hause seyd, und findet er gar seinen Argwohn bestätigt, so tritt er sogleich die große Runde durch die Stadt an, um Euch bei jedem Eurer Bekannten schlecht zu machen. „Ja, Tim, für den muß ich zu Hause seyn. Aber, gütiger Himmel! wie viel Uhr ist es schon? ich will ja ausgehen.“

Ein Unglück kommt selten allein; Besucher, selten nur Paarweise, oder zu Dreien. Ehe Ihr wohlbehalten die Treppe hinunter gelangt seyd, wird Euch wahrscheinlich noch ein vierter Besuch angekündigt werden. Was ist zu machen? Sheridan hatte eine köstliche Manier, unwillkommene Besuche loszuwerden, aber seine Besucher waren lauter Gläubiger. Sie kamen früh Morgens, um sieben Uhr, damit sie nicht mit der gewöhnlichen Antwort: „nicht zu Hause,“ abgespeiset würden. Einmal da, wollten sie natürlich nicht wieder fortgehen, und so wurde denn der Erste in das eine,

der Zweite in das andere Zimmer genöthigt und so fort, um das Erwachen Sheridans abzuwarten. Die Thür wurde leise hinter Jedem verschlossen. Um zwölf Uhr pflegte Sheridan dann seinen Diener zu fragen: „Jakob, sind alle Zimmer verschlossen?" „Alle, Herr." „Gut, dann öffne mir leise die Hausthür," und nun ging er wohlgemuth von dannen.

Aber diese Kriegslist, wenn sie Euch auch wirklich in den Sinn kommt, läßt sich doch nicht gegen Eure Freunde anwenden. Ihr tretet ihnen also entgegen, schüttelt dem Einen kräftig die Hand, bittet ihn, Euch auf einen Augenblick zu entschuldigen, und macht dem Andern, den Ihr kaum kennt, eine ceremonielle Verbeugung, wobei Ihr seine Fingerspitzen leise berührt; oder Ihr nickt einem Dritten vertraulich zu, der in der Ecke sitzt und den freundschaftlichen Fuß, auf dem er mit Euch steht, dadurch an den Tag legt, daß er das schönste Heft Eurer Kupferstichsammlung wie einen Haufen alter Rechnungen oder Quittungen durchblättert.

Einen kleinen Unterschied in Ton und Haltung ausgenommen, begrüßt Ihr Jeden auf dieselbe Weise: „Ihr seyd glücklich, daß sie so früh gekommen sind, da Ihr gerade im Begriff waret, in sehr wichtigen Angelegenheiten auszugehen," und, sonderbarer Weise hat auch Jeder von ihnen auf Euren freundlichen Gruß dieselbe Antwort, nur durch die Betonung und durch die Art und Weise, wie sie vorgebracht wird, eine angenehme Abwechselung darbietend: „Ich werde Sie nicht aufhalten; lassen Sie sich von mir nicht aufhalten." Dennoch halten sie Euch auf; der Eine,

weil er nur ein oberflächlicher Bekannter von Euch ist, und daher schon „Anstands halber“ nicht gleich wieder davonlaufen kann; der Andere, weil er Euer guter Freund ist, der alle Formalitäten haßt und deßhalb fünfzig Mal wiederholt: „Unsinn, kehr Dich nicht an mich; mit mir mach' keine Umstände; ich gehe schon.“ In der That, diejenigen, gegen welche Ihr Euch schon eine kleine Freiheit erlauben könntet, diese halten Euch gerade am längsten auf. Wenn Ihr einen ceremoniellen Besucher in zwanzig Minuten hinaus komplimentiren könnt, so kostet's Euch wenigstens eine halbe Stunde, um einen Freund mit guter Manier hinauszuschieben.

Es giebt der Ursachen, weshalb man für Leute zu Hause seyn muß, außerordentlich viele. Der Eine ist ein Fremder, der Andere ein Verwandter; Dieser hat sich erst kürzlich verheirathet, und Ihr müßt ihm Glück dazu wünschen; Jener verlor gestern im Spiel und erwartet Eure Beileidsbezeugung; dann kommt Einer, der kein Geld von Euch will, und ein Zweiter, der Geld will, der Schlimmste von Allen.

Nach einer Menge von Pausen, Winken und kleinen Verlegenheiten, geben Drei von Vieren der „Macht der Verhältnisse“ nach, und erlauben Euch, „weil Ihr im Begriff seyd auszugehen,“ auch wirklich hinauszukommen. Nur Einer noch bleibt, um Euch ein Paar Worte im Vertrauen zu sagen, die Jedermann hören könnte, und noch dazu über ein Geschäft, welches nicht werth ist, daß man nur ein einziges Wort darüber verliert. Er will Euch nur noch eine Minute in Anspruch nehmen, nimmt jedoch fünfzehn,

und gerade nimmt er den fünften Anlauf zum wirklichen Abschiede, da, ratt, tatt, tatt! erschallt wieder der Thürklopfer, und hereintritt eben derjenige von allen Euren Bekannten, der sich nie damit befaßt, zu fragen, ob Ihr zu Hause seyd, oder nicht; der so geradesweges, wie Hamlets Geist, „durch das Portal schreitet," und ganz entzückt ist, Euch noch zu rechter Zeit getroffen zu haben, da er ein halbes Stündchen Eures „freien Morgens" für sich in Anspruch nehmen muß. —

„Aber, mein Bester, ich will gerade ausgehen; ich muß fort, man hat mich schon den ganzen Morgen aufgehalten. Kannst Du nicht am Freitag kommen? Treffe ich Dich nicht im Clubb?" Nichts, gar nichts wird angenommen; Ihr müßt geduldig Euren Freund anhören, der sich's in Eurem Lehnstuhl bequem macht, und seine Geschichte mit „komm', setze Dich; ich werde Dir die Sache haarklein erzählen," beginnt, als der halb ermüdete Tim schon wieder durch den Klopfer aufgerüttelt wird und dann Herrn Drone anmeldet, der sich auf Verabredung bei Euch einstellt. —

Gott Lob! dieser Besuch führt keine neue Schwierigkeiten mit sich. Herr Drone war zu 11 Uhr bestellt, und jetzt ist es nach 2 Uhr; der ist also leicht loszuwerden. Ihr könnt Euer Bedauern aussprechen, gerade jetzt verhindert zu seyn, gerade in diesem Augenblicke eine Abhaltung bekommen zu haben, und nach Eurem Belieben, einen andern Tag und eine andere Stunde festsetzen. Der zufällige Besucher, der Müssiggänger, ist derjenige, der uns am meisten belästigt; den Geschäftsmann, der getroffener Verabredung

gemäß zu Euch kommt, den könnt Ihr leicht, ohne viele Komplimente abfertigen.

Herr Drone ist fort, und Ihr tretet wieder mit verzweiflungsvoller Miene, aber mit dem festen Entschlusse aufmerksam zu scheinen, zu Eurem Gast in's Zimmer, setzt Euch jedoch nicht, sondern stochert so lange im Feuer herum, bis es erlischt, damit er sehen soll, Ihr bereitet Euch auf's Ausgehen vor. Da bittet Euch Euer Freund, der gestern in Gesellschaft war und spät nach Hause kam, um ein Glas Wein und etwas Sodawasser. Mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit eilt Ihr zum Glockenzuge; Ihr seyd beschämt, ihm nicht eine Erfrischung angeboten zu haben. Ihr bittet ihn aufrichtig um Entschuldigung, und setzt Euch dann mit freundlichem Lächeln und schwerem Herzen nieder, indem Ihr zugleich auf wenigstens eine Viertelstunde von Eurem Hute Abschied nehmt.

Endlich, endlich geht er, und Ihr seyd der Meinung, daß, obgleich die schönste Zeit des Vormittags längst verflossen, der Rest sich doch auch noch genießen lasse; Ihr könnt doch wenigstens noch den Platz besuchen, der zu dem verabredeten Zusammentreffen bestimmt war; Ihr könnt noch einen kleinen Spaziergang machen. Also, Hut und Stock ergriffen und Marsch! zur Hausthür hinaus. Die Thür ist geöffnet. Ihr steht auf der Schwelle, da, im Augenblicke der Erlösung, gerade als Ihr Euch so frei dünkt, wie der Vogel in der Luft, da hört Ihr Fußtritte, und gerade auf Euer Haus zu kommt ein anderer, gewissenloser Bekannter gegangen, der keine Entschuldigung gelten läßt und sich Eurer Person immer durch das Erfassen eines Rock-

knopfes zu versichern pflegt. Euch zurückzuziehen ist ebenso unmöglich, wie unbemerkt an ihm vorüber zu schleichen. Eure Hoffnung auf einen Spaziergang stirbt an Altersschwäche und Mißhandlung. Ihr seyd nicht fähig, Euren Aerger und Verdruß zu verbergen, aber was kehrt der sich an Eure getäuschten Hoffnungen, wenn er Euch nur fängt. „Sieh da! welch' ein Glück!" ruft er. „Einen Augenblick später, und ich hätte Sie verfehlt. Nur hinein; ausgehen ist nicht ausgegangen. Kommen Sie nur, ich werde Sie nicht lange aufhalten."

Ihr erklärt und protestirt, seyd sehr höflich und bedauert außerordentlich; aber was hilft's? Ein Besucher dieser Gattung kennt den Vortheil zu wohl, den er über Euch hat. Im Bewußtseyn Eurer Hülflosigkeit und Verzweiflung, lächelt er triumphirend. Er weiß, daß Ihr ihm nicht die Thür vor der Nase zuschlagen könnt; daß, wenn er darauf besteht, auf einen Augenblick bei Euch einzutreten, Ihr ihn hinein begleiten müßt; daß Ihr Euch entweder erfreut stellen müßt, ihn bei Euch zu sehen, oder Euch nicht darüber beschweren dürft, wenn er Euch unhöflich und ungastfreundlich nennt. Er weiß, daß er Euch gnädigst entlassen kann, wenn es ihm gefällig ist, daß Ihr ihm aber Eure Thür nicht verschließen könnt; kurz, daß Ihr Euch ihm auf Gnade und Ungnade ergeben müßt; und diese Ueberzeugung macht ihn völlig unbarmherzig.

Was geschieht? — Wer kann noch fragen? — Ihr kehrt um, nehmt den Hut ab, tretet in's erste, beste Zimmer ein, und ohne ein weiteres Zeichen der Gastfreundschaft, ohne den leisesten Wink für den Unbarmherzigen, der Euch

gefolgt ist, daß im Zimmer ein Stuhl vorhanden sey, stemmt Ihr die eine Hand auf einen Tisch, haltet in der andern den Hut, und erwartet, was Euer Tyrann Euch zu sagen haben kann. Er — ach! ihr Mächte der Unverschämtheit im Gewande der Freundschaft! — er, als das vorzüglichste Hausthier, ist kaum mit dem ersten Fuße über Eure Schwelle getreten, so fühlt er sich auch schon ganz wie zu Hause. Er wirft sich in einen Stuhl, und nach einigem Geschwätz über das Wetter, wobei er gesteht, es sey der lieblichste Morgen des ganzen Jahres, und über die wohlthätige Wirkung einer kleinen Promenade, wobei er erklärt, er lasse sich durch nichts in der Welt von seinem täglichen Spaziergange abhalten, beginnt er von Dingen zu sprechen, die einzig für ihn allein von Interesse sind: von Stadtämtern und von seiner Furcht zum Sheriff erwählt zu werden. Hiebei erinnert er sich seines Großvaters, der auch Sheriff war; vom Großvater kommt er auf den Vater und dann auf sich selbst, und schildert Euch endlich seinen ganzen Lebenslauf bis zu seinem zweiten Hochzeitstage.

Während dieser ewig langen Zeit seyd Ihr ruhig dagestanden, zu sehr gelangweilt, um ihn zu unterbrechen, bis der dunklere Schatten, der sich über das Zimmer lagert, Euch daran erinnert, daß die schönste Zeit des Tages verschwunden, daß an einen Spaziergang nicht mehr zu denken ist, und daß Ihr während des schönsten Frühlingsmorgens ein Gefangener im eignen Hause gewesen seyd. Voll Verzweiflung versucht Ihr nun doch endlich einmal den Zweck seines Besuches zu erfahren; Ihr wollt wissen was er von Euch will. — Was er will? — Nichts, gar nichts; er

will sich bei Euch nur ein wenig von seinem Spaziergange ausruhen und eine kleine Erfrischung einnehmen; denn, nach der Uhr blickend, — wodurch Ihr zu glauben verleitet werdet, er wolle jetzt gehen — entdeckt er, daß dieß gerade die Stunde ist, zu welcher er „einen Brocken" zu sich zu nehmen pflegt. Genug, dieser unermüdliche, unbewegliche Besucher denkt gar nicht an's Fortgehen und Ihr habt nicht den Muth, seine Anspielung auf etwas Genießbares zu überhören, seyd überdieß auch selbst einer kleinen Stärkung bedürftig. Hut und Stock, die Ihr bisher unausgesetzt in der Hand gehalten, werden jetzt auf den Tisch gelegt, der eine Handschuh wird abgezogen, und Ihr macht jetzt mit dem ausgehungerten Spaziergänger, der zweimal um den ganzen Park herum gelaufen ist, einen gemeinschaftlichen Angriff auf die Tafel.

So ist wiederum eine Stunde fort; glücklicher Weise er aber auch. „Die Luft ist rein," das fühlt Ihr, aber jeder Augenblick kann einen neuen Besuch bringen, und jetzt ist es vier Uhr, gerade die fashionableste Zeit zur Promenade. Also, an mit den Handschuhen, und — rapp! — erschallt der Thürklopfer! Verwünscht! hat sich denn die ganze menschliche Gesellschaft gegen Euch verschworen? — Ihr vergeßt, daß derselbe schöne Morgen, der Euch zum Spazierengehen aufforderte, auch Andere dazu verleitete und bei ihnen das Feuer der Freundschaft neu anfachte. Einerlei, jetzt hat's ein Ende; jetzt seyd Ihr für Niemanden mehr zu Hause. „Tim, für keinen Sterblichen zu Hause!" Unglücklicher Weise giebt es für diesen Befehl eine Ausnahme, und diese Ausnahme erscheint in der Gestalt des Mauer=

mannes, der das lecke Dach untersuchen soll. Das Dach muß untersucht werden, doch das läßt sich in zehn Minuten abmachen; also geht Ihr heldenmüthig an das neue Geschäft. Statt zehn Minuten, vergeht eine halbe Stunde, und Ihr seyd erlöset, aber genau in dem Augenblicke Eurer Erlösung, kommt der Schneider mit zwei neuen Röcken, die doch anprobirt werden müssen. Damit fertig, werden die seit vierzehn Tagen sehnlichst erwarteten, neuen Bücher gebracht, und während Ihr noch über die Art des Einbands in Zweifel seyd, erhaltet Ihr einen Brief mit der Aufschrift „cito! cito!“ der, obgleich ohne alle Wichtigkeit, doch sogleich beantwortet werden muß. Hut und Handschuhe werden nochmals abgelegt, der Stock in die Ecke gestellt, und —

Ratt, tatt, tatt! tönt es schon wieder, und dem Tone folgt, schnell wie ein sichtbares Echo, Samuel, der phlegmatische Sam! Nun könnt Ihr nur offen gestehen, daß vor dem Mittagsessen an gar kein Entkommen zu denken ist. Ihr mögt eingeladen seyn, oder Euch verabredet haben, ganz einerlei, das Ausgehen ist so gut wie unmöglich; heute kommt Ihr nun einmal nicht mehr aus dem Hause. Ein Mann kann den ganzen Tag lang im Begriff seyn auszugehen, und doch mit keinem Fuße vor die Hausthür kommen. Ihr gehört Sam vor Tisch, bei Tisch, nach Tische; bis zum Schlafengehen — und selbst dazu bestimmt er die Stunde — gehört Ihr ihm. — Ihr sagt ihm, daß Ihr einen Brief zu schreiben habt. „Schreib, mein Junge,“ antwortet er gelassen, „ich kann warten.“ Ihr gebt ihm zu bedenken, daß Ihr gleich nach Beendigung des Briefes

ausfahren müßt. „Gut, gut," erwidert er ruhig, „ich setze mich zu Dir in's Kabriolet, und dann kommen wir zurück und essen mit einander zu Mittag. Ich bin gerade des Essens wegen gekommen."

Haben es Euch Eure Ohren nicht schon gesagt, so sagt es Euch ein einziger Blick auf ihn, daß sein Entschluß fest steht und er ihn ausführen wird. Seine Blicke, seine Stimme, seine Haltung sagen es Euch, daß er durchführt, was er sich einmal vorgenommen. Hastig beginnt Ihr den Brief; kaum sind zwei Zeilen geschrieben, so streicht Ihr sie wieder durch; abermals ein Paar Zeilen, und abermals durchgestrichen. Sam sitzt wie angenagelt. Eure Unruhe wächst. Der Brief kann so nicht abgehen; Ihr nehmt einen andern Bogen Papier und beginnt die Epistel von vorn. „Laß Dir Zeit, mein Junge, laß Dir Zeit; vor sieben Uhr speisen wir ja doch nicht." — Ihr blickt unruhig im Zimmer umher und seht nur einen Hut, und der ist der Eurige. Den seinigen hat er, sammt seinem Regenschirm, draußen aufgehängt; ganz wie es die Leute machen, welche schon mit der Absicht lange zu bleiben in's Zimmer treten.

Gegen den ruhigen Sam anzukämpfen, wäre vergebliche Mühe; ein Versuch schon wäre lächerlich. Wie ein gefangener Vogel zu schreien und zu flattern, hilft auch nicht, dadurch öffnet sich kein Käfig. Statt zu klagen, müßt Ihr ihm's noch danken, daß er Euch in Ruhe den Brief schreiben läßt; statt Euch verdrießlich auf die Lippen zu beißen, könnt Ihr noch lachen, daß er Euch nicht bei der Arbeit stört. Darüber hinaus, seyd Ihr aber nicht mehr

Euer eigner Herr. Ausgehen wollt Ihr? — Ihr könnt ebenso gut versuchen, ohne Euren Schatten auszugehen. Gegen Sonnenuntergang dürft Ihr vielleicht, in Gesellschaft Eures Mephistopheles, ein Paar Schritte promeniren, bevor Ihr aber Euer Haus verlaßt, müßt Ihr zu sieben Uhr ein, wie er es nennt, „leichtes Mittagsessen und einige Extras" bestellen. Ihr könnt den Tag als einen verlorenen betrauern, aber hofft deshalb nicht, daß der Abend Euch gehöre. Wenn Ihr endlich, lange nach Mitternacht, allein seyd, so geht Ihr mit allerlei schönen Vorsätzen zur Ruhe, von denen der erste der ist, am nächsten Morgen früh aufzustehen und auszugehen.

Der Penny-a-liner. *)

Den Penny-a-liner, der eine rasche und deutliche Hand schreibt, erkennt man, gleich Pope, an seinem Styl. Ist er in dieser Beziehung auch mit Pope zu vergleichen, so hat er doch sonst nicht die geringste Aehnlichkeit mit ihm;

*) Penny-a-liners (einen Pfennig für die Zeile) werden die Lokal-Berichterstatter der Londoner Zeitungen genannt, welche für jede Zeile ihrer Artikel 1 bis 2 Pfennige Honorar erhalten.
Der Uebersetzer.

ihm gleicht überhaupt niemand in dem weiten Gebiete der Literatur. So wie er war, so ist und bleibt er. Er verachtet es in seiner Schreibart dem ewig wechselnden Geschmacke der Zeit zu folgen; er allein beugt sich nicht vor der Sucht nach Veränderung, jenem Götzen der ganzen Welt. Er hat einmal seinen Styl, bei dem bleibt er, den verläßt er der allgemeinen Neuerungssucht wegen nicht. Er glaubt sogar, sein Styl werde, wie die kölnischen Pfeifen, durch den Gebrauch immer besser, und seine Lieblingsphrasen müßten durch jede neue Anwendung an Feinheit und Ausdruck gewinnen. —

Erzählt er die neueste Neuigkeit aus den Kreisen der vornehmen Welt, schildert er den Schreck und den Kummer einer hohen Familie über das Entlaufen der kaum vier Wochen lang verheirathet gewesenen Lady Prudentia, so sagt er: „die Gefühle des beleidigten Gatten sind leichter zu denken, als zu beschreiben," und damit glaubt er uns einen klaren Blick in den Busen des Verlassenen eröffnet zu haben. Hält er es für nöthig, dieselbe Phrase in derselben Erzählung nochmals zu gebrauchen, so ändert er sie ein wenig um und sagt: „man kann sich die Gefühle denken, aber beschreiben lassen sie sich nicht." Erzählt er uns ein Beispiel von der tödtlichen Wirkung der Blausäure, so schreibt er, es sey keine Hoffnung zur Wiederherstellung des unglücklichen Herrn vorhanden, denn „der Lebensfunke in ihm erlosch." Der Dieb, der einer Dame den Arbeitsbeutel vom Arme stiehlt, ist „ein Ungeheuer in menschlicher Gestalt." Von einem Gewitter sagt er, „es besuchte" die Hauptstadt, und selbst die ältesten Leute könnten sich keiner

so schrecklichen Verwüstungen durch „die elektrische Flüssigkeit" entsinnen. Eine neue Schauspielerin „übertrifft die übertriebensten Erwartungen" des Publikums, und kann in ihren künstlerischen Leistungen „schwerlich erreicht, nie aber übertroffen" werden. Neue Bücher „erscheinen" nicht, sie „gehen aus der Presse hervor." Bei der Nachricht vom Tode eines bedeutenden Mannes heißt es, „seine Hand war stets zum Wohlthun geöffnet" und „Männer gleich ihm, findet man nur selten." Gegenstände, welche nicht auf's Genaueste mit einander verbunden sind, nennt er „feindlich getrennt, wie die Pole," und obgleich der Leser auf den ersten Blick zu erkennen pflegt, wie diese Pole sich vereinigen ließen, so ist der Penny=a=liner auf diesen Ausdruck doch so versessen, daß er sich seiner bei jeder Gelegenheit bedient. Aus klingenden Gründen giebt er Jedem die ihm gebührenden Titel in voller Länge; so berichtet er z. B.: „Bei diesem Mahle war auch der edle Lord John Russel, Parlamentsmitglied und Staatssekretär im Departement des Innern, gegenwärtig." Mit ängstlicher Genauigkeit giebt er das Maaß der Hagelkörner und die Zahl der Glasscheiben an, welche sie zertrümmerten. Ebenso gewissenhaft sind seine Nachrichten über den Umfang solcher Johannisbeeren, welche der Fülle eines Kürbis nacheifern, und weiß er von einer Familie gar nichts Besonderes zu berichten, so addirt er das Alter sämmtlicher Mitglieder derselben, und nennt das Facit ein seltenes. Für alle diese verschiedenartigen, nützlichen und erbaulichen Mittheilungen bedient er sich stets genau derselben Redensarten. Glaubt er, eine Feuersbrunst werde durch den Ausdruck „verheerendes Element" malerischer

und ergreifender, so wüthet das „verheerende Element“ bis an's Ende des Kapitels. Kommt ihm einmal ein guter Einfall, so wird der fortan bei jeder Gelegenheit benutzt; gute Dinge bleiben immer gut; ein gutes Epitheton verfehlt niemals seine Wirkung, wenn es auch noch so oft wiederholt wird. Bisweilen citirt er auch Stellen aus Klassikern, und dieß ist der einzige Punkt, in welchem ihn der Vorwurf der Veränderlichkeit treffen könnte; hier erlaubt er sich manchmal dem Sinne des Autors geradezu entgegengesetzte Anwendungen, oder sucht gar das Original zu verbessern:

„Ja, wer die Hirten so tränket, der heißt mir ein Schaaf!“

Leute, welche stets ihr Wort halten.

Königin. Mir scheint's, daß diese Dame gar zu viel verspricht.
Hamlet. O! dennoch hält sie sicherlich ihr Wort.

Nehmt Ihr das Wort für die That, so werdet Ihr solche Leute finden, welche stets ihr Wort halten. Sie schildern, hieße eine Legion porträtiren; auch könnte man ebenso gut versuchen, zwei ganz verschiedene Leute unter einen Hut zu bringen, denn diejenigen, welche stets ihr Wort halten, sind oft von denen, welche es nie thun, gar nicht zu unterscheiden.

So z. B. giebt es keine Familie in der Stadt, deren Zuverlässigkeit hinsichtlich eines gegebenen Versprechens so gerühmt würde, als die der Familie Froth, und dennoch weiß Jeder, der nur etwas genauer mit einem Mitgliede dieser Familie bekannt ist, daß sie an nichts weniger, als an's Worthalten denken. Jeder von sämmtlichen Froths rühmt sich der gewissenhaftesten Pünktlichkeit; dennoch ist keins ihrer Wort auch nur einen Schuß Pulver werth.

Nur in einem einzigen Punkte haben sie Wort gehalten, darin nämlich, daß die Jungen gelobten, den Alten ähnlich zu werden; ein Ei kann dem andern nicht ähnlicher seyn. Die alte Madame Froth ist immer voll Entzücken über ihre Söhne: „Nick ist ein Mann von Wort!“ ruft sie, oder: „Verlaßt Euch nur auf den Joseph,“ und ihr ehrenwerther Gatte ruft lächelnd vor väterlicher Freude und Stolz: „Wenn Julie Euch etwas verspricht, so ist's schon so gut als gethan.“

Wer würde nicht zu ihrem Glauben bekehrt werden, wenn sie dann Beide ausrufen: „Welch' ein Segen, wenn man von so zuverlässigen Kindern umgeben ist!“

Und die Kinder selbst wiederholen im Chor: „Wir sind streng erzogen und lernten Versprechungen heilig halten; kein Wunder also, daß wir ein wenig „eigen“ geworden sind; wir halten stets unser Wort.“

Diese Froths lügen einander so frech in's Gesicht und wissen überhaupt so wahrhaft aufzutreten, daß es für eine Zeit lang ganz unmöglich ist, ihnen nicht das größte Vertrauen zu schenken. Man möchte eher seinen eignen Sinnen,

als ihren Versicherungen mißtrauen; sie erscheinen Einem gar zu ordentlich und ehrlich.

„Joseph ist die Biederkeit selbst," sagt Julie; „er ist mit seinem Worte geradezu lächerlich ängstlich; er ließe lieber sein Leben, als daß er es bräche."

„Wahrhaftig!" ruft Joseph wenigstens einmal täglich, „giebt es einen Engel auf Erden, ein Geschöpf voll Wahrheit, voll Reinheit und Gewissenhaftigkeit, so ist es meine Schwester Julie. Wollte man sagen, sie habe noch nie ihr Wort gebrochen, so wäre dieß nichts gesagt; ich wage zu behaupten, sie wird es nie brechen; sie kann es nicht. —

Dennoch wäre es vernünftiger, auf morschem Eis zu gehen, als nur einen Augenblick jenem Engel auf Erden, oder seinem ehrlichen Lobredner zu vertrauen. Wer sich nicht ruiniren will, darf Keinem aus der Familie Froth vertrauen; wahrlich, wir wissen nicht, wie weit man ihrem Worte vertrauen dürfte, selbst wenn sie versprächen es zu brechen. Möglich, daß ihnen in diesem Falle zu trauen wäre, aber auch nur in diesem einzigen. Wenn der kleine Froth in der Wiege seine Stimme erheben und mit dem ganzen, ihm zu Gebote stehenden Wortschatze, sich in Versprechungen ergießen würde, kein Mensch würde dem Kinde glauben. Einige Jahre später, wenn das Kind zum kleinen Rebellen herangewachsen ist, und nun droht, es wolle das Tischtuch, sammt Suppe, Braten und Allem vom Tische reißen, so könnt Ihr unbesorgt Euer Mahl beendigen; in der Drohung liegt ein Versprechen, und daran zu glauben wäre lächerlich. Niemand glaubt den Froths, von der Wiege bis zum Grabe.

Es wäre schwer zu sagen, welchen Vortheil sie sich von ihrer Verfahrungsweise versprechen, und ebenso schwierig würde es seyn, nachzuweisen, daß ihnen wirklich Vergnügen daraus erwächst. So viel allein ist klar, daß sie genöthigt sind, sich gegenseitig beizustehen, und daß das Lob aus dem Munde des Einen der Eitelkeit des Andern offenbar schmeichelt. Eitelkeit und Mord verrathen sich in der Regel auf die merkwürdigste Weise. Die ganze Familie ist stets bemüht, unter einander die Eitelkeit aufzustacheln. Sie glauben Lobreden könnten nicht oft genug gehört und nicht feurig genug gehalten werden. Der Vater lobt die Mutter, die Mutter die Tochter, die Schwester den Bruder; selbst Großtanten und Muhmen stoßen, wenn's nöthig ist, mit in die Lobposaune, und hilft das noch nicht, so muß noch die liebe Großmama Beistand leisten. Alle Froths, ohne Ausnahme, legen die heißeste Liebe und Verehrung für jeden an den Tag, der den Namen Froth führt. —

Von der ganzen Sippschaft ist Nick derjenige, der am kaltblütigsten sein Wort bricht; obgleich er beständig behauptet, er breche es unter keinen Umständen. Es ist zweifelhaft, ob diese Kaltblütigkeit die Leute entwaffnet, oder sie täuscht; so viel ist jedoch gewiß, daß sie sich nur selten beklagen, und sich von ihm fortwährend am Narrenseile herumführen lassen.

In welchem Wasser Ihr Euch immerhin befinden mögt, er wird Euch immer lustig zur Seite schwimmen, um im Fall der Noth die Rolle des Retters zu spielen. Aber gerade in dem Augenblicke, wenn Ihr untersinkt, läßt er Eure Hand fahren und schwimmt mit der Versicherung

fort, er wolle ein Rettungsboot holen. Er gelobt sogar, Euch aus siedendem Wasser herauszufischen, denkt aber erst an die Erfüllung seines Versprechens, wenn das Wasser genugsam abgekühlt ist.

Nick Froth ist bei seinen Hülfeleistungen so geräuschvoll wie die Meeresbrandung, und eben so gefährlich. Seiner Einmischung sich zu entziehen, ist geradezu unmöglich. Was Ihr auch vorhaben mögt, er besteht darauf, es für Euch zu besorgen. Er erfaßt Eure reiflichst durchdachten Pläne und zermalmt sie mit seinen groben Fäusten. Indem er Euch zeigen will, was er machen kann, zeigt er Euch, was er zu verderben im Stande ist.

Ihr habt lange über eine Sache nachgedacht; auf's Höchste für sie interessirt, habt Ihr ihr allein all' Euren Scharfsinn gewidmet und seyd endlich so weit gelangt, den kürzesten Weg zum ersehnten Ziele gefunden zu haben. Da tritt Nick Froth herein, sieht sich das Ding einen Augenblick lang an und erklärt es darauf für grundfalsch. Da ihn die Sache gar nichts angeht, da er seine Meinung unaufgefordert abgiebt, so gerathet Ihr natürlich auf den Gedanken, er könne Recht haben. —

Zwar giebt er nicht an, wie das für falsch Erklärte recht zu machen sey, er hat es aber doch für falsch erklärt. Das Richtige zu finden ist jetzt die Aufgabe; er übernimmt die Lösung, er wird Euch bei der ersten Gelegenheit diese Lösung mittheilen. Sein Versprechen muß genügen, jedermann weiß ja, daß er stets sein Wort hält. Wehe dem Armen aber, der sich auf ihn verläßt; Nick wird sich nicht wieder bei ihm sehen lassen. Er hatte sich das Wort gege-

ben, Euren Plan zu vereiteln, ihn zu hintertreiben, und bei solchen Gelegenheiten ist Nick ein Mann von Wort.

Ein sich täglich wiederholender Fall wird eine klare Einsicht in das Lebensschauspiel gewähren, in welchem Nick Froth die Heldenrolle spielt. Es giebt Lagen im Leben, in welchen der Ton und die Haltung eines Briefes von entscheidendem Einflusse auf die wichtigsten Verhältnisse eines Menschen seyn können. Ueber einem solchen Schreiben hatte Nicks bester Freund eines Tages von Sonnenaufgang bis zum Mittage gebrütet, Anfangs voll Zweifel und Zaghaftigkeit, endlich aber vom Gelingen seiner Absicht glücklich überzeugt. Er hatte jedes Wort sorgfältig erwogen, hatte das Ganze nochmals geprüft, und selbst die kleinsten Kleinigkeiten nicht außer Acht gelassen, welche in dem delikaten Falle von einiger Bedeutung seyn könnten; jetzt fühlte er, daß selbst die pedantischste Tadelsucht auch nicht das Geringste daran auszusetzen finden könnte.

Da trat Nick zu ihm ein, und ehe noch die Freundschaft — die Närrin — ihn um seinen Rath fragen konnte, gab er schon seine Ansicht in Form eines Urtheils ab. Welch' ein Glück, daß er gekommen war! Der Brief taugte nicht; der Ton desselben war geradezu unpassend. Es sollte aber unverzüglich ein Schreiben abgesandt werden, und daher erbot er sich eines aufzusetzen, genau wie es nöthig war.

„Zuerst," sagte Nick, den verworfenen Brief zerreißend und ihn in's Feuer werfend, „zuerst muß dieser verkehrte Entwurf aus der Welt geschafft werden, da er uns nur irreleiten kann."

Mit der Flamme des brennenden Briefs erlosch auch

der Feuereifer Nicks. Er ergriff einen Bogen Papier, versuchte ein Dutzend Federn bei ebenso vielen „Werther Herr“ und bei verschiedenen Unterschriften, die er auf die kunstfertigste Weise nach allen möglichen schiefen Richtungen hin auslaufen ließ; dann ergoß er sich in Lobeserhebungen seiner literarischen Ausbildung und anderem leeren Geschwätz, aber von dem Briefe, der den vernichteten ersetzen sollte, war gar nicht mehr die Rede. Er schrieb eine Strophe des neuesten Gassenhauers, zeichnete Karrikaturen, wobei er selbst den trostlosen, treuen Freund an seiner Seite nicht verschonte, kritzelte noch ein Paar Bögen voll und sprang dann plötzlich auf, um nach Hause zu rennen und dort in ungestörter Ruhe die wichtige Epistel abzufassen. Er war ein Mann von Wort, der Brief war folglich so gut wie fertig. Jede Sylbe desselben hatte er bereits im Kopfe, aber jede Sylbe blieb auch im Kopfe stecken. Sein Freund verwünschte, daß er Nicks Zerstörungstriebe nicht Einhalt gethan und den Brief mit den sorgfältig ausgearbeiteten Phrasen vom Feuertode gerettet habe. Dieser Brief war so unrettbar verloren, wie sein Stellvertreter in Nicks Gehirn.

Seyd Ihr ebenso närrisch wie krank, so mögt Ihr Euch darauf verlassen, daß Nick mit der versprochenen Medizin kommen werde, die das einzige Mittel gegen die Krankheit ist, an der Ihr gerade leidet; aber laßt ihn bei Leibe nicht die Euch verordnete, vor Euch stehende Arzenei zum Fenster hinauswerfen, bevor er die neue gebracht hat. Seyd Ihr ebenso wahnsinnig, wie in Nöthen, so glaubt Nick, daß er sogleich mit Herkules zu Eurer Hülfe herbei eilen werde;

inzwischen strengt Eure eignen Kräfte an, als ob Ihr ihm gar keinen Glauben schenktet.

Niemand verlangt von Nick alle die Versprechungen, die er giebt und regelmäßig bricht; er erlaubt Keinem seinen Beistand zu begehren, er kommt jeder Bitte schon mit seinem Anerbieten zuvor. Seine Versprechungen wären ganz vorzüglich, wenn er sie nur hielte. Hat er einmal sein Wort gegeben, so nimmt er es um keinen Preis wieder zurück, ebenso wenig hält er es aber auch.

Er ist wahrhaft groß darin einer kleinen, vergnügten Gesellschaft Dinge vorzuschlagen, von denen er weiß, daß sie das Vergnügen Aller stören müssen. In zwei Minuten versteht er die geordnetste Sache in die allergrößte Verwirrung zu bringen. Man kennt seine Geschicklichkeit, Spazierfahrten in Irrfahrten zu verwandeln, und so hat er auch eine weit verbreitete Berühmtheit darin erlangt, falsche Nachrichten zu verkünden; angenehme, die sich nachher als Täuschungen erweisen, und unangenehme, welche wenigstens dazu dienten, angenehme Augenblicke zu verbittern. Er ladet alle Welt ein, läßt sie bitten, nur ein wenig zu warten, und kommt am Ende gar nicht.

Wie entrüstet Ihr auch seyn möget, Eure Entrüstung über seine geschäftigen, unheilvollen Einmischungen werdet Ihr nie gegen ihn äußern können, denn bevor Ihr noch zu Wort kommen könnt, stopft er Euch schon den Mund mit einem neuen Vorschlage, vielleicht mit seinem Lieblingsvorschlage, ein Liebhabertheater zu errichten. Ist dann die Garderobe fix und fertig, sind die Rollen vertheilt und einstudirt, und glaubt man, jetzt könne es losgehen, so findet

er, als selbstgeschaffener Direktor, daß nichts aus der Sache werden könne. Das Trauerspiel ist ihm plötzlich gar zu ergreifend, das Lustspiel zu komisch, auch hat er schon etwas Anderes, etwas ganz Besonderes vor, das er „nächstens“ zum Besten geben wird.

Findet Nick eine Familie beim gemüthlichen Gesellschaftsspiele versammelt, so tritt er auch hier als Störenfried auf, indem er von dem heutigen Maskenballe erzählt und Alle so lüstern danach macht, daß nur noch die Eintrittskarten zum allgemeinen Aufbruche fehlen. Die Eintrittskarten? Wenn weiter nichts fehlt, die besorgt er im Nu, und bestände die Familie auch, statt aus zehn, aus hundert Personen. Er geht die Karten holen; die Familie wartet; wer aber nicht wiederkommt, ist Nick Froth.

Pünktlich am nächsten Morgen erscheint er und ist sogleich mit einem neuen Unterhaltungsprojekte, als Entschädigung für die gestrige Maskerade, bei der Hand. Er bittet alle Bekannte einzuladen, er will die Gesellschaft durch den neuen, beliebten, komischen Sänger überraschen. Die Gesellschaft wird eingeladen und findet sich ein; die Ueberraschung, der Sänger und Nick bleiben aus.

Seine nächste Annäherung an die Erfüllung eines Versprechens besteht darin, daß er, wenn er heute um sieben Uhr Abends zu kommen verspricht, sich morgen Früh um sieben Uhr in einem zierlichen Billete wegen seines Ausbleibens entschuldigt. Er schmeichelt sich damit, bei solcher Gelegenheit die Pünktlichkeit eines Mannes von Wort bewiesen, und ganz wie ein ächter Gentleman gehandelt zu haben.

„Nicks Wort ist die beste Bürgschaft,“ ruft die ganze Familie Froth, ihrem Grundsatze getreu, Einen den Andern zu loben. „Er ist so sicher, so zuverlässig und pünktlich,“ sagt Julie, „daß die ganze Welt ihm Vertrauen schenkt. Neulich konnte ich aber doch nicht umhin, ihm zu sagen, er möge nicht gar so viele Versprechungen geben, denn es ist ja kaum glaublich, daß er stets sein Wort halten kann; aber er hält's!“

— Die nächsten Nachbaren jener Menschengattung, die wir in der Familie Froth zu schildern versuchten, stellen sich uns in einer andern Klasse der menschlichen Gesellschaft dar; Personen, von welchen man zwar nicht sagen kann, daß sie nie ihr Wort halten, die aber dennoch sehr von denen unterschieden sind, welche stets halten, was sie versprechen. Gleich jenen systematischen und unermüdlichen Wortbrüchigen, von denen wir fortan Abschied genommen haben, verlangt auch diese neue Klasse unser unbedingtes Zutrauen, indem sie behauptet, daß sie stets ihr Wort halte, daß Wort und That bei ihnen ganz gleich seyen. Jedes einzelne Mitglied dieser großen Gesellschaft behauptet den geraden Weg zu wandeln und nennt sich ohne Erröthen „Mann von Wort.“

Ja, unter gewissen Umständen, ist er auch wirklich ein Mann von Wort; er ist die purste Gewissenhaftigkeit, wenn es sein Vortheil erheischt.

Auch gegen die Leute, mit denen wir uns jetzt beschäftigen wollen, muß man beständig auf der Huth seyn. Sie sind außerordentlich ehrlich, so lange die Sonne scheint und Sonnenschein ihnen günstig ist; ist's kalt, so darf man sich

aber auch nicht darüber wundern, wenn sie ihre Hände in andrer Leute Taschen stecken, — um sie zu erwärmen.

Diese Leute könnt Ihr an ihrem Wahlspruche erkennen, mit dem sie beständig prahlen: „Mein Grundsatz ist, Wort zu halten, so weit sich solches mit der Klugheit verträgt." Niemals wird man sie sagen hören: „Mein Grundsatz ist, kein Versprechen zu geben, welches die Klugheit mir zu halten verbietet." Diese lieben Leutchen versprechen erst und denken dann über die Möglichkeit des Erfüllens nach. Ihr Wort ist allerdings in den meisten Fällen so gut wie die That; sie taugen beide nichts.

Einer von diesen ist Turningham, der den ganzen Tag geschäftig umherläuft, dessen Lebenspfad, obgleich ein Weg voller Krümmungen und Wendungen, dennoch nicht zum rechten Ziele führt. Turningham lebt der festen Ueberzeugung, man halte ihn für einen Mann von Wort; er würde Jedem, der anderer Meinung wäre, eine Kugel durch den Kopf jagen; dennoch weiß er recht gut, daß sein Wort so unzuverlässig ist wie eine Untiefe. Gefällt es ihm, so giebt er ein Versprechen; — mit der Erfüllung hält er es ebenso; das ist, nach seiner Ansicht, die bequemste Weise. Wünscht Ihr ein Versprechen von ihm zu erhalten, so dürft Ihr es fast schon als empfangen ansehen; die Erfüllung hängt jedoch lediglich vom Zufall ab. —

Niemals hat er sein Wort gebrochen, wenn ihm das Halten Vortheil brachte. Er ist pedantisch pünktlich, d. h. wo es ihm paßt. Für alle anderen Fälle hat er immer einen Schlupfwinkel, in den er sich flüchtet, die Regel nämlich, daß es besser sey, ein leichtsinnig gegebenes Wort zu

brechen, als es zu halten. Diese Regel hält er für eine unumstößliche Wahrheit und schöpft aus ihr den süßesten Trost. Ihr findet ihn nie wehrlos, nie ohne die gegründetsten Entschuldigungen. Er sagt, er halte sein Wort aus guten Gründen und sey nicht der Mann, der es breche — ohne die triftigsten Ursachen dazu zu haben. Dieß ist ein für allemal Gewissenssache bei ihm. Fordert Ihr ihn auf, ein Versprechen zu erfüllen, das ihm zum Nachtheil gereichen würde, so wird er keinen Anstand nehmen, zu antworten: „Ihr wollt, daß ich mein Wort halte? — Wer ersetzt mir denn den Schaden, der mir daraus entsteht?"

Was ließe sich darauf wohl erwidern? Solche Grundsätze entschuldigen bei Turningham und Consorten jeden Wortbruch. —

Unter den verschiedenen Gründen, welche ihn zu irgend einer Handlung bestimmen, ist der letzte stets der, daß er sein Wort darauf gegeben. Hat er sich entschieden, diesen oder jenen Schritt zu thun, hat er die verschiedenen „Warums" hervorgehoben, z. B. weil er dabei verdient, weil er diesen dadurch sich verpflichtet, oder Jenen damit ärgert, dann setzt er zuletzt noch hinzu, „und überdies versprach ich es zu thun."

Was der erste, in die Augen springende Beweggrund seyn müßte, das dient ihm nur als Dreingabe zu den übrigen Gründen; seines Versprechens gedenkt er zu allerletzt, sagt aber doch: „Schweig; ich gab mein Wort, und es muß geschehen."

Geht das gegebene Versprechen seinen sonstigen Interessen entgegen, statt Hand in Hand mit ihnen, so hört

seine Verbindlichkeit auf. „Ich halte stets mein Wort," spricht Turningham in solchen Fällen, „stets, so weit menschliche Kraft reicht; aber gegen die Verhältnisse kann man sich nicht auflehnen."

Erinnert man ihn daran, daß er sein gegebenes Wort zu lösen vergaß, so tritt er mit der größten Würde auf: „Glaubt Ihr, ich könnte mein gegebenes Wort vergessen? Verlaßt Euch darauf, daß ich es nicht vergessen habe, es aber zu halten, war in diesem Falle schier unmöglich." Und mit dieser flachen Entschuldigung glaubt er Alles zur Beschönigung seiner Wortbrüchigkeit gesagt zu haben. Ueberzeugt, daß Turningham des Versprechens nicht vergaß, übersieht man ganz den Grund seines Wortbruchs, und er sagt triumphirend: „Mein Wort halte ich stets, das wißt Ihr."

Obgleich alle diese Leute, obgleich die Mehrzahl aller uns umgebenden Versprecher sich für Leute von Wort halten, und es auch in so weit sind, daß sie für den Bruch desselben stets eine kleine, erbärmliche Entschuldigung vorzubringen wissen, so halten sie sich außerdem noch dadurch den Rücken gedeckt, daß sie sich selbst gewisse Bedingungen stellen, unter denen ihnen ein Wortbruch erlaubt ist; Bedingungen, wegen welcher man in keinem Falle auf ihre Treue und Zuverlässigkeit bauen kann.

Zu dieser Art von bedingten Versprechen, im häuslichen wie im gesellschaftlichen Leben, gehören die Gelöbnisse, um eine bestimmte Stunde Abends heimzukommen; in einigen Familien noch mit dem Zusatze „nüchtern." Die Betheuerungen Verliebter, Zahlungsversprechungen und Versicherungen unverbrüchlicher Freundschaft, gehören in dieselbe

Kathegorie. Mäßigkeitsgelöbnisse sind bisweilen von nicht größerer Bedeutung. Ein längeres Verweilen bei diesen würde langweilig werden. Jeder Leser wird aus seinem eignen Leben leicht ein Dutzend Illustrationen für unsere Behauptung liefern können, daß es mit solchen Versprechungen nichts weniger als genau genommen wird, obgleich das einfache „ich will,“ jede Entschuldigung abschneiden sollte.

Auch der Besserungsversprechungen entlassener und wieder in Gnaden angenommener Diener wollen wir hier nicht weiter gedenken; ebenso wenig auch der, den Dienstboten häufig gemachten Zusagen von Lohnerhöhungen, bei denen in der Regel kein Termin genannt wird. Es ist allerdings nicht unmöglich, daß Sorglosigkeit sich in Sorgfalt verwandle, aber vorsichtiger ist es jedenfalls, dem unermüdlichen Scherbenfabrikanten nicht gleich nach dem Gelöbnisse der Besserung, das beste Service anzuvertrauen. Ebenso wenig liegt es außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß der Lohn um Michaelis erhöht werde, nur möchten wir dem kammerdienenden Johann rathen, auf das einfache Versprechen hin, sich noch keine Taschenuhr zu kaufen; es ist besser, wenn er erst Michaelis abwartet.

Welcher Mangel an Moralität auch aus allen diesen Beispielen hervorleuchten mag, und sehen wir auch, daß die Turninghams schon aus Gewohnheit, ohne daran zu denken, oder ohne es nur selbst zu wissen, das Spiel des Lebens mit falschen Würfeln spielen, so können wir doch auch wiederum dem bösen Beispiele einen großen Theil der Schuld davon aufbürden.

Schon bei der frühesten Erziehung sollte dem Kinde

das Gefühl für die Heiligkeit des gegebenen Wortes eingeprägt werden. Nie sollte ein Eid das Ohr des unschuldigen Kindes berühren; die unschuldsvolle Zuversicht zu dem einfachen Worte wird dadurch getödtet. Gäbe es keine wirkliche, oder eingebildete Nothwendigkeit, welche Eide erheischt, so gäbe es auch keine Lüge. Weiß das Kind erst einmal, daß das Wort allein nicht mehr zur Bekräftigung der Wahrheit ausreicht, so hat es auch schon den ersten Unterricht in der Falschheit genossen.

Wir begeben uns jetzt auf ein anderes Gebiet, wir kommen zu jenen Wundern des Menschengeschlechts, welche ihr Wort halten. Welch' ein herrliches Land haben wir betreten, und wie reichlich ist es, dem Himmel sey's gedankt! bevölkert. Nein, dieses Land ist kein Paradies für einzelne Auserlesene, wie diejenigen glauben, welche ihm fern stehen, es ist die Heimath einer großen Anzahl Sterblicher. Hier begegnen wir denen, welche, wenn ein Versprechen von ihnen gefordert wird, viele Einwendungen und Bedingungen machen, das gegebene aber sicherlich halten. Hier werden wir nie den gefälligen, freundlichen Mann antreffen, der, wenn er laut spricht: „ich werde sicherlich kommen," leise hinzusetzt: „wenn ich kann," oder denjenigen, der kein verwundbares Zartgefühl, keine verletzbare Würde besitzt, der, wenn man ihn fragt: „kann ich mich auf Ihr Wort verlassen?" sich gar nicht beleidigt fühlt, sondern zuversichtlich antwortet: „das können Sie," und dabei doch denkt, in einem freien Lande hat Jeder seinen freien Willen. Hier wohnen nicht jene Trägen, welche, um einer augenblicklichen Unbequemlichkeit zu entgehen, sich auf die nächste Woche zu Unmöglichkeiten

verpflichten, und ebenso wenig sehen wir hier den, im täglichen Leben, aus Höflichkeit, ehrlich genannten Mann, der Recht und Unrecht mit einander verwechselt und sich der Erfüllung des einen Versprechens entbinden zu dürfen glaubt, wenn er dafür nur ein anderes hält. Nein, hier erblicken wir ganz andere Leute. Sie geben nicht leicht ein Versprechen, das gegebene halten sie aber. Sie sind Alle von demselben Fleisch und Blut wie jener tapfere Haudegen, über den man sich während des Halbinselkrieges bei Wellington beklagte, daß er einem Lieferanten gedroht habe, ihn am nächsten Morgen um 8 Uhr hängen zu lassen, wenn er bis dahin nicht das nöthige Proviant für die ausgehungerten Soldaten herbeigeschafft habe, obgleich er hoch und heilig betheuerte, es seyen keine Lebensmittel zu bekommen.

„Ha!" erwiderte der Herzog auf die Beschwerde des Lieferanten, „sagte er, er werde Euch hängen lassen? So? — Nun, da thätet Ihr wohl, Euch nach Proviant umzuschauen, denn der hält sein Wort!"

Und doch giebt dieses Beispiel von Zuverlässigkeit uns noch keinen klaren Begriff von der gewissenhaften Worttreue eines Menschen. Man könnte dieses Beispiel lediglich als einen Beweis von Berufstreue, von militärischer Pünktlichkeit, von Gewissenhaftigkeit im rothen Rocke nehmen. Vielleicht hätte sich dieselbe Tugend bei demselben Manne nicht gezeigt, wäre er außer Dienst gewesen; ebenso wenig, wie sich wohl jener Vaterlandsvertheidiger, dem hundert und fünfzig Hiebe zuerkannt waren, der aber nur fünf und siebenzig erhielt, und um Auszahlung des ihm zukommenden Restes

bat, sich zu dieser Bitte verstanden hätte, hätte er einen andern Rock getragen. —

Nehmen wir an, dieser Soldat sey ein Geldmäkler gewesen, der als solcher ebenso viele Schillinge zu viel erhielt, als er, als Soldat, zu wenig Hiebe empfing. Können wir uns wohl mit dem Gedanken vertraut machen, er habe dem nachlässigen Kunden das zuviel Erhaltene zurückgezahlt?

Tausende jener Beispiele von Heldenmuth, Treue und Zuverlässigkeit, welche uns die Geschichte erzählt, verdanken ihr Daseyn zufällig günstigen Umständen, oder einer, durch Nebenumstände bewirkten Aufregung, welche sich durch Tapferkeit oder dergleichen äußerte. Damon konnte nicht weniger für Pythias thun, und Pythias war genöthigt, das für Damon zu thun, was er that. In ihren Handlungen können wir keinen Beweis ihrer Charakterstärke erblicken; wer weiß, ob nur Einer von ihnen ein Mann von Wort war. Hätte Pythias den Damon zum Diner eingeladen, er hätte gewiß eine Stunde lang mit dem Essen auf ihn warten können, und hätte Damon dem Pythias dagegen sein Reitpferd zu leihen versprochen, er wäre sicherlich zur verabredeten Stunde selbst darauf gesessen.

Nelson steht in unsern Augen als ein mächtiges Beispiel eines Mannes von Wort da. Wir nehmen keinen Anstand zu glauben, er führe aus, was er versprach; dennoch kennen wir nur seine Berufsgewissenhaftigkeit; eine Worttreue, die ihn sicher die feindliche Flotte nehmen ließ, wenn er es vorher versprochen hatte. In solchem Falle waren wir sicher, er werde sein Wort lösen, nicht aber,

wenn er den Rubber Whist zu gewinnen versprach, wo er doch die Karten in der Hand hielt.

Es ist begreiflich, daß selbst zwischen Leuten von Wort ein, durch Stellung und Umstände bedingter Unterschied bestehen kann, der unserm Glauben an ihre Zuverlässigkeit Abbruch thut. Wenn ein Richter z. B. einem Manne den Galgen verspricht, so sind wir geneigter diesem Versprechen, als dem des Arztes zu vertrauen, der seinem Patienten baldige Genesung verheißt; dennoch sind Beide vielleicht ganz zuverlässige Leute. Von zwei Zusagen, welche uns der beste von allen unseren Bekannten macht; erstens, daß er zu uns zum Mittagsessen kommen, und, zweitens, daß er uns den Betrag seiner Schuld bringen werde, können wir, trotz unsrer Freundschaft, nicht umhin, der ersteren mehr Glauben zu schenken, als der letzteren.

Wer sich des verstorbenen Londoner Philosophen Phil. Harper erinnert, der wird sich auch der fast beispiellosen Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit des Biedermannes entsinnen. Harper, der einerseits der geschmeidigste Mann war, war andrerseits wieder so hartnäckig, wie nur ein Mensch seyn kann. Sicher, Alle für sich zu gewinnen, war er auch der Stärkste, allen Lockungen zu widerstehen; unbeugsam, aber liebenswürdig und keines Wortbruchs fähig, schien er, wenn er eine Bitte abschlug, dem Bittenden doch noch eine Gunst zu gewähren.

Der Fremde, welcher zum erstenmal das ruhige und milde Antlitz Harpers erblickte, — er sah selbst im Alter noch jung aus — konnte glauben, er sey leicht zu einem Versprechen, und ebenso leicht zum Brechen desselben zu

bewegen; blickte er ihn aber nochmals an, so entdeckte er deutlich die Züge eines festen Charakters, welche das einfache Gesicht ausdrucksvoll und seine Ruhe Ehrfurcht gebietend machten. Was Einem in seinen Blicken Anfangs als Leichtsinn erschien, das zeigte sich, bei näherer Bekanntschaft, als Macht. Selbst sein leichter Körperbau erhielt dann den Anschein besonderer Kraft, sowie auch der Ausdruck seines Auges dann einen größeren Einfluß auf den Beobachter ausübte. Dann wurdet Ihr überzeugt, daß er nicht allein einer außerordentlichen, moralischen Energie, sondern auch der größten körperlichen Anstrengung und Beschwerde fähig sey. Scheinbar leichten Charakters, war er doch fest wie ein Felsen; seinen Nebenmenschen ein strenger, aber gerechter Richter, ein stets bereitwilliger Helfer, ein sicherer Führer.

Welche herrliche Werke vollbrachte er in einem einzigen Tage! Wie viele Versprechungen gab er an einem einzigen Morgen! Sein Geist freute sich der Aufgaben, welche seine Herzensgüte ihm setzte; ihm war jeder Bittende willkommen, und wäre die ganze Welt zu ihm geströmt, er hätte gerne Allen geholfen. Aber so unmöglich es auch schien, daß er alle seine Versprechungen, die er mit Leichtigkeit gab, zu halten im Stande sey, so standen sie doch alle mit Flammenschrift in seinem Gedächtnisse verzeichnet, in welchem keins erlosch, bevor es erfüllt war, dann aber augenblicklich.

Eher hätte er sich selbst vergessen, als sein gegebenes Wort. Solche Vergeßlichkeit ist dem edlen, gerechten Manne ebenso unmöglich wie dem eitlen. Wie sonderbar sich die Extreme begegnen!

Der gutmüthigste Mann kann nie so viel geben, als die Menge von ihm fordert. Der gutherzige Harper war oft auf's Lästigste von einem Menschenschwarme belagert, welcher glaubte, jede Bitte sey schon gewährt, wenn sie nur vorgebracht würde. Welch' eine Täuschung! — Wo soeben noch die Quelle der Gewährung hell hervorsprudelte, stand jetzt ein verschlossener Fels; kein Tropfen quoll hervor; kein leicht zu sprechendes Wort der Zusage traf das Ohr des Horchenden. Harpers Gutmüthigkeit artete nie aus, um das wuchernde Unkraut „Täuschung" zu erzeugen. Er hätte ebenso leicht eine falsche Banknote ausgegeben, als ein falsches Versprechen gemacht. Er wußte zu verweigern, weil er zu gewähren verstand.

Mit welcher Sicherheit hielt er sein Wort! Man pflegt wohl zu sagen, „so sicher wie die Bank," aber keine Bank könnte ihre Sicherheit besser loben, als wenn sie sagte, „so sicher wie Harpers Wort." Harper war, mit einem Worte, das schöne Bild der Zuverlässigkeit; mit seinem Worte wäre auch sein Herz gebrochen. —

Der Theater-Unternehmer.

Der Theater-Unternehmer ist ein praktischer Logiker. Ohne einen Heller Geld in der Tasche, geht er auf Kontrakte ein, in denen er sich zu einer jährlichen Zahlung von

fünfzig tausend Pfund verpflichtet. Gleich stark an moralischem, wie an klingendem Fonds, macht er sich anheischig, dem „kunstsinnigen Publikum“ ein Bildungsinstitut in Form eines Theaters zu liefern. Ohne etwas zu besitzen, das er verlieren könnte, faßt er den Entschluß, Alles zu wagen. Shakespeare hält er für einen Schriftsteller, dem hinlängliche Ehre dadurch widerfuhr, daß seine Büste im Foyer aufgestellt wurde, und würde Hamlet jetzt geschrieben, so, sagt er, würde er ihn nur unter der Bedingung geben, daß der Autor den Geist gäbe. Seine Kenntniß der Bühne und der Bühnenliteratur erkennt man aus seiner Aeußerung: „wir bedürfen keiner Literatur, wir wollen Stücke;“ eine Aeußerung, welche uns an die eines hochgeborenen, deutschen Hoftheater-Intendanten erinnert, der zu einem Schauspieler sagte, welcher sich seiner Rolle nicht gewachsen fühlte: „Mein Himmel, die Sache ist ja ganz einfach, spielen Sie die Rolle nur so, wie sie Eßlair spielte!“ — Er ist allen Stücken Feind, welche lange Monologe enthalten; sie bestärken nur die theuren Schauspieler in ihren Prätensionen. Schauspieler ersten Ranges betrachtet er als nothwendige Uebel und engagirt von ihnen immer nur einen zur Zeit und für eine kurze Frist; die dritten Ranges sind seine Lieblinge; sie beweisen durch ihr Spiel, daß man auch beim ergreifendsten Drama einschlafen kann, und daß Shakespeare nicht „zieht.“ Ueberall zielt er darauf hin, zu beweisen, daß das Publikum kein Freund des klassischen Schauspiels sey, und auf die Durchführung dieses Beweises läßt er seine Existenz beruhen. Ist ein Schauspieler nur kein fein gebildeter Mann, so kann er es ihm noch verzeihen, wenn er ein Genie ist; der

Schauspieler, der ein feines Benehmen beim Theater einführen will, ist, in seinen Augen, ein Feind des Unternehmens. Ebenso lehnt er sich so viel wie möglich gegen das impertinente Ansehen auf, welches die wenigen Schauspielerinnen seiner Gesellschaft genießen, die einfältig genug sind, sich einen unbefleckten Ruf zu erhalten; Reinheit der Sitten hält er für eine Entwürdigung seines Etablissements. Sein Lieblingsspruch ist: „wenn erst die Ehrbarkeit bei dem weiblichen Personale einreißt, so kann ich nur gleich mein Haus schließen.“ Das Interesse des Theaters erfordert es, daß jede Schauspielerin ein viel besuchtes Boudoir hat und von Zeit zu Zeit, sowie es gerade dem Vortheile des Unternehmers entspricht, mit ihren Liebhabern wechselt. Er fragt nicht „was spielt sie?“ sondern „mit wem spielt sie?“ — Den Schauspieler engagirt er auf die Stärke seiner Lunge, die Schauspielerin auf die ihrer Beine hin. Ist er durch den Drang der Umstände genöthigt gewesen, ein „theures Subjekt“ zu engagiren, und läßt der Besuch des Theaters nach, so chikanirt er es so lange bis es den Kontrakt bricht.

Auch von einer andern Seite noch können wir den Theater-Unternehmer kennen lernen. Sehen wir ihn nur bei seinem Rechtsanwalt, hören wir, wie er diesem den Auftrag giebt, ihn der Aufführung verbotener Stücke anzuklagen, den Schluß des Hauses zu bewirken, und seinen Gläubigern darzuthun, er könne keinen Sixpence zahlen. Der Unternehmer schließt das Theater und die Theaterkasse, und die Truppe bekommt höchstens ein Drittheil der Gage. Seine Lieblingsoperation ist die, die Gage der Schauspieler zu vermindern, wenn die Geschäfte schlecht gehen, und

das Erhöhen zu vergessen, wenn sie wieder besser gehen. Seine Staatsklugheit legt er dadurch an den Tag, daß er die Truppe seine Verluste mittragen läßt, ohne ihnen einen Theil seines Gewinns zu gönnen. Seine Begriffe von der Anziehungskraft sind den Regeln der Naturlehre schnurstracks zuwiderlaufend, denn wenn das Auditorium klein ist, so glaubt er, seine Gesellschaft sey zu zahlreich; das Publikum will nicht kommen, daher giebt er einigen — gewöhnlich den besten — Schauspielern den Abschied. Seine Einnahme ist klein, und er ergreift die geeignetsten Maaßregeln, um sie noch zu verringern. Das schlechteste Abonnement bringt ihn nicht auf den Gedanken, das Publikum mehr anzuziehen; er verjagt es nur. Wenn eine Vierzig-Pferdekraft nicht ziehen will, so muß eine von dreißig versucht werden, sagt der Unternehmer. Alles, was der Unternehmer sagt und thut, zielt darauf hin, den Geschmack des Publikums und die guten Sitten zu verderben, die öffentlichen Vergnügungen zu vermindern, den Schauspielerstand herabzuwürdigen, die Phantasie zu lähmen, das menschliche Mitgefühl zu ersticken, die lebende Generation dasjenige mit Spott betrachten zu lassen, was die vorige verehrte und bewunderte, und eine edle, bildende Kunst als Deckmantel dummer Anmaßung, zügelloser Intrigue und schmutziger Gewinnsucht zu gebrauchen.

Betrachtungen über — Beine.

So wie wir das Gesetz der Selbsterhaltung als das erste im Naturrechte anerkennen, so müssen wir der Eigenliebe den ersten Platz unter allen Gefühlsbewegungen einräumen.

Dem allgemeinen Zugeständnisse nach, ist ein gewisser Grad von Eigenliebe bei allen Menschenkindern zu finden, aber bei den männlichen Menschenkindern finden wir überdies noch eine zweite durchstehende Regel, nämlich die, daß besagte Eigenliebe sich wieder in eine Menge kleiner Partheilichkeiten und in vielfach und verschiedenartig sich kundgebende Arten von Vorliebe für irgend einen wirklichen, oder eingebildeten, geistigen oder körperlichen Vorzug theilt, so daß wir, außer unserm natürlichen Vorrathe von Liebe, noch verschiedene Nebenarten von Liebe besitzen, welche verschiedene, ausgezeichnete Theile unsers eignen Selbst zum Gegenstande ihrer Zärtlichkeit auserkohren haben.

Daß ein Mann, außer seiner ihm innewohnenden, allgemein und gleichmäßig vertheilten Eigenliebe, noch eine besondere Zärtlichkeit für irgend ein Laster hegen kann, welches einen Theil seiner selbst bildet, bedarf wohl keiner Versicherung. Er liebt jene ihm eigne, natürliche Neigung, weil es ein männliches oder ein kleines, zartes, oder ein freies, kühnes Laster, oder weil es ein Laster ist, welches nur ihm selbst schadet, — es ist erstaunlich, wie leicht die Eigenliebe die Selbstbeeinträchtigung verzeiht, — oder weil es ein angenehmes oder ein einträgliches oder ein weniger

gemeines Laster, als das des Nächsten ist. Ebenso anerkannt ist es, daß der Mensch Lieblingsabneigungen wie Zuneigungen hat.

Nehmen wir ferner an, ein anderer, von gleich großer Eigenliebe beseelter Mann, besitze eine ebenso heftige wie ausschließliche Vorliebe für irgend eine Tugend, deren er sich rühmen kann. Vielleicht liebt er diese Tugend ihrer selbst wegen, vielleicht deswegen, weil er sie besitzt, — bei einem Andern hätte er sie vielleicht nicht bewundert, — oder weil die Anhänglichkeit an sie ihn schon viel gekostet hat, oder weil er ihr Ruhm und Ruf verdankt, weil sie sich also bezahlt machte. Er ist vielleicht stolz auf seine Demuth, er kann vielleicht mit seiner Redlichkeit prahlen, oder er ist berauscht von dem wonnigen Bewußtseyn seiner Mäßigkeit.

Alles dieses ist so begreiflich, so deutlich, daß wir kein Wort weiter darüber zu verlieren brauchen.

Wir können offen den Haß bekennen, den wir im Busen bergen, und — nach Johnson — eben deshalb geliebt werden; oder wir hegen eine übergroße Achtung vor einer Tugend, die sich zufällig zu uns verirrte, oder wir sind mit großer Partheilichkeit für ein Talent eingenommen, das wir besitzen, das aber unsern anderen Talenten bei weitem nachsteht. So kann es sich ereignen, daß ein ausgezeichneter Bildhauer stolz auf seine Silhouettirkunst ist, oder, daß ein anerkannt tüchtiger Redner viel lieber sein Tänzer-, als sein Rednertalent loben hört. Hat es doch Philosophen gegeben, die sich nicht so gerne sagen ließen: „Ihr Urtheil ist weise,“ als „Ihr Gesang ist meisterhaft.“

Preise einen renommirten Advokaten wegen seiner gründ-

lichen Rechtskenntniß, wegen seiner tiefen Gelehrsamkeit, und er hört Dir vielleicht gleichgültig zu, lobe dagegen seine sichere Weinprobe, und Du träufelst Entzücken in sein Herz. Wir haben einen berühmten Komiker gekannt, der sich aus dem Gelächter des Publikums gar nichts machte, nanntest Du ihn aber einen geschickten Whistspieler, so war er acht Tage lang der glücklichste Mensch.

Diese kleinen, wunderlichen Partheilichkeiten, in welchen sich die Eigenliebe gefällt, sind erklärlich. Nicht so leicht erklärlich sind jene Partheilichkeiten, welche irgend einen Theil des menschlichen Körpers zum Gegenstande ihrer Bevorzugung machen, irgend einen Gesichtszug, oder irgend ein Glied des Körpers. Dennoch finden wir überall Beispiele dieser Vorliebe, dieser Eitelkeit.

Gehen wir wohin wir wollen; zu den Großen dieser Erde oder zu den Lächerlichen, zu den Schönen oder zu den Alltäglichen, zu Grauhaarigen oder Flachsköpfigen; nehmen wir alle Grade durch, von Hyperion bis zu Caliban, was finden wir Anderes, als dieselbe Vorliebe für Gliedmassen und Gesichtszüge, an denen Keiner, als ihre Besitzer, etwas Ausgezeichnetes gewahren kann; etwas, das ihnen vor den übrigen Gliedmassen oder Gesichtszügen einen Vorzug gäbe.

Die Eigenliebe, welche das ganze Selbst liebt, liebt einen Theil dieses Selbst doch noch ganz besonders. Sie ist das flüchtigste aller Gefühle, bis sie einmal eine feste Richtung angenommen hat; dann geht sie aber auch nicht mehr vom Fleck. Sie klammert sich an den kleinen Finger der linken Hand, oder an die große Zehe des rechten Fußes;

sie hängt sich an die Augenbrauen oder setzt sich rittlings auf den Nasensattel.

Sieht man welches die Lieblingsplätze dieses wunderlichen Gefühls sind, so darf man sich gar nicht darüber wundern, wenn man einem Manne begegnet, der in seinen Nacken vernarrt ist. Er ist vielleicht gar nicht eitel auf seine hohe Stirn, auf seine breite Brust, oder auf seinen zierlichen Fuß, aber seinen Nacken hält er für schön.

Die Hand, an deren Form man die Abkunft eines Menschen erkennen will, wird mit Recht sehr oft zum Gegenstande der größten Sorgfalt gemacht; doch sollte sich diese liebende Sorgfalt stets auf beide Hände erstrecken und nie in Narrheit ausarten. Am allerwenigsten darf sich die Liebe bis auf die Beine erstrecken.

Die liberalsten Richter in solchen Dingen haben niemals die Form der Beine als sicheres Kennzeichen der Abkunft und der Bildung ihres Besitzers anerkannt; dennoch sind sie es gerade, denen die Eigenliebe im Allgemeinen ihre ganze Zärtlichkeit zuwendet.

Backenbärte, das müssen wir gestehen, sind bei Vielen die gefährlichsten Rivale der Beine. Es giebt Leute, auf welche der schönste Lockenkopf, der jemals in einem Romane, oder in dem Ladenfenster eines Haarkünstlers figurirte, gar keinen Eindruck macht; Leute, welche nichts um breite Schultern, um kleine Hände, oder um blendend weiße Zähne geben; die offen bekennen, es gehe nichts über einen vollen Backenbart.

Die Backenbartliebe ist mit einigen Naturen förmlich verwachsen; sie wird bei ihnen zur heftigsten Leidenschaft.

Auch eine Schnurrbartliebe tauchte einst plötzlich auf, sie gedieh aber selbst in ihrer Glanzperiode nicht, zu der leidenschaftlichen Höhe, wie die für Backenbärte. Es giebt ganz gebildete Leute, welche lieber ihre Augen als ihre Backenbärte verlieren würden. Dessenungeachtet gehen die Beine doch noch über die Bärte.

Wir sehen Leute, sehr gewöhnliche Leute, welche nicht mehr Eigenliebe besitzen, als jedem Menschen von Rechts wegen zukommt, die aber dennoch für irgend einen Theil ihres Leibes eine glühende Zärtlichkeit hegen. Einige blicken voll Stolz auf ihre linke Hand, Andere auf ihren rechten Fuß; Einige wenden die ganze Stärke ihrer Schwäche ihrem Haar oder ihrer Nase zu, oder machen es wie der, dem wir neulich begegneten, der prächtige Augen, einen schönen Mund, ein liebliches Benehmen und die herrlichsten Geistesfähigkeiten besaß, und doch nur allein auf seine Ohren stolz war; der Esel!

Die stärkste, die dauerndste Vorliebe des Mannes pflegt die für seine Beine zu seyn. Es giebt Menschen, welche wegen der Vorzüglichkeit ihrer Beine im Leben gar nicht vorwärts kommen können; sowie sie sich bewegen wollen, sind ihnen ihre eignen Beine im Wege. Von diesen kann man sagen, daß sie beständig über ihre eignen Beine stolpern, oder daß sie, die Füße nach oben gekehrt, durch die Welt wandern wollen.

Man muß gestehen, daß diejenigen, deren Beine das Epitheton „verdreht" verdienen, der Schwierigkeiten gar manche zu überwinden haben, um durch die Welt zu kommen. Wir sehen oft Beine, welche Cruikshank gezeichnet zu

haben scheint; Beine, von denen man glauben muß, man habe sie nach der Sündfluth gefunden, und, bis zum Gebrauch, einstweilen in einen Knoten verschlungen, aufbewahrt; wahre Scheunthorbeine. Bei diesen Beinen hilft alles Wattiren nichts; man muß sich nur darüber wundern, wie ein Schustergenie die Stiefeln für sie passend machte.

Aber selbst solche Beine sehen wir durch's Leben kommen, und wären auch die verkrüppeltsten Zweige der Korkeiche, im Vergleich mit ihnen, symmetrisch gewachsen, der Besitzer gewöhnt sich doch sehr bald an ihren Gebrauch. Er weiß, daß sie nicht zu mißgestaltet sind, um darauf vorwärts watscheln zu können, und so watschelt er denn darauf los. Ja, so verdreht und unförmlich sie auch immerhin seyn mögen, er geht auf ihnen einher, ohne zu stolpern. Um wie viel glücklicher muß er also seyn, der Held vom schönen Bein, der Besitzer solch' eines köstlichen Paares, das, statt den Weg zu gehen, welchen sein Herr gehen will, ihn direkte in's Narrenparadies führt.

Wer kennte nicht wenigstens einen dieser Narren? Die Philosophen haben sich seit ewigen Zeiten über den Sitz der Seele im Körper gestritten. Man ist dahin übereingekommen, daß die des Tanzmeisters in den Zehen wohne, und die des Advokaten in seiner Zunge; der Eine trägt sie in der flachen Hand, der andere in der zugeknöpften Hosentasche; — die unsers Helden residirt, ohne allen Zweifel, in seinen Beinen.

In seinen Beinen wohnt ein höheres Bewußtseyn, das dem übrigen Körper fremd ist; sie sind mehr als seine bessere Hälfte. Werft seinen Kopf und sein Herz in die

eine Schaale, die Beine in der andern wägen beide vollkommen auf. Es verdrießt ihn, wenn man Knochen Beine nennt; nach seiner Ansicht sind Beine die Quintessenz alles Irdischen. Sagt ihm, der Mensch sey aus Thon geformt, und er wird sagen, Ihr habt Recht, bis auf die Beine, die seyen mindestens Porzellan. Wäre er ein Schwan mit zwei Hälsen, statt einer Gans mit einem einzigen, er würde sie lieber beide hergeben, als sich von einem seiner Lieblinge trennen. Wie zärtlich und bewundernd betrachtet er sie, Morgens und Abends; — auch am hellen Mittage und selbst in seinen Träumen! Wann sähe er sie nicht, wann dächte er nicht an sie? Sie sind „der Ozean für den Strom seiner Gedanken;" alle seine Gefühle richten sich auf seine Beine, und betrachtet er sie, so summt er stolz vor sich hin:

„Dieß Alles ist mir unterthan."

In seinen Augen, hat die Natur in seinen Beinen ihr Meisterstück geliefert; sie sind das non plus ultra des Erhabenen und Schönen, die Pfeiler und Stützen menschlicher Glückseligkeit.

„Den Blick nach oben gerichtet, erschau'n wir den Himmel;" unser Held kommt durch das entgegengesetzte Mittel zum Ziele; jeder Blick auf die Beine zeigt ihm seinen Himmel.

Das Einzige, was bisweilen sein Glück trübt, ist der Kummer darüber, daß dem Menschen nur zwei Beine gegeben sind; er beneidet den Tausendbein, d. h. in Betreff der Zahl; was die Form betrifft, so würde er sich nie herablassen, Herkules oder Apollo zu beneiden. Von ganzem

Herzen bedauert er jene Engelsköpfe, welche, wenn sie auch nur gemalt oder geschnitzt sind, nichts als geflügelte Schultern haben; — keine Beine! Er erklärt, er würde sich ohne seine beiden Beine für ebenso unglücklich halten wie ein constituirter Körper, welchem innerer Verfall zwei „ehrenwerthe Glieder" raubte. Ohne Beine könnte er sich noch besser mit dem aufgelösten Parlamentskörper vergleichen. Nimmt man diesem seine „ehrenwerthen Glieder" so bleibt gar nichts übrig, ein vergessener Rock oder Hut etwa ausgenommen.

Man glaube jedoch nicht, unser Held habe weder Kopf noch Arme, die hat er allerdings, aber sein ganzes Leben steckt in seinen Beinen; er ist nur für sie da, sie nicht für ihn. Ihnen allein verdankt er seine Stellung im Leben, folglich überschüttet er sie auch mit der ganzen Güte seines Herzens.

Was man nur Beinen zu lieb thun kann, das thut er den seinigen; er schmückt sie mit den feinsten, seidenen Strümpfen, kleidet sie in faltenlose Unnennbare und in Stiefeln, die für einen Seraph gemacht zu sein scheinen. Er wärmt sie am Ofen und streckt sie auf's schwellende Sopha. Wo er auch seyn mag, sicherlich streckt er überall seine Beine hervor, wie das Rebhuhn die seinigen durch die Rinde der Pastete. Erst seht Ihr seine Beine, dann ihn selbst.

Wohin er auch zu blicken scheint, sein Auge ruht in Wirklichkeit auf nichts Anderem, als auf seinen Beinen. Unterhaltet Euch mit ihm, worüber Ihr wollt, ihm liegen nur seine Beine im Sinne, sie gehen ihm beständig im

Kopfe herum, in diesem leeren Raume. Ihr kommt vielleicht geraden Weges von Rom und erzählt ihm voll Entzücken vom Prachtbau der St. Peterskirche. Ihr bemerkt, wie sich der Ausdruck des Vergnügens in den Zügen seines Antlitzes steigert; er scheint in Eurem Entzücken mitzuschwelgen; da bricht er plötzlich, mit dem zärtlichsten Blicke auf seine Beine, in die Worte aus: „Ja, sie sind prächtig gebaut!"

Es giebt Leute, deren Blick nicht über ihre Nase hinausreicht, gerade so ist der seinige beständig auf seine Beine gerichtet, Ihr mögt ihm den erhabenen Bau eines Domes oder die gigantischen Massen der Pyramiden schildern.

So erzählten wir ihm einmal von Demoiselle Mars, daß ihr Gesicht im hohen Alter noch faltenlos sey. „Ja," sagte er, „ich wollte meinem Schneider auch nicht rathen, mir Falten in die Beinkleider zu machen." Wie groß auch die Liebe unsers Helden zu seinen beiden Beinen seyn mag, die zum rechten ist doch noch größer als die zum linken. Das rechte klopft und streichelt er dreimal, während das linke sich dieser Liebkosungen nur zweimal zu erfreuen hat. Dennoch zieht er das linke Bein jedem Dinge in der Welt vor, — das rechte Bein ausgenommen.

Würde er einmal Nachts, auf verbotenen Wegen, in Fußangeln gerathen, sich mit dem rechten Beine darin fangen! — doch, der Gedanke ist zu schauderhaft, als daß wir ihn weiter ausmalen könnten. —

Sich ihn von Adlern angegriffen zu denken; sich zu denken wie diese ihm die Augen aushacken, hat durchaus nichts Schreckhaftes für uns, denn um seine Augen giebt

er nichts. Auch ein Geier, seinen Leib zerfleischend, ist kein Schaudergemälde, so lange er die Beine verschont. Leute, mit zackigem, eisernen Halsbande, oder mit Daumschrauben geschmückt, bieten ein Schauspiel des Schmerzes dar; nur er nicht; er giebt nichts um seinen Hals und ebenso wenig um seine Hände. Laßt seine Beine in Ruhe und er ist unverwundbar. Ein Hund, der seinen linken Stiefel benagt, würde schrecklicher für ihn seyn, als ein ihm auf die Schultern springender Tiger.

Ach! wenn einst das grausame Ungeheuer, Zipperlein, einen seiner Lieblinge, seinen Stolz packte! Doch, laßt uns nicht an die verschleierte Zukunft mit ihren Schrecken denken; noch besitzt er die Beine in ihrem vollen Glanze und — ex pede herculem — man kennt ihn an seinen Beinen. So lange bis ihn die Zeit von den Beinen bringt, lächelt er herausfordernd jeder Trübsal entgegen.

Wird der Mann mit schönen Beinen durch ihre Schönheit auch auf seinem Lebenswege bedeutend inkommodirt, so gewähren sie ihm dagegen andrerseits doppeltes Vergnügen: er bewundert seine eignen Beine und macht sich über die andrer Leute lustig. Des Gesichts eines Menschen erinnert er sich nicht, aber auf die Identität von einem Paar Beinen kann er schwören, und hätte er sie nur ein einziges Mal im dichtesten Menschengewühl gesehen.

„Sieh' doch den Menschen dort!" ruft er. „Hast Du jemals solch' ein Scheusal gesehen?"

„Nun; seine Nase ist allerdings sehr roth, aber etwas Auffallendes kann ich doch nicht an ihm bemerken."

„In seinem Gesichte nicht; o! was kümmert mich sein Gesicht; sieh doch nur seine Beine an!“

Bei einer andern Gelegenheit fragt Ihr ihn, wie ihm der neue Fallstaff gefallen habe.

„Nicht besonders,“ antwortet er. „Der Mann spielt freilich sehr brav, sein Humor ist köstlich, und was die Zunge verschweigt, das spricht sein Auge; aber was für Beine hatte der Mensch! Und doch, glaube ich, er war noch der Natur zu Hülfe gekommen, oder, um mich deutlicher auszudrücken, er hatte Watte gebraucht.“ —

„Gestern Abend begegnete ich Z.,“ sagt Ihr zu ihm, „und so ungern auch ich mich hart über einen Menschen äußere, so muß ich doch von ihm sagen, daß er kein Herz hat.“

„Kein Herz?!“ ruft er. „Ach! Du gute, mitleidige Seele! kein Herz! der Mensch hat keine Beine; das will mehr sagen. Hast Du jemals ein Piedestal wie das seinige gesehen?“

Da ihm jemand erzählt hat, in den amerikanischen Theatern sey es Mode, auf den Logenbrüstungen zu sitzen und die Beine in's Parterre hinab hängen zu lassen, so ist sein sehnlichster Wunsch, einmal nach Amerika zu reisen. Er sagt, er glaube zwar die ganze Geschichte nicht; sey sie aber wahr, so müßten die Amerikaner jedenfalls schöne Beine haben, da sie sich nicht scheuten, sie einem ganzen Parterre voll von Kritikern zur Schau auszuhängen.

Die türkische Tracht ist ihm von ganzer Seele verhaßt; sie verbirgt die Form der Gliedmassen, und dient ihm daher als sicherer Beweis für die moralische Schwäche des ganzen

Volks. — Seiner Meinung nach, war Solon ein Narr, weil er als alter Mann keine Beinkleider trug; die Engländer hält er schon für bedeutend weiser, besonders seit dem die Unnennbaren weiter als früher getragen werden. Jenen Römer, der seine Hand im Feuer verkohlen ließ, hält er für gar keinen Helden; — ja, hätte er sein Bein gebraten! — Wer sein Bein im Kampfe für's Vaterland verlor, der hat das schönste Opfer gebracht, dessen der Patriotismus fähig ist; wie sich aber jemand das zerschmetterte Bein abnehmen lassen kann, das kann er nicht begreifen; er würde sich nie von der theuren Ruine trennen. Nach seiner Ansicht ist der Invalide, der auf zwei Stelzen einher hinkt, ebenso gut wie die Mehrzahl der Menschen ausgestattet; seine eignen Beine aber übertreffen alle, und könnte er sich zwischen allen Beinen, welche bei Waterloo verloren gingen, ein Paar nach seinem Geschmacke aussuchen, er würde kein einziges Zwillingspaar wie das seinige darunter finden.

Seine Beine sind nicht allein der Stolz seiner eignen Person, sie sind auch der des ganzen Vaterlandes; dieses hat daher auch Rechte auf sie, die er selbst im Tode nicht schmälern will. Das bewundernde Vaterland hat er zum Erben seiner Lieblinge eingesetzt.

Seinen eigenen Willen haben.

Welcher Mensch, und hätte er schon länger als dreißig Jahre auf Erden gelebt, hat wohl jemals den Wunsch gehegt, der Lauf der Dinge möge sich nach mehr als einem Willen richten? Dieser eine Wille war natürlich stets sein eigener Wille, oder, wie malitiöse Leute sagen, sein Eigenwille. Ich, meines Theils, bedurfte nie eines andern Willen, aber diesen einen mußte ich durchaus haben. Sonderbar ist es jedoch, daß die Menschen, sie mögen seyn von welchem Schlage sie wollen, Euch stets so viel wie möglich in den Weg legen, damit Ihr Euren Willen nicht bekommt. Ihr Wille, ja, der steht Euch zu Diensten, sie geben sich sogar die größte Mühe, Euch ihren Willen aufzudringen, aber Euren eigenen Willen, den läßt man Euch nicht, wenn man es nur auf irgend eine Weise hintertreiben kann. Alles, Alles in der Welt läßt man Euch haben, nur Euer rechtmäßiges Eigenthum, Euern Willen nicht.

Der Mensch hält an nichts fester als an seinen Schwächen. Der unbedeutendste Staubgeborene ist durch und durch davon überzeugt, er habe das Privilegium, seinem eigenen Willen nachzugehen; dennoch will niemand einem Andern dasselbe Vergnügen gönnen. „Einerlei, ich will meinen Willen haben," spricht jedermann zu sich selbst, zum Nachbarn sagt er aber laut: „Seyn Sie doch nicht eigensinnig; verlangen Sie doch nicht, daß Alles nach Ihrem Willen gehe."

Eigensinn und Egoismus sind mir beide gleich sehr

verhaßt. Es war mir von jeher zuwider, mich unnöthiger Weise anderer Leute Willen zu widersetzen. Gewiß bin ich so folgsam und gutwillig wie nur Einer ist, aber mein Wahlspruch, von Kindesbeinen an, ist immer gewesen: Was nützt mir der Wille Anderer? Sie mögen den ihrigen haben; ich begehre nur den meinigen, aber auch nichts weniger." Findet der Leser hierin etwas Unvernünftiges, so bitte ich, mir das nur gerade heraus zu sagen und ich will mich bei erster Gelegenheit gegen ihn darüber aussprechen. Ich bin stets ein Freund gründlicher Erörterung gewesen; in der Hinsicht bin ich ganz der Ansicht des Herrn Croaker, daß die Erörterung eines streitigen Punktes nie schaden kann, zumal wenn man von vorn herein entschlossen ist, selbst den allervernünftigsten Gründen kein Gehör zu geben. —

Kaum der Wiege entwachsen, legte ich schon von meinem Selbstständigkeits- und Unabhängigkeitsgefühle die klarsten Proben ab. Diese Gesinnungsfestigkeit, von Vielen, wie ich, glaube ich, schon bemerkt habe, Eigensinn genannt, hat mich viel gekostet; ich kann stolz darauf seyn; ja, prahlen könnte ich damit, wäre das nicht gegen meine Grundsätze.

„Weshalb wolltest Du auch prahlen?" würde mich der Leser im Laufe meiner Erzählung fragen.

Arme, alte Pfiffel! — Lebte sie noch, sie würde sicher jenes Tages gedenken. — Es war mein vierter Geburtstag. Das ganze Haus hatte sich verschworen, mich recht vergnügt und glücklich zu machen; ich glaube, sie hatten mich Alle gerne. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß lebhafte Kinder,

solche, welche zeigen, daß sie einen eigenen Willen haben, welche sich nicht so geduldig erziehen und abrichten lassen, wie man einen jungen Hund dressirt; welche sich nicht scheuen, ein tüchtiges Geschrei anzustimmen und hinten und vorn höchst unabhängig auszuschlagen; ich habe, wie gesagt, bemerkt, daß diese von ihrer Umgebung mit weit mehr Aufmerksamkeit und Liebe behandelt werden, als ruhigere und geduldigere Kinder. Wenigstens erging es mir so, denn ich bekam immer zehnmal soviel Spielzeug und Naschwerk, als mein Bruder, der so sanft war, daß er keine Maus beunruhigt hätte, und der stets mit wahrem oder scheinbarem Vergnügen das zu thun bereit war, was ihm geheißen wurde, während mein Temperament mich immer das gerade Gegentheil thun hieß. Sey dem nun wie ihm wolle, genug, an diesem Geburtstage war das ganze Haus beschäftigt, mir ein Fest zu bereiten. Alle Anordnungen waren getroffen; des Morgens sollte ich spazieren gehen, und bei meiner Rückkehr sollte die Kindergesellschaft versammelt und mir erlaubt seyn, mich, zur Feier des Tags, so krank zu essen, wie ich mochte. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, aber die ganze Anordnung gefiel mir nicht, daher erwachte ich auch schon mit übler Laune, und faßte den Entschluß, in der unliebenswürdigen Stimmung zu verharren. Wie allen Knaben, hatte auch mir die Natur meine Portion Eigensinn gegeben.

Man hatte also beschlossen, daß ich vergnügt seyn sollte, und ich weiß noch sehr gut, wie mich dieses „sollte" ärgerte; mir war der Gedanke unerträglich, daß sie ihren Willen haben sollten, und ich nicht den meinigen; deshalb verdarb

ich alle ihre Pläne. Ich wollte weder spazieren gehen, noch meine Gäste empfangen, und damit ich mir nicht etwa ein Blutgefäß zersprengte, oder den Nachmittagschlaf meines Vaters störte, befahl meine Mutter, man solle mir meinen Willen lassen. Die arme Pfiffel, wie sie mich zu besänftigen suchte. Ich peinigte sie den ganzen Tag lang, dennoch konnte sie ihre Kindswärterinnen-Geduld nicht verleugnen. Endlich, als ich alle meine eigenen Bücher und Bilder zerrissen hatte, fiel mein Auge auf ein Prachtbuch, — es war ein Band von Hogarth's Kupferwerken, — in dem ich schon ein oder zweimal geblättert hatte. Meine Zerstörungswuth sehnte sich augenblicklich danach; ich schrie also aus Leibeskräften, aber vergebens. Pfiffel war keine ungefällige Person, aber sie war doch eine von denjenigen, welche Euch gerne neun und neunzig Gefälligkeiten erzeigen, aber die hundertste verweigern, wenn ihnen nicht selbst ein Gefallen damit geschieht. Gerade die hundertste Gefälligkeit verlangte ich jetzt; ich weinte, ich brüllte. Ich durfte jedes Buch nehmen, nur dieses nicht; man bot mir sie zu Dutzenden an, aber nur das eine gefiel mir, und deshalb schrie und stampfte ich immer ärger. Wüßten doch alle Kinder wie erfolgreich ein beharrliches Stampfen und Schreien ist! Wie vorhin, bewog ich meine Mutter auch diesmal zu dem Ausspruche: „Laß ihm seinen Willen; sein Vater erlaubt ihm das Buch," und dann, weil sie sah, daß ich sehr nahe am Kamine stand, verließ sie das Zimmer mit der Ermahnung: „Sieh' darauf, Pfiffel, daß er nicht mit dem Feuer spiele."

An ein solches Spiel hatte ich noch nie gedacht. Bei

allen Bosheiten, die ich an jenem Tage ausgeführt hatte, war mir ein Spiel mit Feuer noch gar nicht in den Sinn gekommen. Das war eine Entdeckung! Mit dem Feuer zu spielen, mußte natürlich eine ausgezeichnete Unterhaltung seyn; wer, der einen eigenen Willen hat, hätte da wohl widerstehen können? Das schwer errungene Buch hatte augenblicklich allen Reiz für mich verloren; dennoch blätterte ich gelassen darin weiter, bis meine alte Wärterin, die ich sehr ermüdet hatte, die, nach langem Sturme, eingetretene Windstille, zu einem Schläfchen benutzte. Diese Gelegenheit durfte ich nicht unbenutzt vorübergehen lassen; schnell riß ich zwei oder drei prachtvolle Kupferstiche aus dem Buche heraus, zündete sie an und warf dann die Glut auf das Kamingitter, wo ich die, einen nach dem andern erlöschenden Funken betrachtete; ein Spiel, welches die Kinder „aus der Kirche heimkehrende Leute" zu nennen pflegen. Jene Stunde gab meinem Charakter eine bestimmte Richtung. Bis zu dem Tage, an welchem ich das vierte Lebensjahr erreichte, hatte ich noch nichts Festes, noch keinen bestimmten Lebensgrundsatz. Damals ward ich inne, welch' ein Ruhm, welche Lust es ist, seinen eigenen Willen zu haben. Als ich das Spiel mit einem neuen halben Dutzend Kunstblätter wiederholte, setzte ich, wie sich fast von selbst versteht, mein Kleid in Flammen, und wälzte mich dann heulend auf dem Teppich herum. Das Feuer wurde genau in dem Augenblicke gelöscht, als ich halb gar gebraten war, so daß ich mehrere Wochen lang mit dem Tode rang. Noch heute trage ich die schrecklichsten Spuren meines Feuereifers an mir, und meine Frau äußert oft die Besorgniß, daß der nächste Knabe

mir gleichen werde. Genug, man wird gesehen haben, daß ich bekam, was ich gewünscht hatte; so jung ich war, so hatte ich doch schon meinen eigenen Willen.

Diese Lehre machte mich etwas vorsichtiger, ohne deshalb meine Willensstärke zu schwächen. Je größer ich wurde, desto mehr schwand die Vorsicht; der Wille blieb. Man brauchte mich nur vor der Gebrechlichkeit des Eises zu warnen, und man konnte sich darauf verlassen, daß mich nach wenigen Stunden schon einige Menschenfreunde als Eiszapfen heimtragen würden. Setzte ich mir es einmal in den Kopf, in's Theater zu gehen, so wäre ich nicht davon abzubringen gewesen, und hätte man mir auch vorhergesagt, daß heute Abend das neueste Stück meines Vaters ausgepfiffen werden würde. Wäre es mir jemals in den Sinn gekommen, in die Kirche zu gehen, ich glaube wahrhaftig, ich wäre hingegangen; in diesen oder ähnlichen Fällen wäre die Versuchung jedoch nur dann groß gewesen, wenn ich Widerstand gefunden hätte. Konnte ich ohne Widerspruch meinen Willen bekommen, so fand ich es nie der Mühe werth, ihn zu haben; aber Widerstand trieb mich zur äußersten Anstrengung an, und führte mich fast immer zum Ziele. Vielleicht ist es nicht überflüssig, hier ein Beispiel anzuführen, auf welche Weise ich immer zum Zwecke zu kommen wußte, mochte die Sache, um die es sich handelte, auch noch so unbedeutend seyn.

Einstmals forderte ich einen meiner Spielkameraden auf, in dem bekannten Pferdespiele mein Pferd zu seyn. Ich hielt den Zügel schon bereit, aber er weigerte sich. Ich drang in ihn, jedoch vergebens. Auf Bitten folgten Drohun=

gen; seine geballte Faust und das Blitzen seiner Augen sagten mir aber deutlich, daß seine Widerspenstigkeit nur durch List zu besiegen sey. Um das Spiel selbst war es mir jetzt gar nicht mehr zu thun, da ich ihm aber einmal den Vorschlag gemacht hatte, so wollte ich jetzt durchaus meinen Willen haben; er mußte mein Pferd seyn, koste es was es wolle. Um also zum Zwecke zu kommen, änderte ich die Namen der Dinge, und schlug ihm vor, ich wolle sein Wagen seyn. Zu meiner großen Freude ging er hierauf ein, und von nun an wußte ich in allen Dingen, wenn nicht auf die eine, so doch auf die andere Weise, stets meinen Willen zu bekommen. Der kleine Eigensinnige wurde also aufgezäumt und dann ging es fort wie der Wind, bis er mich über einen Haufen loser Steine führte, über welche ich jämmerlich hinstürzte. Der Beinbruch, den ich dabei erlitt, wurde zwar nicht geschickt geheilt, so daß ich noch jetzt bisweilen Schmerzen empfinde und ein wenig hinke; ich bekam aber doch meinen Willen, und bekomme ich den nur, so kümmert mich alles Andere nicht.

„Ah!" sagte meine Mutter, als ich krank darnieder lag und sie mich eingeschlafen glaubte, „wenn es nach dem Willen des Knaben ginge, er würde sicherlich ein Kaiser werden." Wahrhaftig! ich glaube sie hatte Recht.

Wie herrlich ging's doch dem Napoleon — dachte ich, als ich das Ding so bei mir überlegte, — der bekam stets seinen Willen; erst als die Anderen auch den ihrigen haben wollten, ging die Sache schief. Jede Geschichte, die ich las, erzählte mir das Nämliche und befestigte mich in meinem Entschlusse. Alle großen Leute — Könige, Eroberer,

mächtige Priester und Minister — kamen empor und waren glücklich, so lange man ihnen ihren Willen ließ; erst wenn sie ihn nicht mehr bekommen konnten, wurden sie verbrannt, vergiftet enthauptet, verbannt, oder auf andere Weise belästigt. Welche Lehren enthielten die Lebensgeschichten solcher Männer für mich! welche große Wahrheiten predigten sie mir, und wie viel Stoff überhaupt gaben sie mir zu tiefen Betrachtungen!

Mein Knabenalter machte meiner Kindheit, mein Mannesalter meinem Knabenalter Ehre. Unglücklicher Weise sah ich mich jedoch genöthigt, von den drei Berufswegen, welche dem Gebildeten offen stehen, gerade denjenigen einzuschlagen, der mir verhaßt war, weil meine besorgten Eltern die beiden anderen für mich ausgewählt hatten; der Vater hielt den einen, die Mutter den andern der beiden für ganz besonders passend für mich. Dies war eine fatale Sache, an die ich noch jetzt nicht denken kann, ohne die wohlwollende Liebe und die zärtliche Fürsorge meiner Eltern auf's Lebhafteste zu beklagen. Denn hätten sie mir nicht jene beiden Fächer vorgeschlagen, zu denen ich die meiste Neigung verspürte, so hätte ich ohne allen Zweifel eins davon für mich erwählt; so wie die Sachen aber standen, blieb mir nichts übrig, als das verkehrte Geschäft zu ergreifen. Es ist aber, wie ich gefunden habe, schier unmöglich, daß jemand seine Unabhängigkeit bewahren kann, ohne bisweilen ein Opfer zu bringen. Wahrhaftig, lieber als daß ich anderen Leuten ihren Willen gelassen hätte, würde ich zu jener Zeit, von der ich rede, ohne langes Bedenken, Schriftsteller und ein Schandfleck für meine Familie geworden seyn.

Der Eigensinn und der Eifer meiner nächsten Verwandten, welche es, wie immer, auch diesmal gut mit mir meinten, sollte auch noch in anderer Hinsicht der Förderung meines Lebensglückes hindernd in den Weg treten. Ich muß sagen, daß ich überhaupt auf die mannigfachste Weise beeinträchtigt, gereizt und beleidigt worden, und lediglich durch das süße Bewußtseyn getröstet worden bin, daß ich doch noch immer auf die eine oder die andere Art meinen Willen bekommen habe.

Eine junge Dame, — ich wollte schon ihren Namen nennen, es ist aber besser, daß ich ihn verschweige, denn wenn meine Frau diese Geschichte lesen sollte, so — —

Doch, zurück wieder zu meiner Erzählung. In unserer Nachbarschaft lebte ein schönes, junges Geschöpf, ein liebliches, gefühlvolles Mädchen, die ich schon als Knabe allen übrigen Mädchen vorzog, und später bei ihr mit steigendem Interesse die herrliche Entwickelung ihrer jungfräulichen Schönheit beobachtete. Jetzt darf ich mit Bestimmtheit sagen, daß ich sie liebte; damals war es mir jedoch noch nicht ganz klar, auch war es mir vielleicht ebenso wenig klar, wie sie gegen mich gesonnen sey. Daß ich ihr aber nicht ganz gleichgültig war, das weiß ich, denn einmal, als mir zu meinem großen Verdrusse, in ihrem Beisein anbefohlen wurde, mich nicht einem großen Bullenbeißer zu nähern, der seiner Bissigkeit wegen angekettet lag, ging ich natürlich im nächsten Augenblicke an ihn hinan, worauf er mir denn auch, wie man mir vorher gesagt hatte, den Arm zerbiß, und da bemerkte ich ganz deutlich, daß ich einen Eindruck auf sie gemacht habe. Ich bin's überzeugt, daß

niemand natürlicher kreischen und erbleichen kann, als sie es that; als sie sich aber später von ihrem Schrecken erholt hatte, da bemerkte ich in ihren sanften Zügen einen Ausdruck der Unzufriedenheit und des Vorwurfs, den ich mir nie recht habe erklären können. Immer blieb ich darüber in Ungewißheit, ob sie eine Abneigung gegen das hatte, was man meinen eigenwilligen, halsstarrigen Charakter nannte, oder ob sie mir einen Vorwurf darüber machte, daß ich mein kostbares Leben der Gefahr preisgegeben und sie in solche ängstliche Aufregung versetzt hatte. Vielleicht fühlte sie auch, daß sie durch den Schrei, den sie ausstieß, als die Bestie auf mich sprang, Empfindungen verrathen hatte — sie war damals vierzehn Jahre alt —, welche zu heilig und zart waren, als daß sie so unvorsichtig hätten kundgegeben werden sollen. Seit jener Stunde bemerkte ich auch, daß sie viel zurückhaltender und sparsamer mit ihrer Freundlichkeit gegen mich wurde; doch kann ich mich auch vielleicht darin getäuscht haben.

Es mag nicht überflüssig seyn, hier zugleich noch eines andern Vorfalls zu gedenken, der sich lange nachher zutrug, und von dem sie ebenfalls Augenzeuge war. Ihr Bruder und einige andere Pferdeliebhaber hatten mich aufgefordert, einen vier oder fünf Meilen langen, spottschlechten Weg auf meiner Stute in ebenso vielen Minuten zu reiten und dabei noch über zwei Hecken hinwegzusetzen. Sie behaupteten, ich könne das nicht; folglich ging ich daran. Unglücklicher Weise war die Stärke des Pferdes der Aufgabe nicht gewachsen, so daß ich, vor der zweiten Hecke angekommen, vergebens spornte und peitschte. Endlich setzte mein Vollblut

an, stürzte aber so jämmerlich zusammen, daß er sich den Schenkel ausfiel und erschossen werden mußte. Unter den Augen, welche dem Schauspiele zusahen, waren durch Zufall auch jene klaren, blauen Augen, die, als ich den Weg herabgedonnert kam, so ausdrucksvoll auf mich geheftet waren, daß selbst ein Halbblinder die heißeste Liebe in ihnen lesen konnte. Kaum hatte man mich, unbeschädigt wie ich war, unter der Last des Pferdes hervorgezogen, so sah ich, wie sich jenes Augenpaar, welches bisher voll Angst und Mitleid auf mich gerichtet gewesen war, ohnmächtig schloß, so daß die arme Stute mehr Leben zu haben schien als das junge Mädchen. Diese wenigen Minuten ihrer Bewußtlosigkeit vergaß ich sobald nicht, daher konnten später auch alle ihre kalten Blicke und Worte mich nicht über ihre Gefühle gegen mich irre leiten, welchen ich — wie ich glaubte — jenen mitleidigen Blick zu verdanken hatte, der mich in dem Augenblicke traf, als das überrittene Pferd mit mir stürzte. Das arme Mädchen! sie hatte wahrscheinlich geglaubt ich sey in Gefahr.

Dieses ereignete sich, als wir ungefähr neunzehn Jahre zählten. Ein oder zwei Jahre später, als ich von einem dreimonatlichen Ausfluge nach dem Festlande heimkehrte, und unzählige Gelegenheiten gehabt hatte, fremde Schönheit und fremde Sitten mit den ihrigen zu vergleichen, wobei mir meine Liebe ganz klar wurde, wie erschrak ich da, als ich fand, daß ihre Eltern und die meinigen die Zeit meiner Abwesenheit dazu benutzt hatten, alle Anstalten zu einer Verbindung zwischen uns beiden zu treffen. Zu meiner größten Verwunderung und Betrübniß betrachteten sie

die Sache bereits als abgemacht, indem sie sich dabei einerseits auf die kindliche Folgsamkeit des Mädchens verließen, welches sich nie gegen einen Wunsch seiner Eltern aufzulehnen wagte, und andrerseits auf meine unverhohlen geäußerte Neigung bauten, von der gar kein Widerspruch zu befürchten wäre. Sie hatten sich in der That nicht die leisesten Schwierigkeiten träumen lassen, und waren der Verwirklichung ihres lang genährten Lieblingsplanes so gewiß, als wäre ich ein Automat, ein Freier, der sich an Drähten leiten läßt. Nie in meinem Leben bin ich so wüthend gewesen als damals; ich gab mir auch gar keine Mühe, meine Wuth, meinen Unwillen über mein Unglück zu verbergen. Was aber die heillosen Folgen dieser tyrannischen Familien-Uebereinkunft noch schmerzlicher machte, war, daß ich in dem Augenblicke, als meine Hoffnungen vernichtet wurden, deutlich empfand, wie die innige Liebe, welche ich bisher für jenes Mädchen genährt hatte, nun plötzlich zur hellsten Liebesgluth emporflammte. In dem Augenblicke erst, als ich ein Opfer zu bringen entschlossen war, empfand ich die ganze Größe dieses Opfers. Als ich sah, daß ich hoffnungslos liebe, da fühlte ich auch, wie innig diese Liebe sey. Diese Beobachtung habe ich bei jeder solcher Gelegenheit gemacht, und sie hat immer allen meinen Mißgeschicken die Krone aufgesetzt. Das Mädchen anbetend, war ich bisher nur von der Hoffnung beseelt gewesen, sie die Meinige nennen zu dürfen, folglich wäre sie auch die Meinige geworden; jetzt stand ich da, überzeugt von der Unmöglichkeit, daß meine heißesten Wünsche jemals in Erfüllung gehen könnten, weil vier närrische, alte Leute sich unberufener Weise mit meinen

Angelegenheiten befaßt hatten, und mir nur die Wahl geblieben war, ihnen ihren Willen zu lassen, oder, — nun die Alternative ergiebt sich von selbst, und ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich sie ohne Bedenken ergriff und dadurch ihr ganzes Kuppeleigebäude über den Haufen warf. Ich drückte meinen Entschluß nur in acht Wörtern, aber doch sehr verständlich aus: „Wenn ich sie heirathe, mag man mich hängen.“

Hätte sich mein Vater nur der Heirath widersetzt, oder hätte meine Mutter nur etwas dagegen zu erinnern gehabt, so würde ich, aller Wahrscheinlichkeit nach, nichts gegen die Heirath zu erinnern gehabt haben, denn wo es das eheliche Glück des Mannes gilt, da darf man nicht unvernünftiger Weise die Mittel verwerfen, welche zum Ziele führen. Mir war aber, schändlicher Weise, all und jeder Widerstand versagt. Man drohte mir nicht mit Enterbung, meine Mutter bekam keine einzige jener hartnäckigen Ohnmachten, welche auch dem flüchtigsten aller flüchtigen Salze trotzen; nicht einmal der polternde Widerspruch eines Bruders kam meiner Brautwahl zu Hülfe, und ebenso wenig hatte ich eine Schwester, die mich bei allen Heiligen beschwor, von meiner Liebe zu lassen und mich durch diese inbrünstige Bitte geradesweges zu meiner Angebeteten hingetrieben hätte. Statt dessen blickte mir aus jedem Auge die vollste Zuversicht entgegen, daß mir gar keine Wahl bleibe, daß ich einwilligen, und, durch Erfüllung ihrer Wünsche, so rasch wie möglich meinen blinden Gehorsam bezeigen müsse. Aller dieser Hindernisse ungeachtet, hätte die Sache sich doch vielleicht noch ändern lassen, wenn nur wenigstens die Familie

der Auserkohrnen starken Widerstand geleistet, wenn ihr Bruder z. B. nur den Wunsch geäußert hätte, mich über die Klinge springen zu lassen, oder hätte ihr Vater nur einige Sehnsucht nach dem Anblicke meiner Leiche geäußert; nein, nichts der Art; man überfiel mich nicht, man sperrte sie weder ein, noch schickte man sie nach Yorkshire, damit ich sie nicht sähe. Es war die vollkommenste Verschwörung zur Einwilligung; die Diener sogar waren mit der Heirath einverstanden. Das Schicksal schien schon mit dem Ehekontrakte bereit zu stehen. Die Hühner zum Hochzeitsschmause waren schon gezählt und warteten voll Ungeduld auf's Rupfen und Braten; die ganze Rechnung lag fertig, nur war sie ohne den Wirth gemacht.

Einen Monat später war ich verheirathet; nicht mit der Dame ihrer, sondern meiner eignen Wahl. In der Familie eines meiner Universitätsfreunde in der Stadt, war ich mehrmals mit dem leibhaften Gegenstücke zur Beatrice, in der bekannten Posse, zusammengetroffen; nur war diese Beatrice nichts weniger als hübsch, auch eben nicht sehr geistreich zu nennen. Der Zufall wollte es aber, daß wir bei verschiedenen Gelegenheiten, bei Morgenbesuchen und Abendgesellschaften, uns trafen, und kleine Zänkereien mit einander hatten, worin sie eine ganze besondere Neigung zum Widerspruch gegen mich an den Tag legte. Natürlich zankten wir uns nur um Kleinigkeiten; sie genügten aber, uns beide so gegen einander aufzubringen, daß wir uns nur zu begegnen brauchten, um sogleich — natürlich mit aller Höflichkeit — den Streit zu beginnen; ich glaube wir haßten uns auf das Freundschaftlichste. Gleich bei unserm

ersten Begegnen zeigte sich diese Abneigungs-Sympathie; kaum hatten wir uns erblickt, so lagen wir auch schon einander in den Haaren.

Gleich dem Verlieben auf den ersten Blick, ist auch das Hassen auf den ersten Blick sehr gefährlich; in der Regel wird eine Heirath daraus, denn die abstoßenden Eigenschaften besitzen die allerstärkste Anziehungskraft. Ein Weib kann Euch lieben und Euch doch nicht heirathen; laßt sie Euch aber erst einmal hassen, und Ihr könnt es Euch nur selbst zuschreiben, wenn Ihr sie nicht bekommt. Das Bewußtsein, auf diesem letzten Punkte zu stehen, entschied meine Wahl. Aufgebracht und gepeinigt durch die Wünsche, Beschwörungen und Bitten meiner Familie, donnerte ich ihr ein entscheidendes „Nein!" entgegen, reiste zur Stadt, eilte in das Haus meines Universitätsfreundes, machte meinen Antrag, stritt mich herum, überwand alle mir in den Weg gelegten Schwierigkeiten, und bekam meinen Willen und das Jawort.

Nach kurzem Brautstande, den wir in niedlichen Zänkereien, unterhaltenden Zwisten, und zwei oder drei so stürmischen Fehden verlebten, daß sie keiner Ehe Schande gemacht hätten, erwachte ich eines Morgens als Ehemann, in einer nach Twickenham fahrenden Kutsche.

Ich sagte, die Kutsche fuhr nach Twickenham. Da ich Genauigkeit liebe und ein Feind jeglicher Irreleitung bin, so muß ich nur gleich sagen, daß der Wagen jenen Ort nie erreichte. Um die Wahrheit zu gestehen, meine Frau war sehr für Richmond und den dortigen Gasthof „zum Stern und Hosenband" eingenommen, daher

bestand sie darauf, nach Richmond zu fahren, obgleich in Twickenham, das kaum einen Steinwurf weit davon entfernt liegt, Alles zu unserm Empfange vorbereitet war. Sie behauptete, Twickenham liege niedrig und feucht, und stellte sich um meinen Rheumatismus so besorgt, daß ich vom Zank das Fieber bekam. Der Streit ward mir lästig, die Heftigkeit bei ihr wuchs mit jeder Minute, und da es mein Hochzeitsmorgen und es überdies auch sehr unangenehm war, mit zwei zerschmetterten Kutschfenstern in ein anständiges Städtchen einzufahren, so — ich will es bekennen — so gab ich nach, indem ich mich damit tröstete, daß sie bei ihrem Siege nicht viel gewonnen habe, weil die Entfernung von Richmond nach Twickenham gar nicht der Rede werth ist. Beinahe hatte ich also doch meinen Willen bekommen.

Der Rest des Tags verstrich uns sehr angenehm. Ich war eifrigst bemüht, Auge und Ohr an meine Lebensgefährtin zu gewöhnen, meinen Muth durch Betrachtungen über die eitle Vergänglichkeit alles Schönen zu stärken, und mich zu überreden, ein sanftes Gemüth sey unausstehlich.

Wie abgeschmackt — sprach ich zu mir — würde mein Lebenslauf geworden seyn, wäre ich den Vorstellungen meiner Verwandten gefolgt und hätte Em— (bald hätte ich ihren Namen verrathen; er geht mir beständig im Kopfe herum) und hätte sie geheirathet. Wie bald wird man der Schönheit überdrüssig — fuhr ich in meinen Betrachtungen fort — und seufzet voll Sehnsucht nach Häßlichkeit; ja, eine solche Sehnsucht muß völlig so peinigend seyn, als wenn man Häßlichkeit mit Schönheit zu vertauschen wünscht.

Oder, angenommen, daß ein Mann niemals einer schönen Frau überdrüssig würde, wie tief muß es ihn da schmerzen, wenn er die Schönheit, welche er anbetet, nach und nach verschwinden sieht. Wenn wir keinen Wechsel wünschen, wenn wir uns den Schmerz der Täuschung ersparen wollen, so müssen wir eine häßliche, keine hübsche Frau nehmen, denn die Schönheit vergeht bald, die Häßlichkeit aber nie; — das ist eine große, unumstößliche Wahrheit. Nimm eine Frau ihrer Schönheit wegen, so verschwindet das, was Dich zu ihr hinzog, von Tag zu Tag immer mehr und mehr; nimm Dir eine wegen ihrer Häßlichkeit, und Du gewinnst stündlich. Ich bin überzeugt, daß weise Männer so handeln, wie ich handelte; jedenfalls aber habe ich meinen Willen bekommen. Was ein liebevolles Gemüth und einen sanften Charakter betrifft, so ist Folgsamkeit, in Fällen, wo man ihrer bedarf, etwas ganz Vorzügliches; tritt aber nicht zur Abwechslung bisweilen etwas unvernünftige Rechthaberei und Widerspenstigkeit ein, so ist's vor Langeweile nicht auszuhalten. Ich verachte einen Lebenslauf der unbewegt und ruhig ist, wie eine Wasserpfütze. Da ist z. B. — einerlei, lassen wir den Namen ganz aus dem Spiele —, wenn ich die geheirathet hätte, sie hätte jeden meiner Vorschläge mit „Ja" beantwortet; ich würde bei ihr nie meinen eigenen Willen gehabt haben, denn sie würde den meinigen auch zu dem ihrigen gemacht haben. Kein Sturm, kein Ungewitter, — lauter mildes Frühlingswetter! Wer könnte das ertragen! Hätte ich mit ihr Karte gespielt, sie würde absichtlich verspielt haben, nur um mich gewinnen zu lassen. Was nützt es Einem, wenn man unter solchen

Umständen seinen Willen bekommt? Nein, nein; wenn der Himmel mich strafen will, so strafe er mich mit Allem, nur nicht mit einem zärtlichen, sanften, nachgiebigen Weibe, gleich Jener, welche nur ein einziges Mal in ihres Mannes Gegenwart eine bestimmte Ansicht auszusprechen wagte. Sie hatte ihm ein Kapitel aus der Bibel vorgelesen, und als sie, damit fertig, das Buch bei Seite legte, sagte sie mit leiser, furchtsamer Stimme: „Simson war der stärkste Mann." Hätte sie nur gesagt „er war es nicht," sie wäre ein Engel gewesen; solche Bemerkung hätte den längsten Winterabend auf's Angenehmste verkürzen können. —

So ungefähr lautete mein, für einen Hochzeitsmorgen etwas langes Selbstgespräch. Der Tag kam mir lang vor und um ihn mir zu verkürzen, beschäftigte ich mich damit, mich glücklich zu philosophiren. Ich erreichte dieses Ziel erst nach einem großen Aufwand von Scharfsinn und nach einer unausgesetzten Arbeit von mehreren Tagen; ich nahm aber weder Rücksicht auf den Aufwand, noch auf die Arbeit. Unglücklicher Weise entdeckte ich aber gerade in demselben Augenblicke, als ich mich davon überzeugt hatte, daß Widerspruch und Widerspenstigkeit unter die Würzen des ehelichen Glücks zu zählen seyen, daß meine Ehe zu scharf gewürzt, und der Mangel aller Würze angenehmer, als der Ueberfluß sey. Ein alter, wahrer Spruch sagt, daß man auch des Guten zuviel haben könne; ich erkannte von Stunde zu Stunde immer deutlicher, daß die Wahrheit dieses Spruchs sich namentlich in Bezug auf die guten Dinge: Widerspruch und Widerspenstigkeit bewähre. Mit diesem Guten hatte mich der Himmel gar zu reichlich gesegnet.

Ich darf eigentlich gar nicht sagen, daß mir zuviel von diesem Segen beschieden wurde, das ist ein zu ungenauer Ausdruck; ich hatte ja nichts Anderes. Noch waren keine vierundzwanzig Stunden verflossen, und schon hatte ich diese traurige Entdeckung gemacht! Zieht Eure Frau von Anfang an nach Eurem Wunsche auf, und sie wird sich bis in's späteste Alter stets passiv verhalten. Ich gebe diese weise Regel, hätte sie aber selbst befolgen sollen; ich begann verkehrt und fuhr verkehrt fort. Als Entschuldigung dafür kann ich nur anführen, daß wir uns im „Stern und Hosenband“ befanden, der allerdings ein ausgezeichneter Gasthof, aber doch nicht das eigne Haus ist. Das Schicksal wollte es, daß ich vorn herein des lieben Friedens wegen nachgeben mußte.

Ich klage nicht ohne Noth, wenn ich sage, daß mein ganzes Leben eine ununterbrochene Kette von Leiden gewesen ist. Wären wir nach Twickenham gefahren, oder wären keine Fenster in der Kutsche gewesen, so daß auch keine zerschlagen werden konnten! — aber, es war einmal so, und darin lag der Keim zu allen unsäglichen Folgen.

Man glaube deswegen aber bei Leibe nicht, daß ich seit jenem Augenblicke ein willenloses Geschöpf gewesen bin, daß ich nie meinen eigenen Willen hatte, oder daß ich, um ein Alles sagendes, fatales Wort zu gebrauchen, ein Pantoffelheld wurde. Nein; das hätte ich nicht ertragen, auch muß ich meiner Frau nachrühmen, daß sie gar nicht die Frau danach ist. Was sagt der Dichter?

„Und leitet sie ihn auch, läßt sie's ihn doch nicht fühlen.“

Dieses Geheimniß, die Kunst ein unsichtbares Regiment zu

führen, versteht meine Frau meisterhaft. Ihr Szepter heißt Ueberredungskunst. Jeder ihrer Befehle schmeichelt mir. Auf den ersten Blick muß man glauben, daß ich meinen Willen bekomme, in Wahrheit aber bekomme ich ihn — nicht. Sie hat mir am Altare „Liebe" geschworen, und diesen Schwur hält sie gewissenhaft; sie „liebt" mich dermaßen, daß ich gar nicht mehr mein eigner Herr bin, und das ist mir unerträglich. Als sie mich haßte, wollte ich geliebt seyn; nun sie mich liebt, würde ich mich glücklich schätzen, wenn der Haß einmal wieder an die Reihe käme. Würde sie mich offen tyrannisiren, und, ohne alle Verstellung den absoluten Monarchen spielen, so würde ich mir schon zu helfen wissen, aber dieser liebevolle, überredende, unwiderstehliche Despotismus ist ein Joch, das ebenso schwer zu ertragen, als abzuschütteln ist; das soll heißen, es ist gar nicht zu ertragen, unmöglich zu ertragen. —

Ich müßte lügen, wollte ich meine Frau eine Zänkerin nennen. Sie mischt sich zwar in alle meine Angelegenheiten, sowohl Geschäfts- als Vergnügenssachen, aber stets mit der größten, mit der unwiderstehlichsten Freundlichkeit. Auf welche einnehmende Weise reißt sie mir den Hut aus der Hand, wenn ich ausgehen, wie liebevoll drängt sie mir ihre Gesellschaft auf, wenn ich allein seyn will. Wahrlich, eine solche Zärtlichkeit sucht ihres Gleichen. Sie ließe mich lieber acht Tage lang gar nicht, als ohne ihre Begleitung ausgehen, und als ich einmal den Wunsch aussprach, ich möchte aus der Haut fahren, da meldete sie mir sogleich ihre Begleitung an.

Kein Arzt kann einen Todtkranken sorgsamer bewachen.

An meine Gesundheit denkt sie zu jeder Stunde, und obgleich ich mich immer außerordentlich wohl befinde, so erklärt sie mich doch für kränklich. Hätte ich wirklich das halbe Dutzend Krankheiten, das ihre Liebe mir andichtet, ich könnte unmöglich ängstlicher gehütet werden. Sie weiß genau, wenn das Rauchen mir nicht dienlich ist, und das ist stets der Fall, wenn ich eine Cigarre anzünden will. Ebenso wunderbar ist ihre Kenntniß der schädlichen Wirkungen des Weins. Wünsche ich Portowein zu trinken, so wird mir Madeira verordnet, und will ich dann zur Madeiraflasche greifen, so schiebt sie mir, voll liebender Fürsorge, ein kühlendes Glas Zuckerwasser zu. Gute Augen sind eine schätzenswerthe Gabe des Himmels, aber was helfen mir die meinigen, da ich doch nicht lesen darf, weil ich sie schwächen könnte. Wenn ich eins meiner Bücher lesen will, so hat sie es verschlossen, und dabei entwickelt sie noch die auffallendste Fertigkeit, gewisse Schlüssel durchaus nicht finden zu können. Wie meine Bücher, so bekomme ich auch meine Freunde nur selten zu sehen. Sie weiß mir mit prophetischem Geiste bestimmt vorauszusagen, daß der Eine mich zum Hazardspiel und der Zweite mich zum Geldausborgen verleiten würde; der Dritte, sagt sie, ist ein Mensch, mit dem kein verheiratheter Mann umgehen darf, weil er seiner Frau öffentlich Verweise giebt und Abends spät nach Hause kommt. —

„Weshalb widersetzest Du Dich denn nicht?“ fragt hier vielleicht ein Leser, der sich des Segens, des überschwenglichen Segens erfreut, eine Frau zu besitzen, die sich gar nicht um ihn bekümmert. Widersetzen! Ich könnte fast das ganze Zeitwort durchconjugiren; ich widersetze, wider-

setzte mich, habe mich widersetzt, und werde mich widersetzen; aber was half's, was hilft's, was wird es helfen? Gewalt ist leicht zu besiegen, aber Unterwürfigkeit, solche wie die meiner Frau, ist unbesiegbar. — Ueber ein Leiden muß ich mich in's Besondere beklagen. Während sie in jeder, in der kleinsten Sache ihren Willen bekommt, spricht sie beständig darüber, daß ich den meinigen haben will, und dabei bemüht sie sich, mir aus meinem kurzen Beine, aus meinem narbigen Gesichte, meiner dürftigen Lage und meinem verfehlten Lebensberufe zu beweisen, daß ich gar nicht im Stande sey, mich selbst zu leiten, und daher in Allem ihrem Rathe folgen müsse. Die Streitigkeiten, welche ich gehabt, besonders einige kostspielige Prozesse, welche ich geführt habe, — zu denen aber jeder kommen kann, der sein Recht nicht mit Füßen treten lassen und seinen eigenen Willen haben will, — werden als Beweise meiner Uebereilung und Unerfahrenheit citirt; genug, sie sucht mir's klar zu machen, daß ich absolut einer Frau bedarf, welche mich regiert. Unerfahrenheit! Ja, sie hält mich für so unerfahren, daß sie mich immer für fünf Jahre älter ausgiebt, als ich wirklich bin, nur, wie sie sagt, um mir dadurch ein verständigeres Aussehen zu verschaffen.

Diese, mir angedichteten fünf Jahre, erheben mich auf gleiche Altersstufe mit ihr. —

Meine Frau spricht fast täglich den Wunsch aus, daß die Kinder *mir* nicht ähnlich werden möchten, — und dabei sieht sie mir immer scharf in's Gesicht; — sie möchte so gerne, daß ihre Knaben unter die hübschen gezählt würden. Dennoch würde mir der eine, der zufällig *ihre* Nase hat,

eine hübsche Summe einbringen, wenn ich ihn als Naturmerkwürdigkeit sehen ließe.

Welche Nase hätte er wohl, hätte ich Emilie — da ist mir der Name entschlüpft — geheirathet; wenn sie seine Mutter wäre! Drei Monate nach meiner Flucht in die Stadt, heirathete sie meinen Bruder; der war auch ganz der Mann dazu, sich Aller Wünschen zu fügen. Man sprach von der Verbindung, als seyen Beide von Kindesbeinen an für einander bestimmt gewesen; eine Inklinationsheirath, von welcher sich die Familie nichts hatte träumen lassen. Ich sage dieses absichtlich, damit man sich die plötzliche Umwandlung der jungen Dame erklären könne. Beide glichen sich in ihrem Charakter, in ihren Gesinnungen ganz auffallend; auch mußte man sie ein schönes Paar nennen. — Liebe! — Nun, ich kann sagen, daß ich nie eine derartige Regung bei ihnen gespürt habe, daß ich aber fest überzeugt bin, wenn Emilie ihren freien Willen und ich auch meine Freiheit wieder hätte, sie mich nehmen würde.

An Freiheit ist jedoch nicht zu denken, denn nichts hat ein zäheres Leben als die Sklaverei. Ach! die verhängnißvolle Reise nach Richmond! Seit jener Stunde habe ich nie recht meinen Willen bekommen. Kein Ehemann, der Herr im Hause seyn will, sollte „beinahe" mit „ganz" verwechseln. Liegen auch zehn Richmonds auf Eurem Wege, so sind's doch immer Richmonds. Fahrt zu, fahrt hindurch durch alle zehn, und kehrt Euch weder an zerschlagene Kutschfenstern, noch an versprochene Ohnmachten. Denkt an mein Unglück, fahrt weiter und seht nur nach dem Wegweiser ☞ Nach Twickenham! —

Jedermanns Besucher und keines Menschen Gast.

Ja, er ist der Gast der Sorge und der Beschwerde. Wir haben diesen Philosophen der peripathetischen Schule nur ein einziges Mal zum Sitzen genöthigt, — nicht um ein Zerrbild, nein, sondern um ein getreues, geistiges und physisches Portrait von ihm zu entwerfen. Ihr kennt ihn schon, denn er besucht einen jeden von Euch; dennoch habt Ihr wohl nur selten an seine Person, an seine Lage gedacht. Dessenungeachtet müßt Ihr in ihm einen mächtigen, nie rastenden Beförderer der Civilisation, ein wichtiges Werkzeug des gesellschaftlichen Verkehrs, ein Band erkennen, welches zwei sonst getrennte Herzen umschlingt, einen Vereiniger von Millionen, einen Kanal, der die Fluthen des Wissens vor die Thür eines Jeden leitet, und der in sich allein eine Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse bildet. So empfanget ihn denn zum ersten Male als Euren Gast, ihn, Euren täglichen Besucher, den Brief- und Zeitungsträger. Eine kürzlich stattgehabte Veränderung im Postwesen berechtigt ihn zu Ansprüchen auf Euer Mitleid, denn er ist nicht mehr, was er war, und an das, was er seyn wird, mögen wir gar nicht denken.

Ach! es ist nur zu wahr, ein mächtiger Wechsel im Leben des Briefträger ist eingetreten; eine Veränderung, an die er nie, auch nur im Traume gedacht! Sein Tag beginnt sich zu neigen. Bisher ist er durch's Leben ge-

wandelt, durchnäßt bis auf die Haut, und wieder vom warmen Strahle der Sonne getrocknet; von nun an wird er in beständigem Nebel einhergehen; nein, nicht gehen; er wird seine Beine mühsam dahinschleppen.

Bevor wir den eingetretenen Wechsel näher betrachten, wollen wir in die Vergangenheit zurückgehen und den Briefträger auf seiner täglichen Runde begleiten. Wir werden ihn in allen seinen Bewegungen so regelmäßig wie die Sonne am Firmamente finden, und doch dünkt er sich deshalb keinen Apoll, sondern nur den Merkur der Briefe. Er zieht eine, Schuhe genannte Fußbekleidung an, und schützt seinen Kopf durch einen Filzdeckel, dem die Höflichkeit den Namen Hut verleiht, und so beginnt er seine Wanderung. Auf den ersten Blick erkennen wir in ihm den Briefträger, der den Beinamen „Zweipfennig" führt; ihn, der seine Funktionen in einem Anzuge verrichtet, den man Interims-Uniform nennen möchte, der aber zu der Gallauniform eines Feldmarschalls den auffallendsten Kontrast bildet.

Sieh' nur das große Packet von Briefen, welches er mit einer Schnur zusammengebunden hat; sieh', wie er jeden einzelnen Brief, jede Zeitung halb umdreht, um zu sehen, ob er sie auch alle, der Straßen- und Häuserfolge nach, richtig geordnet hat. — Auf einen Augenblick schweigt hier das Mitleid mit seinem Loose, und wir fühlen uns fast versucht, ihn zu beneiden, wenn wir bedenken, daß er zwar alle diese Briefe abzuliefern, aber keinen einzigen von ihnen zu lesen genöthigt ist. Wie wenig kümmert ihn ihr Inhalt! Wie sind alle so harmlos in seinen Augen! Auch nicht die geringste Lust wandelt ihn an, die zusammengefalteten Ge-

heimnisse zu erforschen. Für ihn ist die innere Seite der Briefe leer, er bemüht sich nur, die Aufschriften zu entziffern. Wie wenig ahnet er die Aufregung, den Kummer, den Zorn, den Schmerz, die Angst, die er als Embryo zwischen seinem linken Arme und seinem Herzen trägt. Ach! er weiß es nicht, daß er mit jedem Schritte, den er auf seinem Berufswege weiter eilt, einen seiner Nebenmenschen dem Kerker oder dem Grabe näher führt. Alles, was er sich z. B. bei Ablieferung dieses, von der Hand eines Advokaten geschriebenen, verhängnißvollen Briefes denkt, ist, daß die Aufschrift deutlich und die Hausnummer in der Ecke recht groß und leserlich geschrieben ist.

Ein Brief des Anwalts Mantelschief,
Für ihn ist's eben nur ein Brief,
Ein Brief mit klarer Aufschrift.

Oder dort, jener Brief mit dem schwarzen Siegel. Er beachtet das Zeichen der Trauerbotschaft nicht; er betrachtet nur die Adresse, welche mit zitternder Hand viel unleserlicher als die des vorigen geschrieben ist; er denkt nur, es sey doch eine Schande, daß manche Leute so schlecht schreiben, und zieht dann die Thürglocke, ohne zu ahnen, daß er die Todtenglocke läutet. Pfeifend, und die empfangenen zwei Pfennige in die Tasche schiebend, geht er quer über die Straße hinüber, um in Nr. 11 eine Einladung zum Mittagsessen abzugeben, welche für ihn dieselben Folgen hat — ein Zweipfennigstück. Eine andere Folge der Ablieferung kennt er nicht. Seine beseligende Unwissenheit und Unschuld, welche durch Gewohnheit täglich tiefer und beglückender werden, schließen aus allen Fällen immer nur auf den Empfang von

zwei Pfennigen. Der Bankerott Eures Geschäftsführers, das Unglück Eures lieben Jungen am Pharotische, lange Geschichten Eurer Freunde auf dem Lande über den Keuchhusten ihrer Kinder und die Blüthe der Obstbäume, eine ergebene Bitte, um Euern eben erst neu eingebundenen Wordsworth, ein Auftrag zur Besorgung von sechs Logenbillets, ohne Angabe, ob für das Drury-Lane- oder Covent-Garden-Theater, briefliche Beleidigungen, Klagen und Belästigungen, — ihm gelten sie alle gleich, ihm sind sie weiter nichts als ebenso viele Gelegenheiten, zwei Pfennige einzunehmen. Denkt er überall einmal über den Inhalt von Briefen nach, so denkt er sich stets nur einen angenehmen, denn, obgleich wir gesagt haben, daß er niemandes Gast sey, so findet er doch alle fünf Jahre einmal in seinem Packete einen Brief für sich selbst, worin ihn ein alter rheumatischer Kollege der Vorstadt auf Sonntag zum Thee einladet. Das ist denn für ihn eine angenehme Zerstreuung von den Sorgen und Mühen der Woche, und um so willkommner, da der Brief frankirt ist. Unter seines Gleichen ist man noch nicht soweit gekommen, das Frankiren eines Briefes für eine Beleidigung anzusehen. —

Wir haben der Sache die günstigste Seite abgelauscht, und keine der schlechtesten Privilegien des Briefträgers ist die, daß er des Oeffnens der Briefe überhoben ist. Aber die andere Seite des Gemäldes ist dagegen auch so düster wie nur möglich. Der Briefträger ist fortwährend auf der Straße; zu jeder Stunde, in jeder Jahreszeit, am heißen Mittag, am stürmischen Abend; der Mai wie der Dezember, findet ihn auf der Straße. Er ist das wandelnde Bild der

Geduld. Seine Füße sind wund, seine Glieder versagen ihm ihren Dienst bevor er nur kaum die Hälfte der verschlungenen Pfade seines täglichen Berufsweges zurückgelegt hat, am meisten aber schmerzt ihn sein Arm und seine steifen Finger; sie sind von dem unaufhörlichen Schellenziehen und von dem Hämmern an unzählichen Hausthüren ganz kraftlos geworden. Er geht von Haus zu Haus, ohne nur zu einem einzigen Zutritt zu erhalten. Er klopft, und die Thür wird geöffnet, aber niemand nöthigt ihn einzutreten; er kann nicht einmal eine Minute lang mit der Hausmagd scherzen. Der Brodverkäufer kann den Hof machen, der Briefträger hat keine Zeit dazu. Dem schönsten Mädchen, welches jemals eine Hausthür öffnete, kann er nur sagen: „Mr. Tipps, zwei Pfennige;" über ihre Augen darf er kein Wort verlieren. Ueberdies mißfällt er auch dem Mädchen, weil sein Klopfen ihre Nerven angreift, und er sie auch sich zu beeilen bittet; Eile! — die liebt sie nur bei Anderen. Außer dieser und vielen anderen Beschwerden, alltäglich und unermüdlich, treffen ihn noch unzählige, zufällige Unfälle; fruchtlose Gänge nach denen, welche fortgereist sind, ermüdende Erkundigungen nach Leuten, welche „in der Königsstraße nicht zu finden" sind, und endloses Hin- und Herrennen von einem verkehrten Mr. Smith zum andern. —

War aber sein Loos bisher schon ein trauriges, wieviel kummervoller wird es in Zukunft seyn! Die Postgebühr ist auf die Hälfte herabgesetzt und seine Arbeit über alle Gebühr vermehrt worden. Das Gewicht der ganzen Presse wird auf dem Briefträger lasten; ihre Bürde ist erleichtert, die seinige erschwert worden. Ward bisher sein

Geist schon aufgerieben, so wird es jetzt sein Körper vollends werden. Der Unterschied zwischen dem Gewichte, welches er bisher schleppen mußte, und dem, welches man ihm von jetzt an auf die Schultern wälzt, wird wie der zwischen einem Bogen Post= und einem Bogen Elephantenpapier obwaltende seyn. Alle Zeitungen, Millionen Zeitungsblätter werden der Post zur Beförderung übergeben werden; wer wird aber ihren Beförderer, den Briefträger, befördern? Am Tage, als die herabgesetzte Portotaxe zuerst in Anwendung kam, gab es in der Zeitungsexpedition der Post nur bleiche Gesichter und brechende Herzen, und der Expeditor schaute mit starrem Blicke auf die Zeitungs=Riesenballen hin, die ihn erdrücken wollten.

„Sollen alle diese Ballen durch uns befördert werden? — Unmöglich! Wenn das die Folge der Porto=Ermäßigung ist, so fahre hin Seelenruhe, lebe wohl Zufriedenheit! — Herr —“ wandte sich der so sprechende, junge Funktionär, an einen schon versteinerten Postbeamten, der in seiner Nähe stand, „das neue System ist nicht zu ertragen; es geht nicht. Unsere Wägen brechen unter solcher Last zusammen, und wir ebenfalls; ich sage Ihnen das im Voraus; ich sehe schon Alles kommen.“

Seine Einbildungskraft belebte die Zukunft täglich mit neuen Schreckgestalten, und kaum war das neue System acht Tage lang eingeführt, so ging die Prophezeiung des postalischen Jünglings, der Alles hatte kommen sehen, in Erfüllung, und er zu einer bessern Heimath ein. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß die fieberische Aufregung des Postfunktionärs über seine eingebildeten, anticipirten Leiden,

die einzige Ursache seines Hinscheidens war; er berechnete nach dem ersten Morgen alle folgenden und bediente sich bei dieser Berechnung noch dazu der Progressionsregel.

Wenn das neue Portosystem nur den tausendsten Theil der Arbeit, Mühe, Beschwerde, Sorge und Unruhe bewirken würde, welche sein erstes Opfer voraussah, so ist das Loos des Briefträgers ein wahrhaft entsetzliches! Ein Tropfen Wasser in einen gefüllten Becher geschüttet, läßt ihn überrinnen; das Gewicht einer Feder, zu der übrigen Last gethan, kann den Rücken eines Kameels brechen. Ebenso wird der letzte Brief, das letzte Zeitungsblatt den unermüdlichen, epistolarischen Pilger an Geist und Körper zu Boden drücken. Sein täglicher Weg wird verlängert, und sein Doppelschlag an den Hausthüren verdoppelt werden. Die Arbeit der Briefträger in den Landstädten verdreifacht sich; bei denen in der Hauptstadt läßt sich daß Verhältniß gar nicht mehr in Zahlen ausdrücken, und je bekannter es wird, daß man Briefe und Zeitungen um einen Pfennig in's Haus gebracht erhält, desto mehr wird das Uebel wachsen. Der Briefträger wird fortan sich nicht mehr niedersetzen, er wird sich gar nicht mehr ausruhen dürfen. Er wird, die personificirte Bewegung, in beständiger Bewegung, er wird der Erfinder des perpetuum mobile und das perpetuum mobile selbst in einer Person seyn, der legitime Sohn der Rastlosigkeit. Für seine Lauferei wird kein Wörterbuch der Welt ein Wort, für seine Plage keine Sprache einen genügenden Ausdruck mehr haben. Die Hoffnungslosigkeit wird ihm eine unermüdliche Begleiterin auf seinem endlosen Wege seyn. Sein Leben verdient den Namen Leben nicht mehr,

es wird zu der mechanischen Bewegungsfähigkeit beweglicher Wachsfiguren herabsinken, welche auch kein Haarbreit freien Willen besitzen. O! du wächserner Wanderer! Ihm mag begegnen wer da will und was da will, er muß rastlos vorwärts; sein Geschick und das neue Portosystem haben es einmal so bestimmt. Erschlöße sich ihm auf seinem Berufswege auch plötzlich das ganze Paradies in all seiner Herrlichkeit, er dürfte nicht einmal innehalten, um einen Blick hineinzuwerfen, und noch weniger, um hineinzutreten. Freier Wille ist für ihn ein unverständlicher Begriff. Der oberste Brief muß in der nächsten Straße abgegeben werden, da bleibt ihm keine Wahl; ihm träumt niemals, daß er einen eigenen Willen hätte. Er scheint frei einherzugehen, und, wie der Sohn der Freiheit die Straßen zu durchkreuzen; in Wahrheit aber ist er ein Leibeigener. Sein Gang däucht uns frei, dennoch trägt er schwere Fesseln, nur klirren sie nicht und sind nicht sichtbar. —

Unschlüssige Menschen.

Auf dem Lande sowohl wie in der Stadt, bilden die Hülflosen eine zahlreiche Klasse unter den Menschen; diese Klasse hat jedoch noch eine Unterabtheilung, zu welcher diejenigen zu zählen sind, welche hülflos sind, obgleich sie Hülfe

zur Hand haben; die Unschlüssigen nämlich, welche, mit wenigen Ausnahmen, weiblichen Geschlechts, und daran zu erkennen sind, daß sie niemals wissen, was sie thun sollen.

Diese unglücklichen Unschlüssigen sind auf dem gebahntesten Wege unschlüssig darüber, wohin sie treten sollen. Sie sind ganz verwirrt, aus einer Menge von Vergnügungen oder Geschäften für den Augenblick eins auszuwählen. Ihre Armuth besteht in einem Ueberflusse an Reichthümern. Ihr findet sie in der bemitleidenswerthesten Verlegenheit, und entdeckt als Grund, daß sie für denselben Abend eine Loge im Drury-Lane- und eine zweite im Covent-Garden-Theater haben. Sie wissen nicht, für welches Theater sie sich entscheiden sollen, wissen nicht, was zu thun.

Ein ganzer Vormittag steht zu ihrer freien Verfügung; sie wissen aber nicht, sollen sie nach Greenwich oder nach Blackheath fahren. Rathet ihnen beides zu thun, und der bloße Gedanke ermüdet sie schon; schlagt ihnen vor, keinen der beiden Plätze zu besuchen, und sie erklären, zu Hause vor Langeweile umkommen zu müssen. Nachdem sie jeden Eurer Rathschläge verworfen haben, und nichts mehr zu rathen übrig bleibt, blicken sie Euch kummervoll an und beschwören Euch, Ihnen einen Rath zu geben.

Diese Bitte um Rath, welche den Unschlüssigen stets auf der Zunge schwebt, wird in der Regel an Solche gerichtet, welche über den fraglichen Punkt am wenigsten Rath geben können; das ist indessen auch ganz gleichgültig, denn sie befolgen doch keinen Rath.

Das Geburtstagsgeschenk, welches sie in diesem Jahre machen wollen, wird bis auf nächstes Jahr verschoben, weil

es ihnen rein unmöglich ist, sich darüber zu entschließen, ob es aus einem Diamanten und drei Rubinen, oder aus drei Diamanten und einem Rubin bestehen soll. Zuletzt wollen sie wissen, was der alte, blinde Großvater, der niemals Geschmack in Schmucksachen zeigte, dazu sagt; diesmal soll er den Ausschlag geben. Er ist für drei Diamanten und einen Rubin.

„Glauben Sie aber nicht," antworten sie auf seinen Rathschlag, „daß drei Diamanten und ein Rubin hübscher wären?"

Die Sache ist noch nicht geordnet, und daher wird die närrische Betty zu Rath gezogen; kaum hat sie jedoch ihre Meinung geäußert, so sagt man ihr, sie habe keinen Geschmack.

„Nun," sagt Betty; „ich sagte Ihnen ja vorher, Madame, daß ich nichts von Geschmeide verstehe; Sie müssen's selbst am besten wissen."

Da hat Betty aber wieder Unrecht; Madame weiß es nicht am besten; sie ist völlig rathlos; in solcher Verlegenheit befand sie sich noch nie. Ja, drei Diamanten und ein Rubin würden sehr hübsch aussehen, wenn ein Diamant und drei Rubinen nur nicht vielleicht noch hübscher wären. Sie weiß durchaus nicht, was sie machen soll!

Die Unschlüssigen sind, gleich den Bettlern, beständig auf der Wanderung; erst besuchen sie die Ameiers und dann die Bemeiers, und wenn sie das ganze Meier-Alphabet durchgemacht haben, so finden sie aus allen zusammen gebettelten Meinungen, Rathschlägen und Ansichten doch nichts Anderes heraus, als daß sie sich in einer höchst

schwierigen Lage befinden und nicht wissen, was sie thun sollen. —

Sie möchten so gerne auf's Land reisen, hätten sie nur nicht die größte Lust in London zu bleiben, wo sie aber auch wieder nicht gerne sind, weil es ihnen auf dem Lande doch besser gefällt. Und kommen sie endlich zum Entschluß, abzureisen, so fragt es sich, ob sie die Eisenbahn oder das Dampfschiff vorziehen sollen, da letzteres ihnen das Vergnügen einer kleinen Wasserparthie bereiten, der Dampfwagen dagegen mehr Bequemlichkeiten darbieten würde. Niemand ist da, der ihnen rathen könnte; was, in des Himmels Namen, sollen sie thun?! —

Tritt ihnen wirklich einmal eine kleine Schwierigkeit entgegen; will es der Zufall, daß sie einen nothwendigen Besuch machen und zur nämlichen Zeit einen wichtigen Brief schreiben müssen, dann rufen sie mit König Richard: „Ein Rath, ein Rath! mein Königreich für einen Rath!" Dann geberden sie sich, als wenn die Welt dem Untergange nahe wäre.

Es ist ganz begreiflich, in solcher Verlegenheit, solcher Verwirrung und Noth, können sie weder einen Besuch machen, noch den wichtigen Brief schreiben; sie können nur die Hände ringen, mit flehender Geberde die Zimmerdecke anstarren und sich voll Verzweiflung fragen, was sie thun sollen. —

Der Gläubiger.

Ein noch lebender Mann, der seiner geistreichen Witze wegen berühmt ist, hat einst gesagt, daß es eine ganz absurde Mode sey, den Schuldner immer den „unglücklichen," oder den „armen" Schuldner zu nennen, sowie man überall dahin übereingekommen zu seyn scheine, vom Gläubiger nur als von einem „hartherzigen," „habgierigen" und „nachsichtslosen" Menschen zu reden. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob man dem Schuldner hierin zu nahe tritt, wir wollen hier, zu allen übrigen Beweisen, nur noch einige neue hinzufügen, daß dem Gläubiger mit solchen Bezeichnungen im höchsten Grade Unrecht geschieht.

Wir haben in unserm Leben viele Gläubiger gesehen, und sind ihnen meistens durch Zufall begegnet, selten auf Verabredung, denn Verabredungen mit Gläubigern werden nur ausnahmsweise gehalten. Und diese Gläubiger alle, ohne Ausnahme, waren Leute, welche im vollsten Maße verdienten Gläubiger zu seyn; sie waren freundlich, gefällig, gefühlvoll und höflich, und es gewährte ein wahres Vergnügen, in ihren Büchern zu stehen und darin stehen zu bleiben. Wir möchten es fast ein Unrecht heißen, solche Leute zu bezahlen; man beraubt sie dadurch so vieler Gelegenheiten, ihre ausgezeichneten Eigenschaften zu zeigen, sowie ihrer Ansprüche auf fernere Kundschaft. Wenn Ihr Zahlung leistet, so kann das nur dann entschuldigt werden, wenn Ihr zugleich wieder eine neue, größere Schuld kontrahirt, und dann auch auf längere Zeit als die vorige.

Gläubigern baare Zahlung anbieten, heißt sie in dem beeinträchtigen, wozu sie einzig und allein auf die Welt gekommen sind.

Solche Gläubiger haben wir gesehen; von anderer Art nur einzelne. Dann und wann findet Ihr vielleicht einen „hartherzigen" Gläubiger, den eine lange, glückliche Laufbahn versteinert hat; einen, den ein ganz absonderliches Glück im Schulden-Einkassieren ausnahmsweise ungeduldig machte. Hie und da trefft Ihr auch vielleicht einen „nachsichtslosen" Gläubiger, der lieber fünf und zwanzig Prozent von seiner Forderung, als fünf und zwanzig Entschuldigungen nimmt, der überhaupt gar keinen Sinn für geistreiche Ausflüchte hat und wirklich erwartet, daß Ihr nicht blos Versprechungen macht, sondern sie auch haltet; einer, der dumm genug ist, darauf zu rechnen, daß er Zahlung erhalten werde, weil der Termin da ist, und der wirklich das ergreift, was er seine „Maßregeln" zu nennen pflegt. Kommt Ihr jemals mit einem solchen Geschäftsmanne in Berührung, so verlaßt Euch darauf, daß er noch sehr unerfahren ist, daß er weder Uebung im Mahnen, noch im Ausborgen hat. Er kennt die Pflichten eines Gläubigers nicht, und Ihr könnt nichts Besseres thun, als zahlen und ihn laufen lassen. Nehmt seine Quittung, setzt sie unter Glas und Rahmen und vermeidet ihn, bis er seinen Beruf besser kennen gelernt und die Abgeschmacktheit seines frühern Benehmens eingesehen hat.

Der Gläubiger aber, welcher sich selbst und den Werth der Auszeichnung zu schätzen weiß, eine recht lange Liste von Schuldnern zu haben, der ist gar nicht zu vermeiden,

und den müßt Ihr auch nicht vermeiden, selbst wenn Ihr ihm noch so viel schuldig seyd. Weshalb wolltet Ihr auch an seiner Thür vorüberschleichen, oder um die Straßenecke biegen, wenn Ihr ihn von fern erblickt, statt ihm im Vorübergehen zuzunicken, um ihm zu zeigen, daß Ihr seinen Werth kennt und Vertrauen in ihn setzt? Sehet Ihr Euern Gläubiger auf Euch zukommen, so geht ihm dreist entgegen und erkundigt Euch im Vorübergehen nach seinem Wohlbefinden. Will er Euch dann etwa anhalten, so thut, als wolltet Ihr ihn anhalten, und, bevor er Euch daran erinnern kann, daß Ihr ihm schon vor drei Wochen Zahlung verspracht, macht ihn darauf aufmerksam, daß er Eure Rechnung nicht gesandt habe, und daß Ihr sie spätestens zum fünf und zwanzigsten des nächsten Monats erwartet. Sagt ihm, er solle an jenem Tage das Geld holen lassen. Ihr braucht ihn aber gar nicht zu erwarten, er wird nicht kommen. Wir haben gesagt, Verabredungen mit Gläubigern würden selten gehalten; wir stehen nicht an, zu behaupten, daß der Gläubiger stets die Schuld davon trägt; er denkt, es sey gar nicht der Mühe werth zu kommen. Vor einigen Jahren noch waren alle Manichäer pünktlich; mit dem Glockenschlage klopften sie an die Thür; hatten sie versprochen zu kommen, so konntet Ihr Euch darauf verlassen. Dies hat sich mit der Zeit geändert, und Ihr könnt Euern Schneider jetzt dreist zu Dienstag Mittag zwölf Uhr bestellen und jeden Andern eher erwarten als ihn, es sey denn, Ihr wünschtet Eure Rechnung zu vergrößern, statt zu verringern. Früher war man ganz glücklich, einen Gläubiger zu haben, der nur einmal täglich seine Aufwartung machte,

und dann klopfte bis ihm der Arm ermüdete, ein würdiger Zögling aus der Kommwieder=Schule; käme so etwas in unsern Tagen vor, so würde man die Reitpeitsche hervorholen, die Hülfe der Polizei in Anspruch nehmen, oder sich doch wenigstens in den Zeitungen über einen solchen Unverschämten bitter beschweren.

Damit nicht Jemand, der vielleicht das Unglück hat, mit einem hartherzigen Gläubiger zusammenzutreffen, glaube, daß die sanften Gläubiger so selten in der Welt seyen, wollen wir ihm hier doch zum Gegenbeweise ein Beispiel anführen.

Unser Mann ist das sanfteste Geschöpf, das der Herr erschuf; deshalb hatten wir ihn uns auch zum Gläubiger erkohren. Er giebt sich tausendmal mehr Mühe, einem seiner Schuldner auszuweichen, als sich die meisten Leute geben, ihren Gläubigern aus dem Wege zu gehen. Nicht für Alles in der Welt möchte er dem Manne begegnen, der ihm Geld schuldet; ein solches Begegnen könnte ihm als ein absichtlich herbeigeführtes ausgelegt werden, und er in Verdacht kommen, mahnen zu wollen. Nur zweimal in seinem Leben hat er gemahnt, und beide Male veranlaßten wir ihn dazu. Das eine Mal, da wir seinen furchtsamen und unschlüssigen Charakter kennen, brachten wir ihn dazu, um die Auszahlung einer bedeutenden Summe anzuhalten, von der wir wußten, daß sie für ihn bereit lag, und nur der Anforderung wartete. Selbst zu gehen wäre besser gewesen, als zu schreiben; er zog es aber vor zu schreiben. Eines Morgens nun, setzte er uns durch die kaum glaub=

liche Nachricht in Erstaunen, daß er geschrieben habe: „Ja, ja, ich habe an Tomlinson geschrieben,“ sagte er. Wir antworteten ihm auf diese Nachricht mit tausend Komplimenten über seine Entschlossenheit und Raschheit; er hatte Wunder gethan und die Sache schien uns beendigt zu seyn. Drei Wochen später sagte er jedoch zu unserm abermaligen Erstaunen: „Ich habe an Tomlinson geschrieben.“ „Geschrieben? Sie haben ja schon vor drei Wochen an ihn geschrieben.“ — „Ja, ja,“ lautete seine Erklärung, „ich schrieb auch damals, aber heute sandte ich den Brief wirklich ab.“ Den Brief zu schreiben war schon eine Heldenthat; ihn auf die Post zu geben, bedurfte einer dreiwöchentlichen Ueberlegung.

Mahnbriefe waren in den meisten Fällen gänzlich erfolglos, er mußte daher zu persönlichen Anforderungen gebracht werden. Also riethen wir ihm, einen Schuldner, der nur auf mündliches Dringen zahlen würde, selbst zu besuchen; selbst an die Thür zu klopfen, in eigener Person bei ihm einzutreten und Zahlung zu verlangen. Ja, in der nächsten Woche wollte er hingehen. — Nein, er mußte sogleich zu ihm hin. — An einem der nächsten Tage denn. — Auch nichts; gleich, auf der Stelle sollte er sich dazu entschließen. Hut und Handschuhe wurden gebracht, und fort mußte er. „Beim Himmel!“ murmelte er, als er sah, daß er gegen seinen Willen einen Entschluß fassen und seine Gliedmassen in Bewegung setzen mußte, „beim Himmel! Blanchard, Ihr seyd ein wahrer Teufel.“ Genug, er setzte sich in Bewegung, halb gestoßen, halb gezogen; — er ging. Das Ziel der Reise erschien; ja, das war die

Straße, aber es gehörte große Kunst dazu, ihn um die Ecke zu bringen. Im Vergleich mit ihm, ist ein Ferkel das folgsamste Geschöpf. Endlich wurde auch die Straßenecke glücklich umschifft, das Haus liegt vor uns, und er geht mit uns auf die Thür des Schuldners zu, als hänge ihm der Strick um den Hals und die Ewigkeit warte seiner auf der Schwelle. Fünfzig Entschuldigungen bringt er vor, und fünfzig Gründe, daß ein Brief von besserer Wirkung seyn werde, als ein Besuch. Er verpflichtet sich, keinen Bissen zu essen, bevor er nicht geschrieben; er will kräftig schreiben, will dringend Geld verlangen. Aber auf der Thürschwelle lassen wir ihn nicht wieder umkehren; wir treiben ihn vorwärts, und er steht an der Thür. Die Mühe des Klopfens übernehmen wir für ihn; der Schlag erschüttert ihm Mark und Bein; ihm ist als habe sein letztes Stündlein geschlagen. Ueberzeugt, daß er jetzt nicht mehr zurück könne, überließen wir ihn seinem Schicksale und traten vor einen, in der Nähe befindlichen Bilderladen, um uns die Zeit zu vertreiben, während er zum ersten Male in seinem Leben „die Börse!" forderte. Uns war jedoch nur kurze Zeit zur Ausmalung seiner peinlichen Lage vergönnt. Als wir nochmals hinsahen, um uns zu überzeugen, daß er wirklich in's Haus hineingegangen sey, kam er schon wieder mit vergnügtem Gesichte heraus. Leichten Schrittes ging er auf uns zu; selbst die Art, wie er sich die Hände rieb, zeigte uns, wie fröhlichen Herzens er sey. Was hatte das zu bedeuten? — „Alles in Ordnung!" rief er uns schon von weitem zu. Alles in Ordnung? dachten wir. — War es möglich, daß er in weniger als einer Minute um dreihundert

Pfund Sterling angehalten und sie empfangen haben konnte? Nein, das war nicht möglich. — „Alles in Ordnung!“ wiederholte er. „Was ist in Ordnung? Habt Ihr das Geld erhalten?“ — „Nein,“ antwortete der Glückliche, „das Geld hab' ich nicht, aber Alles ist in Ordnung; er ist verreist.“

Ja, lieber Leser, auch solche Gläubiger giebt es, und Millionen andere, welche diesem gleich gestellt zu werden verdienen. Bevor Ihr einen Gläubiger schmäht und ihn hartherzig scheltet, bedenkt was Ihr ihm schuldet und wie lange schon; denkt, daß er dessen vielleicht bedarf, daß er Euch nur selten mahnte. Blickt um Euch und forscht, ob Ihr unter Euren Bekannten nicht viele findet, welche es nicht über sich vermögen, das zu fordern, was ihnen zukömmt; ob nicht Viele lieber selbst bitten und borgen, als daß sie den Mahner machen. Es giebt ebenso Viele, welche nicht mahnen, als Solche, welche nicht zahlen mögen. Fragt den Mann, der seinen Ruin der Hartnäckigkeit und der Rachsucht seiner Gläubiger zuschreibt, ob sein Unglück nicht aus der Dummheit, aus einem Versehen eines Gläubigers entstand, und ob die Uebrigen nicht die gutmüthigsten und nachsichtigsten Menschen waren. Der Gläubiger ist ein beleidigter Engel, der stets Undankbarkeit erndtet. Ihn schmücken, nach der Reihe, die drei größten Tugenden; er beginnt voll Glauben; ist der erschüttert, so wartet er voll Hoffnung; schwindet auch diese, so tröstet er sich mit dem Bewußtseyn, voll mildthätiger Liebe gehandelt zu haben. Sein Leben ist dem Dienste menschlicher Schwächen gewidmet, die sich bei Allen

finden, nur bei ihm nicht. Der Gläubiger glaubt an die Ehrlichkeit seiner Nebenmenschen; — glaubt Ihr dagegen doch wenigstens an seine Herzensgüte.

Der Borger.

Mit bewunderungswürdiger Charakterfestigkeit borgt der Borger selbst seinen Wahlspruch; „gemein der Sklave, der bezahlt!" ruft er mit Shakespeare. Das Zeitwort „geben" hat nur in sofern Bedeutung für ihn, als von politischen oder mildthätigen Sammlungen die Rede ist, von denen die Namenslisten in die Zeitungen kommen. Edelmüthige geben, Einfältige zahlen. Er hält sich selbst für einen Professor der weit verbreiteten, edlen Borgkunst. Er ist stolz darauf, ein Engländer zu seyn, weil die besagte Kunst in seinem Vaterlande vielfach Unterstützung findet. Namentlich in neuester Zeit hat diese Kunst fast die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht und ist von Staatsmännern und Oekonomen so ausgebildet worden, daß sie die gerechtesten Ansprüche auf den Namen „die große National-Kunst" hat. Pitt ist natürlich des Borgers beau-ideal eines Staatsministers, und von Großbrittannien glaubt er steif und fest, daß es den Neid aller Länder errege, weil es die Geschicklichkeit besaß, sich für einige werthlose Papier-

lappen eine Schuldenlast von achthundert Millionen Pfund Sterling aufzubürden. Nichts ist natürlicher, als daß er es demnach auch für die erste Pflicht eines jeden guten Unterthan erklärt, dem Beispiele des Staates zu folgen. Was er predigt, das thut er auch.

Unter der Kunst zu borgen, versteht er, natürlicher Weise, diejenige Geld zu borgen. Außer im höchsten Nothfalle, verachtet er jede andere Anleihe als eine Schändung der edelsten Kunst und als eine Entheiligung der erhabensten Lehre. Der Mann, welcher fertige Kleider oder dergleichen borgt, ist allerdings kein Narr, er ist aber doch nur ein Pfuscher im Geschäfte und kein Künstler. Was erlangt er? Höchstens einen Oberrock, ein Paar Stiefeln, einen Regenschirm; das ist kleinlich! Das Meiste, was man in dieser Branche auf Borg erhalten kann, ist ein Kabriolet mit Pferd; aber wozu nützt es? Ein Borger von Profession, ein Borger, der Sachen borgt, darf weder Pferde noch Wagen halten, und verkaufen darf er sie auch nicht, denn sonst kommt er mit dem Gesetze in Collision. Ein Borger dieser Klasse ist kaum mehr als ein Miether. Ein vollständig möblirtes Haus oder ein Lustboot auf Kredit zu kaufen, ist schon anständiger, beide müssen aber auch am Ende dem, — wie man ihn nennt, — rechtmäßigen Eigenthümer zurückgegeben werden; der gefühlvolle, ächte Borger giebt aber nie etwas zurück.

Geld, Geld allein ist das sichere Mittel, sich jeglichen Genuß zu verschaffen, der Macht der ganzen Welt zu trotzen.

„Das große Privilegium,
Selbstständig dazusteh'n."

Nur Geld allein kann den Ehrgeiz und den Muth des Borgers erregen, der klingenden Münze allein gilt sein Streben, und hat er es erlangt, so trägt er, wenn er ein Ehrenmann ist, schon Sorge dafür, daß es nie zurückgezahlt wird. —

Wir haben bereits bemerkt, daß es sich nicht mit den Grundsätzen des Borgers verträgt, geliehenes Geld zurückzuzahlen; dennoch hat seit einiger Zeit die Lehre Eingang gefunden, daß gewisse, hoch gestellte Borger ihre Gläubiger mitunter täuschen und ihnen ihre Schuld am Verfalltage genau bei Heller und Pfennig zurückzahlen müssen. Diese Regel findet da Anwendung, wo es sich um kleine Summen handelt, und wo man sich nur durch Pünktlichkeit Aussicht auf ein größeres Darlehen eröffnen kann. So gut und praktisch diese Methode auf den ersten Blick auch erscheinen mag, so ist sie doch jedenfalls eine Verhöhnung der Grundlehre. Sie bedingt eine Herablassung von Seiten des Borgers, sie zeigt eine gefährliche Nachgiebigkeit von ihm, und enthält das stillschweigende Zugeständniß, daß das Recht auf Seiten des Gläubigers sey.

Der geistreiche Borger liefert in sich selbst das beste Beispiel für seine Behauptung, daß diese Methode gar keine Beachtung verdiene. Er ist der Ansicht, daß der Zweck die Mittel heilige. Unter keinen Umständen ist er zu bewegen, gegen die Fundamental-Regel seiner Kunst zu verstoßen. Alles, was er in dieser Hinsicht zu thun wagt, besteht darin, daß er Euch etwa ersucht, ihm eine runde Summe zu leihen und Euch zugleich erlaubt, von derselben dasjenige abzuziehen, was er Euch noch von früherher schuldet. Sein

Grundsatz ist ihm so heilig wie seine Unschuld. Schon in der frühesten Jugend, wenn er kaum noch die Gefahren der großen Welt ahnet, wenn er noch keinen Schritt in der Geldwelt gethan, noch nicht die erste Bitte um ein Darlehen hervorgestammelt hat, selbst dann schon steht sein Grundsatz fest, kein geliehenes Geld zurückzuzahlen. Was der Jüngling sich zum Grundsatz gemacht, dem bleibt das erfahrene Alter getreu. Keine Sophistereien, keine Ermahnungen zur Nachgiebigkeit, nicht der wohlgemeinteste Rath bewegt ihn, geliehenes Geld zurückzuzahlen; eher noch, glauben wir, würde er Geldverleiher werden. Er hat sich das Gold erkämpft; er hält es fest. Sein Kampf aber richtet sich nach den einfachsten Regeln. Er läßt sich nicht abweisen; zehnmal abgewiesen, kommt er zum eilften Male wieder; dabei ist er immer höflich und zuvorkommend. Gebraucht er auch noch so nöthig siebenzig Pfund, so ist er doch mit fünfzehn zufrieden, wenn Ihr ihm für den Rest nur Euren Wechsel gebt; oder er erbietet sich, morgen oder am Freitag das Uebrige abzuholen. Sagt Ihr ihm, Ihr könnet ihm augenblicklich nicht dienen, so fragt er, wann es Euch passend ist; ihm ist es auch noch in nächster Woche recht. Könnt Ihr ihm gar keine feste Zeit bestimmen, so erklärt er sich gerne bereit, von Zeit zu Zeit wieder vorfragen zu wollen, inzwischen würdet Ihr ihn jedoch sehr verpflichten, wenn Ihr ihm einen kleinen Empfehlungsbrief an Euern Banquier, Herrn Baar, geben möchtet, dessen Bekanntschaft er zu machen wünscht.

Er ist ein so höflicher Mensch, daß Ihr ihn gar nicht beleidigen könnt. Eine ganze Woche lang seyd Ihr dreimal

täglich nicht für ihn zu Hause, aber am achten Morgen trifft er Euch gerade, als Ihr im Begriff seyd auszugehen, und da schüttelt er Eure Hand so zärtlich, als wenn Ihr ihm eine Anweisung auf Euren Banquier gegeben hättet. Seine Uneigennützigkeit ist ebenso in die Augen springend, wie seine Höflichkeit. Gebt ihm Euren Wechsel auf hundert Pfund, so giebt er Euch den seinigen auf tausend und auf jede beliebige Zeit. Die Aufhebung des Wuchergesetzes würde Keinem größere Freude machen, als ihm; dann stünde es ihm frei, jede Bedingung einzugehen; ihm ist ohnehin jeder Zinsfuß recht. Streng genommen, darf man ihm eigentlich gar nicht den Vorwurf machen, wortbrüchig zu seyn. Sein offenes und nachdrucksvolles „Natürlich!" als Antwort auf Eure Frage „Kann ich mich auf Sie verlassen?" bedeutet genau, was es sagt. Wenn Ihr Euch nicht auf den Mann verlassen könnt, der nie zu zahlen beabsichtigt, auf wen wollt Ihr Euch denn verlassen? Wollt Ihr etwa auf den sicherer bauen, der mit seiner Versicherung nur sein Bestreben nach Pünktlichkeit ausdrückt? — seinen guten Willen? — Er will bezahlen, — wenn er kann. Nein, auf einen Solchen könnt Ihr Euch nicht verlassen; vielleicht zahlt er, vielleicht nicht; aber der Borger ist zuverlässig, er bleibt seinem Grundsatze getreu; von ihm werdet Ihr nie einen rothen Heller sehen. Der gute Vorsatz, zahlen zu wollen, ist nichts als ein Gekritzel auf Glas; der Entschluß, nicht zahlen zu wollen, ist eine in Marmor gehauene Schrift.

Der Borger vertheidigt auf's Leidenschaftlichste die strenge Handhabung aller Gesetze, welche auf den Schutz des Eigen-

thums hinzielen. Er ist der Todfeind des Schwindlers, und beim Anblick eines Taschendiebes will ihm das Herz brechen. Selbst Fälschungen, die doch schon anständiger sind, erklärt er für schändliche Schlechtigkeiten. In jedem dieser Erwerbszweige erblickt er eine Beeinträchtigung des Borgers, und, nach seiner Ansicht, könnten sie alle viel sicherer und lohnender betrieben werden, wenn ihre Verehrer sich die Grundregel seiner großen Kunst als Richtschnur dienen ließen. Er erklärt, in einem freien Lande sollte eigentlich niemand ohne seine eigene Einwilligung beraubt werden dürfen, oder wer beraubt seyn wolle, der müsse auch nicht durch die Gesetze in seinem Vergnügen gestört werden. Vagabonden und ähnlichem Pack ist er ein unerbittlicher Richter. Arme nennt er mitleidlos Gesindel, welches zahlt, wenn es kann, und stiehlt, wenn es nicht zahlen kann. Alle Arme, sagt er, haben ihr Geld verschwendet, indem sie bezahlten, was sie schuldig waren; sie hätten borgen und nicht zahlen sollen, so würden sie in ehrenhafter Unabhängigkeit leben. Wie sonderbar ist es doch, daß jeder Borger halb Dieb, halb Bettler ist. Ja, es ist so; diese beiden schwachen Elemente bilden den großen Geist! Jeder kann betteln, Jeder kann stehlen; aber um borgen zu können, muß man beide Fähigkeiten in sich vereinigen und ein Genie seyn.

Wie reich ist die Welt an solchen Genies!

Der älteste Bewohner der Stadt.

Das Gedächtniß des ältesten Bewohners ist ein unbeschriebenes Notizbuch; sein Kopf gleicht einem unermeßlichen Schlunde; was er aufnimmt, ist der Vergessenheit verfallen. Täglich überzeugt er sich mehr und mehr, daß London am Lethe und nicht an der Themse liegt. Befrage ihn um den Tag, an welchem sich irgend etwas ereignete, und, ist es nicht gar zu lange her, so erinnert er sich ganz genau, daß er den Vorfall vergaß; von älteren Ereignissen weiß er nicht bestimmt, ob er sich ihrer erinnern kann oder nicht. Er weiß, daß er aus einer alten Familie stammt, was aber aus seinen Vorfahren geworden ist, das kann er nicht sagen, doch ist er schlau genug zu vermuthen, sie seyen gestorben. Sein Vater, der Soldat war, stand, wenn er nicht irrt, in der Kompagnie eines berühmten Hauptmanns; er glaubt es war ein Herr von Kapernaum. Als Motto führt der älteste Bewohner Londons den Sinnspruch: non mi ricordo. Seiner Großmutter glaubt er sich erinnern zu können als sie noch ein kleines Mädchen war, dagegen kann er mit Bestimmtheit sagen, daß seine Eltern kinderlos starben. Er zerbricht sich den Kopf darüber, auf welche Weise oder wann er wohl zu einer Tochter kam, und sein Sohn, meint er, müsse jetzt schon die Jahre haben, um sein eigner Vater seyn zu können. Aus seiner Kindheit erinnert er sich der unbedeutendsten Kleinigkeiten; so hieß z. B. der Oberlehrer in der Schule Cornelius Nepos und einer seiner Schulkameraden Alcibiades; ein anderer Knabe, mit dem er

besonders befreundet war, hieß Julius Cäsar, doch weiß er nicht mehr, ob der mit ihm in derselben Klasse war, oder in einer höhern; möglich auch, daß er noch in einer der untersten Klassen saß. Die Ferien verbrachte er in der Regel bei einem Freunde in Troja; den Namen des Orts hat er behalten, den der Grafschaft, in welcher er liegt, jedoch vergessen. Es giebt eine Menge kleiner Umstände, die ihn ganz verwirrt machen; keiner jedoch so sehr als der, daß sich in dem einen Zipfel seines Taschentuchs beständig ein Knoten befindet, ohne daß er sich besinnen kann weshalb. Seine Erinnerung geht mehr auf das verflossene Jahrhundert, als auf das gegenwärtige. Von allen Tagen des Jahres verwirrt ihn der gestrige am allermeisten. Alte Vorfälle sind seinem Geiste die neuesten, und jemehr die Vergangenheit entflieht, desto klarer wird sie ihm, daher pflegt er auch im Scherze zu sagen, er könne die Zeit erst dann sehen, wenn sie verschwunden sey. So kann er einen Eid darauf leisten, daß Maria Stuart gestorben ist, über die Art und Weise ihres Todes ist er indessen nicht mit sich einig. Von allen öffentlichen Charakteren der letzten Generation erinnert er sich des Herrn Junius am deutlichsten. Robinson Crusoe hat er nur einmal gesehen, daher wagt er auch nicht, seine Person zu schildern; er könnte dadurch falsche Begriffe über den großen Reisenden in Umlauf bringen. Wenn von Verbrechen die Rede ist, so erzählt er die unterhaltendsten Criminalgeschichten aus seinen Jugendjahren, nur erinnert er sich des Verbrechens selbst und der dasselbe begleitenden Umstände nicht; auch verwechselt er die Namen der Richter mit denen der Missethäter. Nie in

seinem ganzen Leben hat er eine so unbeschreiblich große Menschenmasse versammelt gesehen, als beim Einzuge der verbündeten Monarchen in London, Blücher und der Herzog von Marlborough an der Spitze. Genug, es giebt wenige Ereignisse, deren er sich nicht erinnern würde, könnte er sich derselben nur entsinnen. Bis auf einen Fehler ist sein Gedächtniß ganz vorzüglich, es behält so schwer. Dennoch weiß er genau wie Garrick aussah, als er zum ersten Male im Parlamente redete, und ebenso schildert er den lebhaften Beifall, welchen Canning bei seinem Debut als Hamlet erndtete. In dem Kreise seiner Bekannten trinkt man täglich auf seine Gesundheit; man sollte lieber auf das Gedächtniß des alten Herrn trinken.

Die Weiber und ihre Herren.

„Die meisten Weiber sind charakterlos." Pope.

Charakterlos! Was, dachte ich, als Martha neulich Abends in mein Zimmer trat, um die Studirlampe anzuzünden, während ich das Buch wieder zur Hand nahm, das ich fortgelegt hatte, als die Schatten der Abenddämmerung tiefer geworden; was, dachte ich, — und dabei blätterte ich in „das Weib und sein Gebieter" — was wird denn aus der unglücklichen Mehrzahl des weiblichen Geschlechts

werden, aus jenen armen Geschöpfen, welche ihres Unterhalts wegen, in dem einen oder dem andern Dienstverhältnisse leben müssen; welche in den verschiedenartigsten Formen der Beschäftigungen die Sklavinnen von uns männlichen Glockenzugbewegern und Tyrannen sind, und die, wenn sie charakterlos wären, gar keine Stellung in der menschlichen Gesellschaft, nein, nicht das Allergeringste auf der weiten Erde hätten!

Wahrscheinlich war es das Erscheinen Marthas, welches die Richtung meines Gedankenfluges vom schönen Geschlecht im Allgemeinen ab- und dieser besondern Klasse desselben zulenkte; zu dieser Klasse, welche, trotz der verschiedenen Namen, welche den ihr Angehörenden beigelegt werden, als Mägde, Köchinnen, Stubenmädchen, Wärterinnen, Näherinnen, Kammerjungfern u. s. w. u. s. w., doch stets die Klasse der Dienenden bleibt.

Wenige Augenblicke vorher hatten mich Lady Morgans „Forschungen und Betrachtungen" auf das Kapitel „der Mann und seine Frau" geführt, wovon ich hier nicht weiter reden will, jetzt war ich bei dem „Weibe und seinem Herrn." Wir wollen hier nicht bei Beispielen aus der Geschichte verweilen, um die Grausamkeit des Mannes in seiner Herrschaft über das Weib zu beweisen, sondern uns einmal in die Lage jenes halben Dutzend gepuderter und betreßter Lakeien versetzen, welche mit Leib und Seele von der Laune irgend einer reichen Wittwe abhängen. Wenden wir uns jenem Gemälde zu, so finden wir, daß es das Bild der Rache genannt werden könnte. Es mag buchstäblich wahr seyn, — das Gegentheil wird auch nirgends berichtet, —

daß der verworfene Menelaus sein liebes, treues Weib verließ und es darauf beschuldigte, mit dem trojanischen Jüngling durchgegangen zu seyn; ebenso wissen wir, daß ein gewisser Brownrigg zwei Lehrlinge umbrachte, daß er die Schuld auf seine Frau wälzte, und, daß Madame Brownrigg hängen mußte. Aber blickt nur auf jene beiden Diener dort, auf jene zwei Musterbilder der Herrschaft des Mannes über das Weib, von denen jeder eine Seele im Leibe hat, die aber doch hinten auf Lady Backlustres Wagen stehen müssen, wenn sie von Laden zu Laden und von einer Visite zur andern fährt; blickt sie an diese beiden „Herren der Schöpfung,“ diese „Ebenbilder Gottes,“ zeigen sie uns nicht das treueste Bild der Vergeltung? Sie beweisen unwiderlegbar, daß das Weib kein größeres Vergnügen kennt, als die gepriesene Würde des Mannes mit Füßen zu treten.

„Der Mann ist oft dem Manne gegenüber ungerecht;
Dem Weibe gegenüber ist er's stets.“

sagt eine berühmte Autorität; aber der Mann treibt seine Ungerechtigkeit doch nie so weit, zwei Frauenzimmer in grotesken, lächerlichen Putz zu stecken und sie hinten auf seine Equipage zu pflanzen. Ein wie großer Usurpator und Despot er auch seyn mag, er wird nie das zarte Geschlecht als Opfer an die Räder seines Triumphwagens fesseln. — Von dem was ist, schließen wir auf das, was seyn könnte. Jedes Weib wäre gern eine große Dame, wenn sie könnte, und wo ist die große Dame zu finden, welche mit zwei Individuen des „starken Geschlechts“ als Zierrath für ihre Karosse zufrieden wäre, könnte sie deren drei haben? Wer paradirt lieber mit dem kostbaren Aufwande eines Trupps

armer Laffen in buntscheckiger Livree, als vornehme Damen? Es wäre gewiß sehr interessant, zu wissen, was z. B. Madame Blitzfunkes Dummköpfe in pfirsichblüthfarbener Livree über die Frage vom Weibe und seinem Herrn denken.

Doch, lassen wir alle solche Betrachtungen fahren und kehren wir zu den weiblichen Dienstboten zurück, von denen gleich ein ganzes Dutzend in unserm Gedächtnisse auftaucht. „Charakterlos!“ Nein, jeder Mann, der Augen und Ohren auf dem rechten Flecke hat, muß bei der Klasse „Dienerin“ Beispiele von außerordentlichem Charakter bemerkt haben; so entschieden ausgeprägte und verschiedenartige Charaktere, wie man sie nur in den, aus dem Leben gegriffenen Lustspielen, von unsern beliebtesten Schauspielerinnen dargestellt finden kann. Wenn wir nur ein wenig nachdenken, so finden wir, daß wir den merkwürdigsten Sonderlingen unter ihnen begegneten. Die Hausfrauen betheuern in der Regel, die Dienerinnen seyen alle einander gleich; das kommt aber daher, daß die Frauen sich, in der Art und Weise wie sie ihre Dienerinnen beurtheilen, sprechend ähnlich sind. Ihr armen Mädchen! Ist eine von ihnen unordentlich, so heißt es gleich, so sind sie alle. Wenn eine Andere Zucker und Thee entwendet, weil sie, außer ihrem Lohne, ein Paar Groschen erhält, um sich selbst Zucker und Thee dafür zu kaufen, so wird gleich gesagt, man könne keine ehrliche Magd mehr finden. Es ist aber im höchsten Grade ungerecht, Alle über einen Kamm zu scheeren, denn sie sind Eine von der Andern so verschieden, daß es durchaus zweifelhaft ist, ob Ihr auch nur zwei finden könnt, die einander gleich sind. Die Aehnlichkeit unter ihnen besteht in nichts Anderem als

in gewissen Gewohnheiten und Neigungen, die bei den meisten Menschen zu finden sind, z. B. des Morgens, so lange wie es angeht, im Bette liegen zu bleiben; so oft, oder öfter als möglich in's Theater oder auf den Jahrmarkt zu gehen; die Langeweile des Dienstbotenlebens durch häufige Besuche zu verscheuchen und ihre Besucher möglichst freundlich bei sich aufzunehmen. In einigen anderen Punkten sind sich vielleicht alle Dienstmägde der civilisirten Welt einander gleich. Jede besitzt einen Koffer, in welchem ein Gebetbuch, ein Traumbuch und einige sehr hübsche Lieder zu finden sind; dann noch eine oder ein Paar Haarlocken, vielleicht auch ein Stammblatt oder ein Liebesbrief und der Sonntagsputz. Solche Aehnlichkeiten mag man leicht bei ihnen entdecken, aber sonst sind sie sich so unähnlich wie die Augen den Ohren.

Die Dienerinnen in großen Städten und die in Landstädten; die bei hohen Herrschaften und die in bürgerlichen Familien bilden natürlich ganz verschiedene Klassen, sie unterscheiden sich ebenso sehr von einander wie der Stiefelputzer im Gasthofe vom Oberkellner, oder wie die Küchenmagd von der Kammerjungfer. Aber die Verschiedenheit liegt nicht allein im Range, sie liegt auch in der äußern Erscheinung, denn wer würde wohl die feiste Köchin mit der schlanken Kammerzofe verwechseln?

Zu jener Zeit, als ich der väterlichen Gewalt entwachsen und in ein unabhängiges Junggesellenleben getreten war, hatte ich das Glück in dem Hause, in welchem ich wohnte und speiste, eine Reihe von Sarahs und Bettys beobachten zu können, welche ebenso schnell auf einander folgten, wie

die Umwandlungen auf der Bühne, wenn ein Schauspieler sechs Rollen zugleich spielt; die Charaktere waren jedoch so verschiedenartig, daß nur ein gewiegter Künstler sie getreu wiederzugeben vermocht hätte. Einige von ihnen habe ich vergessen, aber mancher entsinne ich mich noch, indem mir die Redensart der Einen oder die Handlungen der Andern ihr Andenken fest eingeprägt haben.

Beginnen wir gleich mit der Ersten, die mir einfällt; ihr Name war Kitty. Was für ein wunderliches Geschöpf war diese Kitty! Sie hätte verdient Cabinetsminister oder mindestens Volksvertreter im Parlamente zu seyn; nicht etwa wegen ihrer Pünktlichkeit in Geschäften, sondern wegen ihres Talents, Entschuldigungen für die Nichterfüllung ihrer Pflichten vorzubringen. Sie war, ohne ihr dadurch zu nahe zu treten, die nachlässigste Fliege, die Euch jemals mit Eurem Rasirwasser verbrühte, oder Eure Stiefeln trocknen wollte und sie verbrennen ließ; aber es war nicht anders möglich, denn ihr Geist war unaufhörlich angestrengt, neue Entschuldigungen und Nothlügen für Nachlässigkeiten und Versäumnisse zu ersinnen. Ehe Ihr noch den Mund zu einem Verweise öffnen konntet, sagten Euch ihre glänzenden, kleinen, grauen Augen bereits, daß sie sich keine Vorwürfe gefallen lassen werde, und darauf öffnete sie die Lippen, um zu bestätigen, was die Augen schon erklärt hatten. Es war nicht so sehr zu verwundern, daß ihre Entschuldigungen immer von der besten Sorte waren, als daß sie stets eine bei der Hand hatte. Wenigstens zwölfmal täglich mußte sie sich vertheidigen, aber alle zwölf Angriffe wußte sie so rasch, so gewandt und so geistreich abzuschlagen, daß man erstaunen

mußte. Dabei gab sie noch zu verstehen, sie könne noch mehr zu ihrer Entschuldigung anführen, wenn sie nur wolle; ihr ging die Munition nie aus. Alles, was sie sagte, klang obendrein ganz natürlich, und ihr Gesicht dazu hätte sie als Modell für eine Statue der beleidigten Unschuld vermiethen können. Ihre Vertheidigung begründete sie auf den philosophischen Grundsatz, nach dem auch manche andere Leute handeln, daß der Mensch das edelste Geschöpf auf Erden und daß es daher besser sey jedes Andere, als ihn die Schuld tragen zu lassen. Nach diesem Grundsatze trug der Teppich die Schuld, wenn sie stolperte und Tassen zerbrach, oder die Kohle, wenn sie Feuer auf den Teppich fallen ließ. —

„Kitty!“ rieft Ihr, wenn sie ein unreines Wasserglas brachte, „Kitty, sieh' doch darauf, daß Du mir stets reine Gläser bringst; ich kann durchaus keine schmutzige Gläser leiden.“ — Ja, ich sehe sie vor mir, wie sie das Glas gegen das Tageslicht hält, es erstaunt, von allen Seiten betrachtet und dann halblaut zu sich selbst spricht: „Sonderbare Gläser, diese; hab' noch nie solche gesehen. Jemehr man sie putzt, desto trüber werden sie.“ Leider schickte ich sie eines Tages hin, mir aus dem oberen Zimmer eine alte, köstliche Vase zu holen, die mir, ihres früheren Besitzers wegen, lieb und werth war. Natürlich zerbrach sie sie; und hätte ich zwei gehabt, sie hätte alle beide zerbrochen. Den schönen Griff der Vase in der Hand haltend, trat sie zu mir herein, indem sie mit der unschuldigsten Miene von der Welt und voll Verwunderung sagte: „Nein, das ist doch zu arg! So hatte ich die Vase gefaßt und ging ganz

behutsam mit ihr die Treppe herunter; als ich aber auf die letzte Stufe kam, ließ sie meine Hand fahren." Bei solchen Gelegenheiten war es nie möglich, mehr aus ihr herauszubringen, als was sie gleich Anfangs gesagt hatte. Die Vase war aus eigner Unvorsichtigkeit zerbrochen; sie, die Unschuldige, war abgesandt worden, ein werthvolles Gefäß zu holen, das sich durchaus selbst vernichten wollte.

In einigen von Kittys Entschuldigungen und Ausflüchten entdeckte man Spuren von einem hohen Grade zoologischer Unterscheidungskraft. So erinnere ich mich noch recht gut, daß einstmals eine Delikatesse, oder die Ueberbleibsel einer solchen für mich zum Frühstück aufbewahrt worden waren. Als Kitty, der das Gericht zur Aufbewahrung anvertraut worden war, mit demselben am nächsten Morgen in's Zimmer trat, zeigte es die deutlichsten Spuren von kleinen, vierfüßigen Dieben an sich. „O! die Mäuse!" rief meine Hauswirthin entsetzt. „Kitty, wie konntest Du —?" Kitty war ganz ruhig; sie erklärte, wo das Gericht gestanden, da könnten gar keine Mäuse hinkommen; das sey durchaus unmöglich.

„Sieh doch hier, Kitty, sieh doch; sind das keine Mäuse gewesen?"

„Sie haben Recht, Madame," erwiderte Kitty, nachdem sie mit Kennerblicken die Mäusespuren untersucht hatte, „aber deshalb habe ich doch nicht Unrecht; Mäuse sind's gewesen, — aber keine von den unsrigen." Unsere Mäuse! Einen Unterschied zu entdecken zwischen anderer Leute Mäusen und den unsrigen! Wahrhaftig! die Aufgabe hätte kein zoologisches Concilium gelöset.

Auf Kitty folgte eine kleine Person, Namens Ellen; ein lebhaftes, blitzäugiges Ding, das viel zu zart war, um den beschwerlichen Dienst einer Magd zu versehen und mit ihren niedlichen Manieren für einen höheren Stand, als den von ihr gewählten bestimmt zu seyn schien. In Allem, was sie that, sprach sich ihr Charakter ebenso deutlich aus, als der Kittys. Ihr Grundsatz war, höflich zu seyn, oder vielmehr, sie mußte aus Instinkt höflich seyn, sie konnte nicht anders. Dieses Mädchen sah ich zuerst am Morgen nach dem Tage ihres Dienstantritts. Als ich mich nämlich ankleidete, sah ich sie die Haustreppe herab einem Manne nachlaufen, dem sie nachrief: „Haben Sie die Güte! haben Sie die Güte!“ Der, durch den Ruf Herbeigelockte, war der Aschenmann, den sie mit der höflichsten Manier in's Haus nöthigte, damit er den Aschenkasten leere. Ebenso redete nie sie ein Fischweib anders, als mit „Madame“ an. Ihre Freundlichkeit und Höflichkeit galt Allen, sie mochten seyn, welche sie wollten. Sie machte keinen Unterschied, weder in der Person, noch im Range, sondern

„Dem Sonnenstrahle gleich, beschien sie Alle.“

Nie zeigte sie eine Spur von gemeiner Feinheit, oder feiner Gemeinheit, ihr Benehmen gegen den Gärtner oder den Stallknecht, war dem gegen den Kaminkehrer gleich. Kurz, hätte sie auch gewollt, sie hätte ihre lieblichen, artigen Manieren gar nicht ablegen können; es ging nicht. Bisweilen war ihre außerordentliche Höflichkeit allerdings lächerlich, oder konnte Einem lästig werden, weil sie selbst bei Bestellungen höflich war, bei denen Höflichkeit übel angebracht war. So hörte ich sie einen Auftrag von mir an

den Stiefelputzer ausrichten, wobei sie ihm sagte, ihr Herr — was ich gar nicht war — lasse ihm sein Kompliment machen und ihn bitten, die Stiefeln gefälligst etwas besser zu putzen. — Nie empfing sie einen Auftrag, ohne sich für denselben zu bedanken, auch bedankte sie sich jedesmal beim Briefträger, daß er die Güte gehabt habe, den Brief selbst zu bringen. Mitunter sagte sie ihm auch: „Mein Herr ist Ihnen sehr verbunden," und dabei überreichte sie ihm das Zweipfennigstück. Wenn ich mich nicht verhört habe, so erbot sie sich einst gegen den Briefträger, mich um meinen Regenschirm für ihn zu bitten. Sie bedauerte ihn, daß er sich auch im Regenwetter mit anderer Leute Briefen bemühen müsse.

Noch eines anderen Vorfalls entsinne ich mich, welcher beweiset, wie schmerzlich es der kleinen Ellen war, anderen Leuten Mühe zu verursachen. Ein Bote hatte ihr einige Bücher für mich übergeben, für welche sie ihm, wie gewöhnlich, auf's Herzlichste dankte; als er aber gehen wollte, fiel ihm ein, er könne wohl auch noch einen Brief an mich abzuliefern haben, den er nun in seiner Tasche suchte, aber nicht finden konnte. Als sie seine Unruhe bemerkte, sagte sie voll Gutmüthigkeit: „Ach! bitte, bemühen Sie sich doch nicht."

„Nicht bemühen?" fragte der Erstaunte, und blickte sie forschend an. „Wenn ich einen Brief für den Herrn bekommen habe, so muß ich ihn abliefern; das ist meine Pflicht."

Abermals begann er zu suchen, und abermals bemerkte die gefühlvolle Ellen: „Es thut mir leid, daß ich Sie aufhalte."

„Aufhalte?" brummte der Bote. „Wenn Jemand aufgehalten wird, so sind Sie es; doch, da ist kein Brief; ich werde mich wohl irren und gar keinen Brief bekommen haben."

„O!" rief Ellen zu seiner Beruhigung und mit unerschöpflicher Höflichkeit: „Beunruhigen Sie sich deshalb nicht. Auf den Brief kommt's gar nicht an; vielleicht haben Sie auf ein andermal die Güte einen zu bringen."

Ellen blieb nicht lange im Dienst; meine Hauswirthin erkrankte und starb nach kurzem Krankenlager. Eine Freundin sandte während ihrer Krankheit zweimal täglich, um sich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen, und Ellen mußte dann die Antwort sagen. „Meine Madame läßt ihre Empfehlung machen; sie hat eine sehr unruhige Nacht gehabt;" hieß es, oder: „Madame läßt für gütige Nachfrage danken; sie fühlt sich heute sehr schwach." So ging es, zweimal täglich, mehrere Wochen lang, und je häufiger die Nachfragen kamen, desto artiger und höflicher überbrachte Ellen die Antworten darauf, die jedoch mit jedem Tage betrübender wurden. Endlich, als die Freundin sich wiederum eines Morgens nach dem Zustande der Kranken erkundigen ließ, ging Ellen schluchzend und mit dick geschwollenen Augen zur Abgesandten hinunter. „Ach!" rief sie, „meine arme Madame läßt freundlichst für die Theilnahme danken; sie starb heute früh um 8 Uhr." *) Hier zeigte sich ihre

---

*) Ich bemerke hier ausdrücklich, daß ich nur Thatsachen, ohne allen Zusatz oder Ausschmückung erzähle.

Der Verfasser.

Höflichkeits-Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke; selbst in der Nähe des Todes konnte sie sie nicht verleugnen.

Dieser Wechsel brachte andere Dienerinnen in's Haus; ich aber blieb. Unter den Mädchen kam auch eine, welche Alles ganz genau und buchstäblich nahm, und fest darauf bestand, Sophoniska gerufen zu werden, weil sie so getauft sey. Dieß war Grund genug für mich, sie nie anders als Soph zu nennen. Sie konnte nie begreifen, weshalb die anderen drei Sylben unbarmherzig abgekappt würden; weshalb man „die Leute nicht bei ihrem ehrlichen Namen nenne." Die erste Probe von ihrer Gemüths- oder Charakterbeschaffenheit erhielt ich, als ich sie einst nach der Longman'schen Buchhandlung sandte, um mir ein Buch zu holen. Sie kam mit der Antwort zurück: „Die Herren Longman, Hurst, Rees, Orme, Brown und Green lassen sagen, das Buch sey nicht vorräthig." Sie wäre lieber gestorben, als daß sie den Namen eines einzigen Kompagnons ungenannt gelassen hätte. Wäre auf dem Thürschilde, hinter den Namen, noch u. Co. gestanden, sie hätte auch diesen Zusatz nicht zu erwähnen vergessen.

Der Herr, welcher behauptete, Lord Wellington könne sich in Indien keine Lorbeeren pflücken, weil dort keine wachsen, war weniger buchstäblich als Soph. Es war durchaus nothwendig, sich ganz genau gegen sie auszusprechen, und selbst dann konnte man sich noch nicht einmal sicher auf sie verlassen. Ihre Fähigkeit, nichts zu begreifen, war ebenso groß als Kittys Geläufigkeit, Entschuldigungen zu erfinden. Ihr warntet sie z. B. auf's Eindringlichste vor dem Hartkochen der Eier; Ihr wähltet die einfachsten

Ausdrücke, um ihr deutlich zu machen, daß drei Minuten Zeit hinreichen, um ein Ei zu sieden; genug, Ihr machtet ihr die einfache Sache klar wie die Sonne, und seyd nun wegen Eures Frühstücks unbesorgt. Dennoch kommen die Eier gerade so hart wie bisher auf den Tisch. „Soph!" ruft Ihr, „was ist das? die Eier sind ja so hart, als ob sie zum Salat gebraucht werden sollten; habe ich Dir nicht auf's Genaueste gesagt, wie sie gesotten werden sollen?"

„Ja, Herr; ich weiß recht gut, was Sie gesagt haben, und so hab' ich's auch gemacht. Die Eier waren keine Sekunde länger als neun Minuten im Wasser."

„Neun? ich sagte Dir ja drei Minuten."

„Ja, richtig; drei Eier und für jedes drei Minuten, macht neun. Halten Sie mich nur nicht für so dumm, daß ich nicht wüßte, wie viel dreimal drei macht."

Soph war unverbesserlich; sie wurde eine immer unerträglichere Last. Aber, obgleich Soph kein Fünkchen Phantasie besaß, so streifte ihr Materialismus, ihre Buchstäblichkeit bisweilen doch an's Phantastische, sowie das Lächerliche an das Erhabene gränzt. Vom Leben und vom Tode hatte sie keine besseren Begriffe, als der größte Philosoph. Hatte sich bei ihr überhaupt eine Ansicht darüber gebildet, so war es vielleicht die, daß der Tod eine Fortsetzung des Lebens sey. Von einem Unterschiede zwischen beiden ahnete sie nichts. Sie begriff nicht, daß es noch einen andern Zustand als den geben könnte, in welchem sie sich befand, den lebendigen nämlich, und ebenso wenig wußte sie, wie ihr gegenwärtiger Zustand, oder ob er überall enden werde. Den todten Jemand konnte sie sich durchaus nicht anders vor-

stellen, als den lebendigen Jemand. Ein beschwingter Engel stand ihrem Begriffsvermögen nicht ferner als ein entseelter Körper, der stumm und regungslos dalag, für immer von dem lebendigen Geiste getrennt, der ihn bewohnte. Sie wußte nur, daß die verstorbene Susanne Hicks mit ihr zusammen gedient hatte, und ihre Beerdigung betrachtete sie so, als ob Susanne zu einer Herrschaft auf den Kirchhof gezogen sey; für sie war es nur ein Dienstwechsel. Aber, wie vorhin gesagt, ihre Gewohnheit, Alles buchstäblich zu nehmen, streifte häufig an's Ideale.

Eine einfache Anekdote wird dieß am klarsten zeigen. Als der Begräbnißtag ihrer alten Kollegin, Susanne, tagte, zeigte Soph die größte Betrübniß über das ungünstige Wetter, was mich, bis ich anders belehrt wurde, auf den Gedanken brachte, Soph bedaure die schönen Trauerkleider der Leidtragenden. Von meinem Platze am Fenster aus, konnte ich sie alle fünf Minuten an die Hofthür treten und nach den Wolken schauen sehen. „Wir bekommen Regen, und das tüchtig,“ sprach sie. Dann, nach Verlauf von fünf Minuten, streckte sie ihre Hand unter der Thür hervor, um zu fühlen, ob „etwas Nasses“ vom Himmel falle, und rief: „Da haben wir's!“ Zehn Minuten später sprach sie: „Heute wird's einmal den ganzen Tag regnen; das kann ich mit beiden Augen sehen.“ — Andere Leute hätten gesagt, sie könnten das mit einem halben Auge sehen, Soph aber hatte keinen Begriff von Augenbruchtheilen. — Dessenungeachtet begann das Wetter sich aufzuklären, und als sie wieder herauskam, meinte sie, es solle sie doch wundern, ob die Wolken noch abmarschiren würden. Als aber aller Zweifel

geschwunden und es deutlich war, daß das Wetter mit jeder Minute heiterer werde, sagte sie vergnügt: „Ja, nun wird's gut; Susanna wird einen schönen Begräbnißtag haben.“ — Ueber die Leidtragenden und deren Kleider äußerte sie keine Sylbe; sie war nur um Susanne Hicks Reisewetter besorgt. Sie dachte an Susanne, wie an jemand, der ein nothwendiges Geschäft zu besorgen hat und nolens volens reisen muß, oder wie an Einen, der im Begriff ist, einen entscheidenden Schritt im Leben zu thun. Sie würde ebenso gesprochen haben, wäre der Begräbnißtag ein Hochzeitstag gewesen. — „Susanne wird einen schönen Hochzeitstag haben.“ — Hier wäre auch eine Anspielung auf den Tod herauszufinden.

Wie hieß doch der gute Doktor, der, in Kissen gehüllt, seine Magd bat, nach dem Feuer zu sehen und die Thür leise zu schließen; er sey im Begriff zu sterben? — Wie getreulich würde Soph seine letzten Befehle befolgt haben. Einzige Soph! Wie oft mußte ich über sie lachen. Wenn sie ihren letzten Dienst verläßt und ihr Name in's Todtenregister eingetragen wird, so kann ich ihr nichts besseres wünschen, als daß sie einen schönen Begräbnißtag haben möge. —

Der nächste Name in meinem Kataloge ist Jane, welche alt genug war, um ihr eigenes System zu haben, die auch in jedem Dienst, in welchem sie war, eins annahm, die sich aber nie eher danach richtete, als bis sie entlassen war. Was Ihr sie zu thun befahlt, wie Ihr es befolgt zu sehen gewohnt waret, das that sie ganz so, wie es ihr in ihrem letzten Dienste gesagt worden war, unbekümmert

darum, ob es Euren Wünschen schnurstracks entgegen laufe oder nicht. Das war ihre Regel ihr ganzes Leben hindurch gewesen. Sie war ein wahres Muster für eine Magd, sobald sie aus dem Dienste ging. Ihr konntet darauf bauen, daß sie alle Eure Lehren befolgte, wenn sie Euer Haus verlassen hatte. Bei ihrem Bestreben, etwas nach Eurem Wunsche zu thun, folgte sie den Launen und Anordnungen anderer Leute. —

Jane war in allen ihren Handlungen ebenso originell wie die Handlungen selbst; sie war ein merkwürdiges Gemisch von Halsstarrigkeit und Folgsamkeit. Ein Versehen folgte dem andern, weil sie dermaßen bemüht war, Alles nach Wunsch zu thun, daß sie, aus Furcht es verkehrt zu machen, niemals that, was ihr befohlen war. Sie konnte sich indessen mit dem Bewußtsein trösten, daß sie so, wie sie Euch diente, auch ihrer vorigen Herrschaft gedient hatte; und was sie in der Befolgung ihrer Befehle versäumt hatte, das suchte sie in Eurem Dienste nachzuholen. Sie mischte sich in alle Dinge, und machte sich mit jeder Person im Hause zu schaffen, weil Euer Hauswesen ganz anders eingerichtet war, als das des Herrn Fitzcox, ihres letzten Herrn. Die Köchin wurde von ihr halb todt geärgert.

„Lore!“ rief sie, „nimmst Du Citronen zum Pudding? Herrn Fitzcox Köchin that das nie. — Wie? so willst Du den Johannisbeerensaft hinaufschicken? das würde Herr Fitzcox nicht dulden.“

Mochte man reden soviel man wollte, sie schmuggelte regelmäßig alle Wochen einmal einen Kaminfegerjungen in den Schornstein hinauf, weil des Herrn Fitzcox Schornstein

nicht mit der Maschine gefegt worden war. Auf diese Weise wurden die Hausregeln, welche sie bei ihrer letzten Herrschaft nicht befolgt hatte, mit gewissenhafter Treue in Euer Haus eingeführt, und was Ihr wünschtet, daß sie thun möge, das that sie dereinst für Euern Nachfolger.

Der erste Streich, den sie mir spielte, war der, daß sie den Zeitungsträger mit der Morgenzeitung fortschickte, weil Herr Fitzcox die Abendzeitung hielt, und zweitens, daß sie mehrere Tage lang die Briefe, welche während meiner Abwesenheit kamen, statt auf den Traveller=Club, auf den Merchants=Club brachte, weil Herr Fitzcox ein Mitglied des letzteren gewesen war. Ich sagte ihr einst, sie müsse eine viel strengere Hausfrau haben, als ihre jetzige; worauf sie antwortete: „Ich weiß gar nicht, warum sie nicht heirathen und ihre eigene Haushaltung führen."

„Mein Himmel! weshalb?"

„Nun, Herr Fitzcox machte es so." —

Auf Jane folgte Rebecca, die jedoch ihrer übertriebenen Frömmigkeit wegen nicht lange im Hause blieb. Ich glaube, daß ich ihr durch meine damalige Angewohnheit Furcht einjagte, Morgens, bisweilen selbst während ich mich rasirte, Stellen aus Hamlet oder Othello, oder aus anderen Schauspielen zu citiren. Diese profane Mode und dazu der, ein für allemal an sie erlassene Befehl, zweimal wöchentlich den Spieltisch auf meinem Zimmer zu ordnen, waren für sie unerträglich. Alles, dessen ich mich mit Bestimmtheit von ihr entsinnen kann, sind die Worte, welche sie eines Abends ausrief, als eine große, schwarze Katze knurrend vor meiner Zimmerthür saß.

Urr—r—r—r—r! knurrte die Katze, und Rebecca schrie, die Treppe hinunterstürzend: „Urr—r—r—r—r! wohin werden Sie kommen, wenn Sie todt sind?!“ —

Wie weniger Dinge erinnern wir uns, im Verhältniß zu denen, welche wir vergessen haben! Diesen weiblichen Charakteren, genau so wie ich sie beschrieb, begegnete ich in einem Zeitraume von zwei oder drei Jahren. Blicken wir aber auf unser ganzes Leben zurück, wie vielen Dienerinnen begegnen wir da, welche wohl der Erinnerung werth wären. Die Chloes, Flavias und Narcissas von Pope, leben in seinen schönen Gemälden fort, aber wo sind die Uebrigen?! — Wie vieles von dem Außerordentlichen des weiblichen Charakters, in allen Ständen, wird gar nicht bemerkt, weil man es nicht zu finden erwartet, oder weil die Sitte das Suchen danach verbietet. Sieht man es denn nur im Gesellschaftssalon? — Wirf Deinen Blick in die Küche, in die Kammer oder in's Gemach der Frau vom Hause, und wo Du ein Weib findest, da findest Du ein Wunder.

Von allen niedlichen, behenden Mädchen, erinnere ich mich der hübschen Fanny am lebhaftesten. Sie war hinsichtlich ihrer Nervenschwäche eine wahre Merkwürdigkeit. Wie konnte die in Ohnmacht fallen! Das Ohnmächtigwerden ist bei anderen Mädchen eine Schwäche, ein Zufall, eine Aushülfe; bei ihr war es Grundsatz, Lebensregel, Bestimmung. Diese ihre Leidenschaft ließ den Stöpsel einer kleinen, geschliffenen Flasche mit flüchtigem Salz gar nicht zur Ruhe kommen; er mußte alle Stunde wenigstens einmal heraus. Genau die Hälfte ihres Lohns ging für Korsets darauf, weil alle aufgeschnitten wurden. Durch nähere

Erkundigungen erfuhren wir, daß sie das Opfer zu großer Zärtlichkeit, eines zu liebewarmen Herzens sey. Fanny war bis über die Ohren in einen Herrn verliebt, der bei einem andern Herrn im Dienst war, und der, sich seiner Eroberung unbewußt, mit seinem Gebieter auf Reisen gegangen war und sie dem Schmerze und der Einsamkeit überlassen hatte. Sie hätte dieses traurige Loos standhaft ertragen, wäre sie nicht eines Pfingstmontags auf den Einfall gekommen, für zwei Schillinge die Gallerie des Drury-Lane-Theaters zu besuchen, und hätte sie dort nicht, zum ersten Male in ihrem Leben, einen beliebten Schauspieler in der Rolle des Rolla auftreten sehen. Vielleicht hätte es jedem andern Schauspieler auch begegnen können, jedenfalls ist dieser nicht für die Folgen verantwortlich; genug, Fanny entdeckte oder glaubte etwas in dem Gesichte, in der Sprache, oder in der Haltung des Schauspielers zu entdecken, oder Rollas Blicke sagten etwas, was sie so lebhaft an den ungetreuen Kammerdiener in Italien erinnerte, daß sie mit dem lauten Schrei „Richard!" ohnmächtig hinsank. Von jenem Augenblicke an wurde das Ohnmächtigwerden bei ihr zur Leidenschaft. Ohnmachten wurden ihr ein so nothwendiges Bedürfniß, daß sie ebenso wenig einen Tag ohne Ohnmacht, als eine Woche ohne Schlaf existiren konnte. Sie waren ihre Erholung, ihre Erfrischung. Man brauchte nur den Namen des Rollaspielers zu nennen, und sie lag schon bei der ersten Sylbe ohnmächtig da. Ihre Liebe war so zärtlich, daß sie erbleichte, wenn sie zwei verliebte Tauben sich schnäbeln sah. —

Arme Fanny! Wie genoß sie ihre Sonn- und Feier-

tage; die müssige Zeit verging ihr in lauter Ohnmachten, und mehr als einmal hieß es, wenn ich nach ihr fragte, Fanny werde gleich kommen, sie sey nur gerade im Begriff, erst einmal in Ohnmacht zu fallen. Oft sagte sie selbst, wenn ihr befohlen ward, Licht anzuzünden: „Gleich, Madame, ich muß nur erst ohnmächtig werden.“ War sie nicht im Begriff, in Ohnmacht zu fallen, so lag sie schon darin. Die Ohnmachten thaten ihr so wohl, wie anderen Leuten das Weinen.

Auch eine gewisse Sarah gehört in meine Sammlung, obgleich sie nur wenige Tage im Hause war. Sie war besonders wegen ihrer großen Zungengeläufigkeit merkwürdig, zugleich aber auch wegen der Sinnlosigkeit ihrer Rede. Die ersten Worte, welche ich von ihr vernahm, lauteten: „Es ist niemals ein Regenschirm im Hause, außer den beiden einzigen, und die anderen werden gebraucht.“ — Gott mag wissen, was für eine Landsmännin sie war; sie selbst gab sich für eine Irländerin aus, aber ihre Landsleute verleugneten sie. Konntet Ihr auch nie verstehen, was Sarah sagte, so mußtet Ihr es doch hören, denn Ihre Stimme war so kräftig, daß ich eines Abends ihre zankende Stimme ganz deutlich von der Gasse herauf in meinem Zimmer hören konnte. Sie unterhielt sich mit ihrem „Freunde.“

„Es ist nicht wahr; ich nicht, nichts untreu; ich, oder die Andere, er oder Beide!“ Der, die oder das Andere spielten überhaupt eine wichtige, unerklärliche Rolle in ihrem verwirrten Kopfe. Sarah war überglücklich, wenn sie ihrer Zunge den Zügel schießen lassen und sich so recht nach

Herzenslust ausreden konnte. So hörte ich einst eine Unterredung zwischen ihr und ihrer Kollegin mit an:

„Ostersonntag, und welch' ein Wetter! Ich sag' Dir, ich weiß noch, wir hatten einen Johannisbeerkuchen zum Mittag am Ostersonntag, gerade zur Zeit, als meine arme, alte Mutter als Kinderwärterin in Kingston diente; ja, richtig, Kingston war's, Kingston an der Themse, und meine Schwester machte den Kuchen, und ich, ich weiß es noch, ich mochte ihn nicht. Ja, meine arme, alte Mutter war Kinderwärterin bei Madame Hardlington, und es war Ostersonntag, g'rad wie heute, denn ich hatte meinen neuen, gelben Rock an, hinten herunter mit Messingknöpfen besetzt, weil ich am Samstagabend keine anderen mehr bekommen konnte. Der Herr Macintosh kam auch noch, um meine Schwester zu besuchen, die Kate, aber Vater wollte ihn nicht hereinlassen, aber ich holte Bier für ihn, und dafür gab er mir zwei Pfennige. Nun, also, wie ich schon gesagt habe, meine Schwester machte den Johannisbeerkuchen, denn meine Mutter, die nun schon eilf; nein, nein, laß mich nicht lügen, zwölf, nein doch, eilf Jahre todt ist, war damals bei Madame Hardlington in Kingston, an der Themse." —

So ging ihr das Maulwerk in Einem fort; von einer Sache sprang sie auf die andere über und brachte nie einen vernünftigen Satz zu Ende. Störte man sie in ihrer Unterhaltung, so that sie, was ihr befohlen ward; kaum war sie aber damit fertig, so ging sie an die Fortsetzung des Gesprächs. — Wie ruhig und friedlich erschien uns unser Haus, als diese Schwätzerin es verlassen hatte.

Doch, ich muß meine Skizze beendigen, sonst wird das Bild für seinen Rahmen zu groß. Manche Soph und manche Sarah noch hat ein Recht darauf, in dieser Sammlung zu figuriren, aber wir haben schon so lange bei ihren Genossinnen verweilt, daß wir bis jetzt nur von den „Weibern," und noch gar nicht von ihren „Herren" sprechen konnten. Anfangs hatten wir im Sinne, auch den „Herren" einige Paragraphen zu widmen, da wir uns aber schon zu lange mit den „Weibern" unterhielten, so müssen ihre „Herren" es sich gefallen lassen, wenn wir uns darauf beschränken, einige Worte über jene Galanterie gegen das zarte Geschlecht zu sagen, welche, der Theorie nach, von jungen, älteren und alten Herren, theils aus Vergnügungssucht, theils aus Pflichtgefühl, in der Praxis aber, d. h. durch Handlungen, nur sehr selten gezeigt wird. —

Das zarte Geschlecht! Was verstehen wir denn eigentlich darunter? Welchen Theil des weiblichen Geschlechts schließen wir in die Benennung „zartes Geschlecht" ein? Aus wie vielen Frauenzimmern besteht das zarte Geschlecht, wenn von den Galanterien des männlichen Geschlechts gegen das weibliche die Rede ist? — Nur aus jener, verhältnißmäßig geringen Zahl, welche die große Mehrzahl ihres Geschlechts nach ihrer Pfeife tanzen läßt. Das „zarte Geschlecht" bedeutet diejenigen Weiber, welche deshalb einen Anspruch auf die Höflichkeit und Unterthänigkeit der Männer haben, weil sie andere Weiber miethen, um für sie zu arbeiten, sie zu putzen und zu frisiren. Wo sind die Herren erzogen, zu welcher Tagesstunde trifft man sie, und welche Stadt ist, vor allen anderen, ihr Lieblingsaufenthaltsort;

sie, welche artig und höflich gegen ein Mädchen in der Küchenschürze wären, ohne, daß sie schlechte Absichten auf sie hätten? Die Höflichkeit der Männer gegen die Weiber wird lediglich vom Range bedingt; Ranggenossen sind höflich gegen Ranggenossinnen und damit hört es auf. Die Dame läßt ihren Handschuh fallen, und ein Dutzend Kavaliere bückt sich danach, daß sie mit den Köpfen gegen einander anprallen und die Unnennbaren zu zerplatzen Gefahr laufen; — der Kavalier läßt seinen Handschuh auf der Treppe fallen, — das Hausmädchen mag kommen und ihn aufheben. Er kommt mit einem Arm voll Shawls gerannt, um eine Dame seines Ranges gegen ein leises, kühles Lüftchen zu schützen; seine Dienstmagd schickt er aber im dichtesten Regen, ohne Regenschirm, fort, um ihm ein Töpfchen Pomade zu holen. Seine Höflichkeiten, seine Aufmerksamkeiten gegen Damen seines Standes sind häufig nicht ohne Ausnahmen; diese Ausnahmen sind seine Schwester und seine Frau. Seine eigne Frau zu vernachlässigen, wird sogar für fashionabel gehalten, der seines Freundes aber nicht mit der ausgezeichnetsten Artigkeit zu begegnen, wäre unverzeihlich.

Alles für ein ruhiges Leben.

Wenn Ihr einem armen Teufel begegnet, dessen Loos es ist, beständig geknufft zu werden; gepufft von Höherstehenden, hintergangen von seines Gleichen, und auf der

Straße von den freiesten aller Britten, von den Gassenbuben verhöhnt; wenn Ihr ihn sehet, auf- und niedergeschleudert wie eine Möve auf sturmbewegter Welle; hin- und hergehetzt wie ein toller Hund und von früh bis spät mit harten Worten gescholten, — verlaßt Euch darauf, daß der Arme sich von Herzen nach einem ruhigen Leben sehnt. —

Ist er der Ausläufer für eine große Fabrik, ist er ein Träger aus der Rotunda der Londoner Börse, ein Aufwärter im Speisehause, ein Thorhüter im Seminar, ein Laufjunge im Auskunftsbureau, ein Premierminister, ein Pfarrer in einem der bevölkertsten Viertel Londons, ein Hanswurst in der Pantomime, ein Eisenbahningenieur, ein Fiakerkutscher oder ein Staatsprokurator, — glaubt mir, von jeher war sein Wahlspruch: Alles für ein ruhiges Leben!

Die Verehrer eines ruhigen Lebens findet man nur selten an Seen und auf Bergen; in der Einsamkeit des Landlebens, oder inmitten träumerischer Naturscenen, welche dem geräuschvollen Treiben der geschäftigen Menge fern liegen; Ihr trefft sie desto häufiger in Cheapside, dem eigentlichen Handelsviertel Londons. Sie verleben ihre Tage in einem großen Babel, lechzen nach Ruhe und bilden sich ein, daß sie auf dem besten Wege sind, sie sich zu erringen. Die Lehre, welche in ihrem täglichen Stoßseufzer: „Alles für ein ruhiges Leben!“ liegt, macht, daß sie weise genug sind, beständig Opfer zu bringen, um an das ersehnte Ziel zu gelangen; sie läßt sie aber nicht daran denken, ob sie auch, trotz der Opfer, im Stande sind, jemals Ruhe zu finden. —

Es ist klar, daß der scheinbar kürzeste Weg zum Ziele, sehr oft der längste oder gar ein solcher ist, welcher uns immer weiter davon wegführt. Dies beweiset uns schon die bekannte Geschichte jenes Sohnes, der bei dem Leichenbegängnisse seines Vaters lauter traurige Gesichter sehen wollte. Er gab jedem der gedungenen Leidtragenden eine halbe Krone, um damit ihre trauernden Blicke zu erkaufen; als sie darauf aber munterer als zuvor aussahen, verdoppelte er das Geschenk, worauf sie, statt zu seufzen und zu weinen, lachten; und als er seine Gabe nun nochmals verdoppelte, da schwand auch der letzte traurige Zug aus ihren Gesichtern. Er fand, daß, jemehr Geld er gab, um Traurigkeit zu kaufen, desto heiterer wurden sie.

Ebenso kann ich, als Beweis für die Richtigkeit meines oben aufgestellten Satzes anführen, daß die übliche Mode, bei öffentlichen Versammlungen „Silentium!“ oder „hört! hört!“ zu rufen, regelmäßig nur zur Vergrößerung des Lärms dient. Und so kann es auch kommen, daß das fortwährende Bemühen, sich ein ruhiges Leben zu verschaffen, gerade das Gegentheil bewirkt. Das beständige Bemühen schon an und für sich, widerspricht der Idee von Ruhe, so daß wir annehmen dürfen, daß ein Leben, indem man sich nur bemüht, überall auszuweichen und nachzugeben, um Ruhe und Frieden zu haben, nie ein ruhiges Leben genannt werden könne. —

Squalls war der Mann, der mehr wie jeder Andere, mit der größten Halsstarrigkeit an dem Grundsatze festhielt, kein Opfer müsse gescheut werden, um Ruhe zu haben. Fast von der Stunde seiner Geburt an, reiste er der Ruhe

nach, machte dabei aber den unausstehlichsten Lärm. Sein Leben war eine unausgesetzte Pilgerfahrt nach dem Altare des Friedens; auf dem Wege dahin lag er aber immer im Streit, und kam er durch Opfer aller Art aus einem Streite heraus, so war es gewiß schon zu spät. Er ergab sich, erhielt aber keinen Pardon; er schloß Frieden und ermuthigte den Feind dadurch zu neuen Feindseligkeiten.

Um zur Ruhe zu kommen, scheute er keinen Streit, vergriff sich jedoch stets in den Mitteln zur Erzielung eines friedlichen Endes. Muthig ging er in den Kampf, focht ihn aber nie aus. War der Kampf am hitzigsten, war ihm der Sieg gewiß, und hing es nur von ihm ab, sich Ruhe und Frieden zu sichern, so gab er plötzlich nach, nahm die Miene eines Märtyrers an und ermuthigte seinen Gegner durch eine begeisterte Lobrede auf die Ruhe. War der Preis, um den er kämpfte, in seinem Bereiche, so floh er, und nicht einmal zeitig genug, um sich selbst zu retten. Nachdem er dann noch, wie die Hunde, eine Stunde lang geklafft und gebellt hatte, legte er sich nieder und meinte, man werde ihn nicht mehr beunruhigen, weil er nachgegeben habe.

Wie angenehm war es, seinen Einladungen zu folgen; sich an seinem runden Tische niederzulassen, und nun in Gesellschaft von drei oder vier Freunden zu genießen, was er einen ruhigen Abend nannte. Was für einen seltsamen Begriff hatte dieser Squalls von einem ruhigen Abend! Nach den Mühen und Plagen des Tags, war es wirklich köstlich, sich in Gesellschaft von lauter Friedliebenden zu

befinden, welche einen vergnügten, ruhigen Abend mit einander verleben wollten.

Das Unglück dabei war, daß Squalls zu zanken pflegte; daher wird es auch Niemanden überraschen, wenn ich sage, daß mit dem Augenblicke, wo wir die Einleitung des Gesprächs über das Wetter beschlossen hatten, und darüber einverstanden waren, es sey ein entzückender, ruhiger Abend, sich sogleich ein Wind erhob, der alsbald zum Sturme anwuchs. Mit anderen Worten, sowie die sogenannte ruhige Unterhaltung begann, ging der Spektakel los. Einerlei, welches Thema man berühren mochte, Squalls trat sogleich mit einer ruhigen Bemerkung auf, die der Eurigen geradezu entgegenlief. Erinnertet Ihr ihn daran, daß der Punkt, um den es sich handle, gar nicht des Streites werth sey, so erwiderte er höflich, daß eine wichtigere Frage nie zur Entscheidung kommen könne. Von einer bescheidenen Meinungsäußerung kam er nach und nach zu einer, der Gewißheit nahen Vermuthung, und dann mit einem Sprunge zur festesten Ueberzeugung, wobei er jeden Gegengrund verwarf, keine Beweise gelten ließ und gegen Alles protestirte, was gesagt worden war, bis er endlich, nachdem er uns Alle in Hitze gebracht und Tisch und Gläser in die augenscheinlichste Gefahr gebracht hatte, entdeckte, die höchst wichtige Frage sey nicht werth, daß man ein Wort darüber verliere.

„Ich gebe nach!" pflegte er dann zu rufen. „Ich will die Sache fallen lassen, will Euch sogar Recht geben; denn, was thut man nicht für ein ruhiges Leben! Ein

bischen Ruhe ist mehr werth, als alle Disputationen in der Welt."

Und selbst diese Behauptung war er sofort bereit, auf das Geräuschvollste zu vertheidigen; gerade so, als ob ein Mann mit Euch wetten möchte, das Wetten sey eine unsinnige Mode.

Squalls stritt sich stündlich, täglich, wöchentlich, monatlich, das ganze Jahr hindurch. Wurden bei seinen nächtlichen Kämpfen um Ruhe, mitunter, außer dem Gebrülle menschlicher Stimmen nach Ruhe und Frieden, auch Ofengabeln und Stuhlbeine in Bewegung gesetzt, oder suchte man seinen Kopf mit Hülfe von Flaschen und Gläsern von seinen konfusen Ideen zu heilen, so sah man ihn am nächsten Tage, bei verhängten Fenstern, mit zerschlagenem Kopfe auf dem Sopha liegen, während der Diener mit schwerfälligem Tritte um ihn herumschlich und die Thür melodischer als jemals knarrte. Er aber sprach behaglich, indem er Euch einen zufriedenen Blick aus dickgeschwollenen Augen zuwarf: „In dieser tiefen Stille um mich her liegt etwas Besänftigendes, etwas sanft Beglückendes. Ich wünsche fast, mein Kopf möge morgen noch nicht geheilt seyn. Alles für ein ruhiges Leben!"

Seine Wohnung lag in einer der zur Themse führenden Straßen des Strand; *) „jeglichem Geräusche fern," wie er zu sagen pflegte. Außerdem besaß er noch eine Villa, einen ländlichen Zufluchtsort, in der einsamsten Umgegend der Stadt.

---

*) Die geräuschvollste Gegend Londons. D. Uebers.

„Komm her;" schrieb Squalls aus seiner Einsamkeit, „komm her, wo der Friede und ich wohnen, und beendige hier Deine Ode an die Ruhe." — Einmal, nur ein einziges Mal bin ich der Einladung gefolgt. Welch' ein Sitz der Ruhe war dieses Landhaus!

Kaum waren die ersten Stunden des stillen Morgens unter Blöcken, Brüllen und Krähen verflossen, so wurden alle Glockenzüge des Hauses in Bewegung gesetzt; die Kinder schrien, Teller, Gabeln und Messer klapperten bei einem nie enden wollenden Frühstücke; draußen bellten alle Hunde auf einmal; Räder knarrten, Milchmädchen lachten, Flintenschüsse knallten und die Waschweiber keiften unter einander in einer Sprache, welche kein Mensch verstand, die sie selbst aber für das reinste Englisch ausgaben.

Und dann der ruhige Abend. Da ging es an ein Kartenspiel voll Zank, an musikalische Produktionen auf Pianoforte, Harfe und Flöte, daß Einem die Ohren gellten. Der Eine gähnte, der Andere wollte bersten vor Lachen, — hätt' er's nur gethan; — hier sang Einer ein komisches Lied, dort schrie ein Kind Mordio; — genug, es war nicht auszuhalten.

Flüchtete man sich in den Garten, um der Gefahr des Taubwerdens zu entrinnen, so kam Squalls nachgetrabt, um auch den Reiz eines ruhigen, ländlichen Abends zu genießen.

Die Ruhe war für Squalls, was der leckere Schinken für den hungrigen Juden war; er konnte sie des furchtbaren Geräusches wegen nicht genießen. Nach und nach, als unser Freund, durch unglückliche Zufälle genöthigt, sich wieder in die geräuschvolle Welt begeben und sich eine Beschäftigung

suchen mußte, war er endlich so klug geworden, eine weise Wahl zu treffen. Mühe und Lärm waren ihm zwar zuwider, aber weit davon entfernt mochte er auch nicht seyn; daher nahm er die Stelle eines Theaterkassiers bei einem der besuchtesten Theater an und meinte, jetzt werde er ein ruhiges Leben führen. —

Ein anderes Mitglied desselben Kreises war ein noch viel größerer Verehrer von Ruhe und Frieden. — Armer Pax! Du und Dein Weib, Bella, waret ein schlecht zusammenpassendes Paar. Wie kamst Du dazu, gerade diese zu heirathen? war es doch gerade, als hättest Du Dich auf einen Jahrmarkt geflüchtet, um Ruhe zu finden.

Die Wahrheit ist, daß sie ihn haben wollte. Sie zwang ihn, mit ihr an einem Abend sieben Tänze zu tanzen, und nöthigte ihn, sechs Bravour-Arien von ihr anzuhören. Sie schwatzte ihn ohnmächtig, und sah sie ihn nicht, so schrieb sie ihm so viele Briefe, daß der Briefträger fast unausgesetzt an seiner Hausthür hämmerte. Die Sache machte ihn unruhig; er wollte Ruhe haben. Da er ihr nicht entgehen konnte, so zog er es vor, sie zu heirathen und trug ihr also Hand und Herz an. Er wußte sehr wohl, daß sie, als seine Frau, nichts mehr darum geben werde, mit ihm zu tanzen, ihm etwas vorzusingen oder vorzuschwatzen, oder gar Briefe an ihn zu schreiben. —

Pax hatte nur einen einzigen Lebensplan, und ihn zu verwirklichen, verfolgte er stets denselben Weg. Der Plan war, sich ein ruhiges Leben zu verschaffen, und um dieses zu erreichen, gab er Alles auf, nur Eins nicht. Dieses Eine aber war gerade das, was er zuerst hätte aufgeben

sollen; dies fiel ihm jedoch nie ein. Es war seine Frau, Bella. —

Er war so schwach wie eine Maus, aber eine ordentliche Maus hätte sich doch noch geschämt, nicht mehr Muth zu haben, als er besaß. Er würde nicht gewagt haben, einen Käse zu benagen, so lange noch eine einzige Katze existirte; lieber wäre er lothweise gestorben; — Alles für ein ruhiges Leben.

Hatte er seinen Hut aufgesetzt, um in den Club zu gehen, so bat Bella ihn, ihn wieder abzulegen. Ruhe war Alles, was er wünschte, daher hängte er dann seinen Hut wieder an die Wand und setzte sich seiner Frau gegenüber, um zu hören, wie sie alle fünf Minuten die Magd rief und mit ihr zankte.

Erschien er schwarz gekleidet, wie eine Saatkrähe, fix und fertig, um dem Leichenbegängnisse eines seiner Verwandten zu folgen, so bat sie ihn, seinen braunen Rock wieder anzuziehen, zu Hause zu bleiben, das Feuer im Kamin anzuschüren und aufrecht auf dem Stuhle zu sitzen. Madame Pax „konnte gar nicht begreifen, wie jemand einer Leiche folgen könne, wenn er eine eigne, ruhige Haushaltung habe." Nachgeben war leichter, als sich widersetzen, daher setzte Pax sich und hörte mit himmlischer Geduld einer Gardinenpredigt zu.

Das Glücksrad hat für jeden Menschen eine glänzende Speiche, die dann und wann nach oben kommt; Pax's glänzende Glücksradspeiche bestand darin, daß seine Frau bisweilen so mürrisch war, daß sie keine Sylbe sprach. „Ja, die Vorsehung zügelt die Winde, um des geschornen Lammes

zu schonen!" pflegte er dann auszurufen: „Welch' ein Segen ist es doch, daß selbst das beste Weib bisweilen seine Eigenheiten bekommt; man erfreut sich dann einer herrlichen Ruhe."

Manche liebe Stunde des Tags verlebte Pax in einem öffentlichen Bureau, in welchem er eine rein mechanische Arbeit zu verrichten hatte, so daß sein Geist weit vom Schreibtische fort umherschweifen und er sich in eine klösterliche Ruhe und Einsamkeit hinein träumen konnte; einförmig, still und finster. Er beneidete die Mönche; ihr träges Leben hätte ihn entzückt. Nichts zu thun, nicht gestört zu werden, wäre für ihn ein Götterleben gewesen. Der höchste Grad irdischer Glückseligkeit lag für ihn in Keats Strophe:

„Da saß Saturn, so ruhig wie ein Stein."

Von dem Augenblicke an, da Pax diese Worte gelesen hatte, konnte er sich das Bild der Ruhe gar nicht anders als durch einen Stein versinnlicht denken; Bella fand dagegen wenig Geschmack an Steinen, und noch weniger Neigung zeigte sie, unter einem solchen zu ruhen. Hatte Pax seine Arbeit auf dem Bureau beendigt, so ging er gerades Weges in seine Wohnung, welche zwischen der eines Bassisten bei der Oper und zwischen einer Knabenschule lag. Seine Frau war gar nicht zu bewegen, diese Wohnung zu verlassen, weil ihr dadurch der Genuß des Doppellärms geraubt worden wäre, den sie lobte, wenn er darüber klagte, und über den sie sich beklagte, wenn er dazu schwieg.

Der Bassist forderte ihn mehrmals auf, ihn in die Oper zu begleiten, aber Bella gestattete es nicht; sie sang ihm dann schon ihr eignes Lied. Er selbst fand auch ohnehin

an Schauspielen aller Art wenig Vergnügen. Lustspiele und Possen waren ihm zu lärmend, Trauerspiele zu rührend; er wollte Ruhe. Einstmals, als das Publikum applaudirte, zischte er; keineswegs, um dem allgemeinen Urtheile zu opponiren, sondern nur um Ruhe zu haben, worüber er in Streit mit einem Theater-Enthusiasten gerieth, der ihn gröblich beleidigte. Auf Befehl seines Weibes mußte Pax den Enthusiasten verklagen, der dann auch vom Richter verurtheilt wurde, den Frieden zu beschwören. „Ach!" seufzte Pax, „wenn ich doch nur den Frieden mit der ganzen Welt beschwören könnte!"

Es versteht sich wohl von selbst, daß er nie öffentliche Versammlungen besuchte; die der Quäker ausgenommen. Wie Leute an Aufruhr und Tumult Vergnügen finden konnten und diese Neigung zum Spektakelmachen offen aussprechen mochten, war ihm unbegreiflich. Ueber solche Reden konnte er sich so verwundern, als hätte der gebackene Fisch auf seinem Teller, sein Entzücken über die Butter ausgesprochen, in der er schwamm. Ebenso wenig vermochte er einzusehen, weshalb die Polen revoltirten; sie hätten ruhig bleiben und die Dinge ihren Gang gehen lassen können. Die Leute in Sibirien, meinte er, führten ein sehr ruhiges Leben.

Ohnehin schon Feind jeden Kriegs, war er mit dem chinesischen Kriege um so weniger einverstanden, da derselbe die Unterdrückung des Opiumhandels bezweckte. Opium; ein Beruhigungsmittel!

Seine Lieblingslektüre war die Geschichte Robinson Crusoes, nur hätte Freitag nicht die ruhige Einsamkeit des

Helden stören sollen. Von Gedichten las er kein anderes, als „der Gefangene von Chillon,“ und die liebsten Verse darin waren ihm diejenigen, worin die Einsamkeit des Gefängnisses geschildert wird.

Bella zu gefallen, mußte er sein gutes Amt niederlegen und einen großen Gasthof an einem der Eisenbahnhöfe errichten. Um Ruhe zu haben, begann er das unruhige Geschäft; der Gasthof wurde errichtet und er zu Grunde gerichtet, und zwar mit einer Schnelligkeit, die durchaus nicht seinem Sinn für Ruhe entsprach. —

Nachdem er darauf einige Wochen lang in Margate der Ruhe gepflegt hatte, fiel es ihm ein, daß er irgend etwas beginnen müsse, um seine Finanzen zu verbessern; es fragte sich nur, welches ruhige Geschäft er beginnen sollte. Als Knabe hatte er stets den sehnlichsten Wunsch gehegt, einmal den ruhigen Posten eines Nachtwächters bekleiden zu können; doch hatte dieser Dienst mittlerweile so viele Veränderungen erlitten, daß er den Gedanken daran fahren ließ.

Glücklicher Weise bot ihm ein befreundeter Postbeamter den Dienst eines Briefträgers an, und Bella beschloß, daß er ihn annehmen müsse. Mit Pfennig-Briefen beladen, trat unser Verehrer der Ruhe also seine tägliche Runde an; seine Liebe zur Ruhe war jedoch mächtiger, als sein Trieb zum Laufen; er hatte sich noch nie in seinem Leben beeilt, und außerdem war ihm das Hämmern an den Hausthüren von ganzer Seele verhaßt. Er klopfte sehr leise, wartete ein Paar Minuten lang und ging, wenn niemand öffnete, geduldig seines Weges weiter.

Da nun auf diese Weise täglich eine große Menge

Briefe unbestellt blieb, so kam Bella auf den klugen Einfall, die übriggebliebenen Briefe zu verbrennen; ein Einfall, den er Anfangs für unklug hielt, ihm aber dennoch endlich, um nur Ruhe zu haben, willig folgte.

Als er, nach Jahresfrist, aus dem Gefängnisse entlassen wurde, bedauerte er auf das Lebhafteste, daß man ihn gewaltsam aus dem Stillleben in die geräuschvolle Welt hinausstoße.

Kurz nach seiner Befreiung nahm er mit beispielloser Heiterkeit vom Vaterlande Abschied, um sich in Ruhe in einer fernen Kolonie niederzulassen, doch vergaß er, seiner Frau seine Adresse zu hinterlassen. Sie hätte ihr übrigens gar nichts genützt, denn das Schiff scheiterte, und Pax sank ruhig in den stillen Ocean hinab. —

Der Polizeirichter.

Der Schiffbrüchige, der nach langem Umherwandern auf einer ihm unbekannten Insel, endlich eines Galgens ansichtig wurde, wußte sogleich, daß er sich in einem civilisirten Lande befände. —

Der Polizeirichter hält ein geräumiges, wohlgefülltes Gefängniß für einen Gegenstand des Nationalstolzes. Er ermißt die intellektuellen Fähigkeiten eines Volkes nach der

Zahl der jährlich vorkommenden Verbrechen, und die moralische Stufe, auf welcher eine Nation steht, berechnet er aus dem Flächeninhalt, welchen die Zuchthäuser einnehmen. In seinen Augen ist dasjenige Land das Land der Freiheit, in welchem die meisten Gefängnisse für den Gebrauch des Publikums bereit stehen. Er ist ein Freund der Gerechtigkeit; daher freut er sich, daß jeder Unterthan ebenso viel Recht auf die Gefängnisse, wie der Herrscher auf seinen Palast hat. Er kann gar nicht einsehen, weshalb die Zahl der Verbrecher abnehmen sollte; er betrachtet sie ebenso, wie man stehende Heere zu betrachten gewohnt ist; wäre die Zahl nicht vollzählig, er würde auf Werbung antragen. Er hat gar nichts dagegen einzuwenden, daß man neue Kirchen erbaut und giebt Allen Recht, welche die neu errichteten Arbeitshäuser für Vorbereitungsschulen zu den Zuchthäusern erklären, aber den mangelnden Sinn für Erbauung neuer Gefängnisse beklagt er von ganzem Herzen; — gäbe es nur mehr Gefängnisse, so würde es auch mehr Gefangene geben. Ihn ärgern die großen Summen, welche auf die National-Gallerie in Charing-Croß verwendet werden; es würde ja viel besser seyn, sie zur Errichtung eines Strafarbeitshauses am Eingang der Parlamentsstraße zu verwenden. Die Veränderungen des Criminal-Codex sind ganz nach seinem Sinne, nur wünschte er noch einige Veränderungen mehr, denn, sagt er, einem deportirten Manne sey jede Gelegenheit geraubt, sein Verbrechen zu wiederholen, welches eine Ungerechtigkeit gegen den Polizeirichter und eine, auf die Entvölkerung der Gefängnisse hinzielende Maßregel sey. Die ganz Verdorbenen möge man fortschicken,

denn einen verhärteten Sünder in's Zuchthaus zu sperren, sey Luxus. Er hält die Gefängnißdisciplin für zu köstlich, als daß sie an einen gefühllosen Elenden verschwendet werde; an Einen, der nur die Moralität seiner Mitgefangenen verdirbt, und ihnen Gleichgültigkeit gegen die Gefängnißarbeiten predigt. Der Mann, der die Strafe seiner Gefängnißkameraden zu mildern bemüht ist, ist, wie er sagt, der Tretmühle durchaus unwürdig. Spitzbuben, welche stehlen, weil sie ein Hunger plagt, dessen sich kein Richter zu schämen brauchte, solche Spitzbuben verurtheilt er am liebsten. Herumstreicher, welche, weil sie kein Obdach haben, im Freien schlafend angetroffen werden, verurtheilt er con amore, und bei solchen Gelegenheiten schmerzt es ihn oft, daß Herkommen und alberne Vorurtheile ihn verhindern, auf mehr als vierzehn Tage Gefängniß zu erkennen. Nie geht er mit schwererem Herzen zum Mittagsessen in seinen Club, oder Abends in's Theater, als wenn er, durch unglückliche Umstände genöthigt, seinen Vormittag mit Untersuchungen hinbrachte, welche zu nichts, als zur Entlassung der Beklagten führten; wenn er den Gefängnissen kein einziges neues Mitglied zuschicken konnte. Bei solcher, freilich sehr selten nur vorkommenden Gelegenheit, ruft er mit jenem alten Römer ärgerlich aus: „Ich habe einen Tag verloren!" Solches Mißgeschick kann jedoch selbst den besten Richter treffen; es entspringt in der Regel aus der Sucht der Angeklagten, möglichst viele Beweise ihrer Unschuld vorzubringen. Ein Mann, der seine Unschuld beweist, kann unmöglich großen Respekt vor dem Gerichte bekommen, und noch weniger Mitleid mit dem Richter haben, der sich genöthigt

sieht, ihn zu entlassen. Es kommt Einem da ganz unwillkührlich der Gedanke, ob man, unter solchen Umständen, nicht den Kläger einsperren könnte, denn der Richter kann doch auch nicht um nichts und wieder nichts eine Sitzung halten. Einige Angeklagte giebt es aber, die er ohne allen Kummer freispricht. Wenn die, wegen Diebstahls eingezogene Sarah Jenkins gut gekleidet und respektabeln Aussehens ist, so wird sie Mad. Jenkins angeredet und ihr ein Stuhl und ein Glas Wasser angeboten. Der Richter spricht die Hoffnung aus, daß gar keine Untersuchung nöthig seyn werde, und wirft dabei einen verstohlenen Blick nach seinem Privatzimmer. In solchem Falle sind die Zeugen Leute, deren Aussagen mit der größten Vorsicht aufgenommen werden müssen; sie haben etwas Verdächtiges in ihrem Aeußern, wogegen die Angeklagte sehr ordentlich erscheint. Bei jeder Aussage, durch welche die Sache der Beklagten eine ernste Wendung zu nehmen droht, ruft er aus: „Unmöglich! die Madame sieht so anständig aus!"

Vor allen anderen, hält er eine Klasse der Menschen ganz besonders der ewigen Verdammniß werth; diejenigen nämlich, welche nicht als Kläger vor Gericht erscheinen mögen; nichts bringt ihn so auf, nichts hält er für schändlicher. Die Untersuchung eines Geschwornengerichts ist ein so herrliches Ding, daß Jedermann sein Möglichstes für sie thun sollte. Der Verhaftete, sagt er, hat seine Schuldigkeit gethan, Schande also über den Bestohlenen oder sonst Gekränkten, daß er nicht als Kläger auftritt und so auch seine Schuldigkeit thut! —

Weibliche Rechenmeister.

Figuren auf Porzellanservicen und elfenbeinernen Fächern; verwickelte Figuren verwickelter Quadrillen und Redefiguren sind jeder gebildeten Frau, durch Lehre und Erziehung, vollkommen verständlich gemacht worden; aber von arithmetischen Figuren, oder auch nur von der einfachen Rechenkunst hat selbst die klügste Frau ganz sonderbare Begriffe.

Wir wollen hier nicht die geringste Anspielung auf Altersberechnungen gemacht haben. Ueber diesen Punkt äußern sie sich zwar nicht, sie sind darüber aber ebenso sehr im Klaren wie über die Stunde der Nacht, um welche der Herr Gemahl gestern aus dem Club oder aus dem Weinhause heimkehrte. Sie werden sich nie, wenn die Sache beim Frühstück zur Sprache kommt, einreden lassen, ein Uhr und eilf Uhr seyen gleich. Nie!

Aber Lieber, — sagt die Frau, — ich weiß gewiß, daß es Eins war als Du schlafen gingst, oder gewissermaßen, Zwei.

— Beiläufig gesagt, dieses Wort „gewissermaßen" ist für Uebertreiber und Aufschneider ein ganz unschätzbares Wort. Die Xantippe sagt zu ihrem Dulder, er sey im Stande, eine Heilige böse zu machen, — wenigstens gewissermaßen; und der Reisende, der von New-York zurückkehrt und Käse gesehen haben will, so groß, daß die Maden darin größer als eine Semmel gewesen, setzt vorsichtig „gewissermaßen" hinzu.

Hinsichtlich der Haushaltungs=Rechnungen, oder selbst hinsichtlich Geldangelegenheiten im Allgemeinen, befinden sich die meisten Frauen ihr halbes Leben lang in der köstlichsten Unwissenheit. Der Ausdruck „fünf Prozent" ist ihnen dunkel, und der „per annum" total unverständlich; dennoch wissen sie fünf Prozent per annum vom größten Kapital ganz vortrefflich an den Mann zu bringen. Sie sind mehr Praktiker als Theoretiker.

Da ich ein erklärter Feind leerer Behauptungen, und ein ebenso großer Freund von erläuternden Beispielen zu einer aufgestellten Regel bin, so will ich auch in diesem Kapitel einige wahrhafte Beispiele von weiblichen Rechenmeistern anführen.

„Rasch! Edward, rasch! sonst kommst Du zu spät," rief die besorgte Beherrscherin einer kleinen Wohnung in Kingston, ihrem abgehetzten Manne zu, als eines Morgens der Stadt=Omnibus vor der Thür hielt.

„Wie sind mir diese Omnibus zuwider!" fuhr sie fort, als ihr Mann endlich athemlos die Treppe herab und in den Wagen geeilt war. „Es schmerzt mich wirklich, zu sehen, wie der arme Edward jeden Morgen aus dem Hause rennen muß, als ob die Flammen aus dem Dache hervorloderten. Der verwünschte Omnibus! der kehrt sich nicht daran, auf welche Weise Mann und Frau von einander scheiden."

Das liebliche Weibchen setzte sich und dachte noch lange über dieses ernste Thema nach. Bis zur Rückkehr ihres Mannes war ihr Geist mit den verschiedenartigsten und schwierigsten Berechnungen beschäftigt; als er zu ihr herein=

trat, empfing sie ihn mit dem Resultate der gründlichen Kalkulation:

„Nach meiner Meinung, könnten wir uns sehr wohl eine eigne Equipage halten.“ Ein leises Zusammenschrecken, eine Bewegung der Augenbrauen, ein trauriges Lächeln und dann ein entschieden verneinendes Kopfschütteln dienten ihr als abschlägige Antwort.

„Aber bedenke nur,“ nahm die kluge Frau wieder das Wort, „bedenke nur, wie wenig der Unterhalt einer Equipage jährlich kostet, wenn Pferde und Wagen erst einmal angeschafft sind.“

„Zwei Pferde? — Nun, hundert Pfund vielleicht; gut, laß uns jährlich hundert Pfund rechnen,“ war die Erwiderung.

„Gut; und darf ich fragen, wie viel Du jährlich für den Omnibus ausgiebst?“

„Für den Omnibus? — Acht Pfund; ungefähr acht.“

„Also die würdest Du ersparen,“ bemerkte die kluge Hausfrau, „denn hätten wir selbst Pferde und Wagen, so brauchtest Du den Omnibus nicht zu benutzen.“

„Ja, freilich, acht Pfund würde ich ersparen.“

„Also, also!“ rief die Holde mit dem unschuldigsten Blicke von der Welt, aber in einem Tone, welcher ihren Stolz über die schlaue Entdeckung verrieth. „Nun?“ setzte sie keck hinzu, „wenn man hundert Pfund ausgiebt, und dadurch jährlich acht Pfund erspart, heißt das denn nicht acht Prozent Zinsen machen?“ —

Es ist ein weises, ein ganz vorzügliches Gesetz, welches auch das Haupt eines Weibes mit der brittischen Krone

schmückt, und wir werden uns stets dieses Gesetzes freuen, so lange ein Weib auf dem Throne sitzt; aber nicht minder dürfen wir uns eines andern Gesetzes freuen, welches verbietet, daß das Amt eines Kanzlers der Schatzkammer jemals einem Weibe übertragen werde. —

Die liebe, freundliche Madame Dipple war eine würdige Repräsentantin jener Klasse weiblicher Haushälterinnen, von denen zu reden wir uns hier zur Aufgabe gemacht haben. Sie wußte, ohne erst in ihr Haushaltungsbuch zu blicken, wann sie fünfzig Pfund gebrauchte, aber, was die Rechenschaftsablegung betrifft, wenn ihre Kasse erschöpft war, da war sie weniger sattelfest. Als genaue Haushälterin wollte sie jedoch jedenfalls nachweisen, wo ihr Haushaltungsgeld geblieben sey. Sie war die genaueste von allen weiblichen Rechenmeistern, die es je gegeben hat, und merkwürdig geschickt, eine Bilanz zu ziehen. —

Nachdem sie auf die eine Seite in ihrem Haushaltungsbuche die empfangenen fünfzig Pfund Sterling geschrieben hatte, setzte sie auf die gegenüber stehende diejenigen Summen, von denen sie sich erinnern konnte, wofür sie ausgegeben worden waren, und konnte sie sich keiner mehr erinnern, so rechnete sie sie zusammen und fand, daß sie siebenzehn Pfund und fünf Schillinge betrugen. Vermittelst der Subtraktionsregel erfuhr sie, daß der Rest von fünfzig Pfund noch zwei und dreißig Pfund und fünfzehn Schillinge betrage, und, wenn sie diese dann, als für „Verschiedenes" ausgegeben, aufgeführt hatte, so zog sie triumphirend einen Strich darunter und die Rechnung stimmte auf's Haar. Sie war so haushälterisch, daß sie selbst mit den Zahlen sparsam

verfuhr; eine Gesammtsumme für „Verschiedenes“ that dieselben Dienste wie zwanzig kleine Summen. —

War diese Arbeit beendigt, so ging sie zu dem sie bewundernden Herrn Dipple.

„Da, mein Lieber, ist die Rechnung. Da Du kein Talent für das Rechnungswesen hast, und man doch wissen muß, wo das viele Geld hinkommt, so habe ich mich der Sache angenommen. Ich weiß, Du verlangst es nicht von mir, aber ich kann einmal nicht ohne eine Haushaltungsrechnung leben. Hier ist die genaue Rechnung über die fünfzig Pfund, welche Du mir neulich gabst; Du kannst daraus sehen, wofür sie ausgegeben wurden, denn fort sind sie. Da wir gerade auf dieses Kapitel zu sprechen gekommen sind, so möchte ich dich wieder um fünfzig Pfund bitten.“

Wie Mad. Dipples Unterhaltung über Haushaltungs-Angelegenheiten auch beginnen mochte, sie schloß unveränderlich stets mit derselben Bitte.

Wir haben immer Fieldings Priester bewundert, der, nachdem er stundenlang mit der größten Verachtung über die Reichthümer dieser Erde predigte, mit der Bitte um ein Darlehen von achtzehn Pfennigen schloß, damit er seine Zeche bezahlen könne. Aus demselben Grunde bewundern wir die Pfiffigkeit der lieben Madame Dipple, welche die verausgabte Summe leicht zu rubriciren und ebenso leicht zu finden wußte, wie viel sie auf's Neue gebrauchte. Der berühmte Autor, dessen Namen wir soeben genannt haben, hat irgendwo eine Bemerkung gemacht, welche bei manchen der Bewunderer seiner sonst so großen Geschicklichkeit, die

Schwächen und Laster der Menschen aufzudecken, große Zweifel erregt hat.

„Manche Frau," sagt er, „welche vor einer Maus oder einer Ratze erschrickt, mag sehr wohl im Stande seyn, ihren Mann zu vergiften, oder, was noch schlimmer ist, ihn dazu bringen, daß er sich selbst vergifte."

Es fällt uns nicht ein, hier — öffentlich — diesen Ausspruch zu unterschreiben, vielleicht ist uns aber eine Version desselben erlaubt, indem wir sagen: „Manche Frau, welche schreit, wenn sie einen Schilling oder einen Sixpence ausgeben soll, ist im Stande, hundert Pfund baar aus dem Fenster hinauszuwerfen, oder, was noch schlimmer ist, im ersten, besten Laden hundert Pfund Schulden zu machen."

Die liebe Madame Dipple, — ihre Schwächen selbst machten sie uns lieb; sie kleideten sie so gut wie ein Kopfputz oder ein Kleid nach der neuesten Mode, welche andere Frauen zu Vogelscheuchen machten, — wir fühlen uns fast versucht, die liebe Madame Dipple zu dieser Klasse von Damen zu zählen.

Es war ebenso unterhaltend wie belehrend, wenn man ihre Genauigkeit beim Wechseln eines Schillings, und, einige Stunden später sah, wie liebenswürdig gleichgültig sie sich gegen einige Pfund mehr oder weniger zeigte, wenn es den Ankauf eines Shawls oder eines Theeservices galt.

Mit strenger Gewissenhaftigkeit schrieb sie den Preis eines Opernbillets an, aber die Summe für den neuen Anzug zur Oper fand man nicht angegeben. Hatte sie eine Landpartie oder eine kleine Reise gemacht, so fand man jeden, für Fuhrlohn, Trinkgeld u. s. w. ausgegebenen Pfennig

angeschrieben; von den eingekauften, theuren Souvenirs oder anderen kostspieligen Werthlosigkeiten, sagte die Rechnung aber kein Wort. Kurz, man sah aus ihren Rechnungen ganz genau, wie viele Pfennige eine kleine Pappschachtel gekostet hatte, der Preis des Schmuckes aber, der in der Schachtel aufbewahrt werden sollte, war nirgends zu finden. Der Schmuck war in dem „Verschiedenes" zu suchen.

Ihre Rechnungsweise hatte viele Aehnlichkeit mit der Lehrweise jenes Lehrers, der den Unterricht über das Weltgebäude damit begann, daß er seinen Schülern erzählte, die Welt bestehe aus der Sonne, der Erde, dem Monde, aus Halleys Kometen und Verschiedenem. Das ist die bequemste Art; man packt sämmtliche Sterne zusammen, nennt sie Verschiedenes und erspart sich damit sehr viele Mühe.

Die liebe Mad. Dipple hielt besonders fest an einem Grundsatz. Bei ihrer sogenannten Buchführung achtete sie genau darauf, manche Kleinigkeiten zusammenzuwerfen und die dafür ausgegebene Summe auf einmal anzuschreiben; nur diejenigen Kleinigkeiten, bei welchen ihr Herr Gemahl persönlich betheiligt war, specificirte sie auf's Genaueste. Dadurch erhielt ihre Rechnung in seinen Augen den Anschein unübertrefflicher Genauigkeit.

Während ganz gewichtige Summen unter der Benennung „Verschiedenes" aufgeführt wurden, konnte Hr. Dipple mit Sicherheit darauf rechnen, die zwei Schillinge für ein von ihm gemiethetes Kabriolet, oder den halben Sovereign, den er sich einmal in der Eile von ihr geben ließ, oder die wenigen Schillinge für seine Handschuhe, mit pedantischer Genauigkeit in der Rechnung seiner Frau einzeln angeführt

zu finden. Diese Kleinigkeiten sollten ihm zeigen, wo die fünfzig Pfund hingerathen waren.

„Richtig!“ pflegte er bei solchen Gelegenheiten auszurufen; „richtig! ich nahm den halben Sovereign dort vom Tische; ja, ja, ich weiß schon, es war am Dienstagmorgen. Was die Kleine für ein getreues Gedächtniß hat! Du bist ja ein perfekter Buchhalter und Kassirer dazu.“

Madame Dipple war immer außerordentlich um die Pfennige besorgt, und Herr Dipple sorgte dafür, daß seine Frau stets die verlangten Pfunde bekam.

Sie war eine ganz vortreffliche Hausfrau. Als vor einigen Jahren das sogenannte tragbare Gas das kostbare Lampenöl verdrängte und Jedermann seine Lampen dazu verändern ließ, was ein Pfund kostete, entschloß sich die kluge Haushälterin, mit der Umänderung ihrer Lampen so lange zu warten, bis die neue Einrichtung billiger werden würde. Richtig; nach anderthalb Jahren erhielt sie ihre Lampen für eilf Schillinge geändert, hatte aber mittlerweile durch das theure Oel mehrere Pfund eingebüßt.

Unter der Menge sonderbarer Bekannter, welche wir haben, ist auch einer, der, als ihn ein heftiger Regen überfiel, in einen Laden trat und um Erlaubniß bat, seinen großen, baumwollenen Regenschirm auf einige Stunden dort lassen zu dürfen. Er wollte ihn nicht aufspannen, weil er neu und noch gar nicht gebraucht war. Er trabte also ohne Schirm im Platzregen weiter. Wir vermuthen, daß Madame Dipple eine entfernte Verwandte unsers Freundes war.

Ganz sicher sind wir jedoch, daß sie von einem berühm-

ten Oekonomen abstammt, dessen Namen wir hier nicht nennen wollen. Als in seinem prachtvollen Hause Feuer ausbrach und Aller Augen und Hände auf die, im Hofe hängenden Löscheimer gerichtet waren, verbot dieser Hauptmann aller Haushalter sie zu gebrauchen, sie nur anzurühren; die Löscheimer waren erst Tags zuvor gemalt worden, und sein Name und Wappen prangten in Gold darauf.

Ob vielleicht dereinst, durch eine, noch zu erfindende Rechenmaschiene, die Haushaltungsrechnungen mehr vereinfacht werden; ob uns eine neue Subtraktions- oder Additionsregel klar machen wird, daß eine jährliche Ausgabe von hundert Pfund, dem Gewinne von acht Prozent gleich ist, und ob das Zusammenziehen der wichtigsten Ausgaben in einer Haushaltungsrechnung, unter der Benennung „Verschiedenes," als die klarste und deutlichste Buchhaltungsart erkannt werden wird, können wir nicht sagen; wir wissen aber, daß mehrere afrikanische Häuptlinge, denen der ehrwürdige Missionär Barnabas Shaw den Gebrauch des Pflugs zeigte, äußerten, ein Pflug sey so gut wie sieben Weiber!

Nun denke man sich eine stumme, geistlose, Zahlen schreibende, häßliche Rechenmaschiene, welche in ihren Berechnungen unübertrefflich genau ist; und dann denke man sich, daß diese Maschiene so gut seyn sollte, wie sieben liebenswürdige, geistreiche, falschrechnende, ungenaue Nichthaushälterinnen, gleich Madame Dipple!! —

Gäste, welche nicht loszuwerden sind.

Es giebt Plagen, die man sich nur denken kann, die uns nur im Traume quälen können; es giebt aber auch wirkliche Leiden, welche Einigen von uns zu tragen auferlegt sind, während Andere über sie nur philosophische Betrachtungen anstellen, oder sich darüber lustig machen. Aber die Plage, über welche wir hier einige Betrachtungen anzustellen gesonnen sind, ist über alle Menschen verhängt, über alle, so weit die Civilisation geht; die Wilden allein kennen diese raffinirte Barbarei nicht. —

Wir fühlen sehr wohl, daß wir in diesem Kapitel peinliche Gefühle erwecken werden, aber wir bitten jeden Leser um seine Theilnahme, und hat er uns dieser versichert, so beginnen wir ihn zu martern. Das Versprechen, welches die Witzbolde zu geben pflegen, bevor sie eine Geschichte erzählen, daß man sich todtlachen werde, ist wohl noch nie gehalten worden, wenigstens haben wir unter den verschiedenen Todesarten in den Sterberegistern, noch nie „todtgelacht" gelesen; wir aber werden unser Wort lösen, und solche schmerzliche Erinnerungen in unsern Lesern wecken, daß sie sich wenigstens eine Stunde lang vernichtet fühlen sollen. Wir werden unsre Skizze mit den Reizen der schrecklichsten Leiden schmücken. Sie muß Jedermann tief ergreifen, Jeden, der eine eigne Haushaltung hat, und auch diejenigen, welche nur ein möblirtes Zimmer in Miethe haben und daher lachenden Auges das Haus, in welchem sie wohnen, in

Feuer aufgehen sehen; auch für sie ist die Plage, von welcher wir hier reden werden, kein Gegenstand des Spottes.

Jedermann, selbst ein Einsiedler, wird bisweilen in seiner häuslichen Einsamkeit gestört; dieß werdet Ihr zugestehen. Auch müßt Ihr bekennen, daß selbst solche Leute, deren Mittel ihrer Gastfreundschaft enge Gränzen ziehen, gelegentlich Besuch bekommen; und nun gebt mir nur noch darin Recht, daß solche und andere Leute bisweilen auch dann Besuch erhalten, wenn eigentlich gar keine Veranlassung dazu vorhanden ist. Der ungebetene, zwecklos kommende Gast ist der sogenannte „Eingucker" oder „Vorsprecher." Wer einen Eingucker hat, der hat auch, wir zögern nicht, es mit Bestimmtheit auszusprechen, der hat auch einen Nachmittagsbesucher, einen Abendtödter, einen Spät- oder Festsitzer, einen immer gehen wollenden, aber nie gehenden Gast, einen Unbeweglichen, einen Gast, der gar nicht loszuwerden ist. Er ist unser Held! unter Zittern und Zagen wollen wir hier ein Paar Worte über ihn reden.

Wie oft schon, lieber Leser, bist Du ihm begegnet! „Die Thürschwelle ist von seinen Tritten abgenutzt." Der Glockenzug zittert, wenn er nach ihm die Hand ausstreckt; selbst der messingne Thürklopfer kennt ihn, und das Löwengesicht darauf grinset ihn unheimlich an, wenn er sich ihm nähert. Aber das Lächeln, welches seiner drinnen wartet, ist heiter und durchaus nicht unheimlich. In der Regel nimmt er die Gestalt eines alten Bekannten an; er verpflichtet Euch durch seinen unerbetenen Besuch; von allen häuslichen Hausvätern hat er gerade Euch ausersehen, um Euch Euren Abend verbringen zu helfen; Euer frugales

Abendessen hat er allen Delikatessen vorgezogen, die er auf seine eigenen Kosten im Club haben könnte; aus Freundschaft für Euch zog er Euern traulichen, häuslichen Kreis einer Partie Billard vor, die er vielleicht verloren hätte, oder der Oper, zu der er keinen freien Zutritt hat. Es ist wahr, seine Aufmerksamkeit paßt Euch nicht, sie kommt Euch ungelegen; wäre seine Freundschaft weniger innig gewesen, sie hätte Euch mehr erfreut, und hätte er sich etwas mehr entfernt gehalten, so wäre es Euch ganz recht gewesen. Der Vorzug, den er Euch vor allen seinen Freunden giebt, würde von Euch nicht entbehrt werden; Ihr hättet Euch in Eurer Einsamkeit gerne mit dem Gedanken getröstet, einen theuern Freund zu besitzen, der fern von Euch weilt. Er hätte gar nicht nöthig gehabt, seine treue Anhänglichkeit durch einen Besuch gerade vor'm Abendessen an den Tag zu legen. Aber er hat Euch bevorzugt, Euch die Ehre seines Besuchs erwiesen, und obgleich Ihr eine besondere Arbeit vorhattet, die sich kaum aufschieben läßt und an der Ihr schon an den beiden vorhergehenden Abenden verhindert wurdet; ungeachtet Ihr auch noch eine Abhandlung zu schreiben habt, zu der nicht einmal der Entwurf fertig ist, kurz, mag Euch auch Eure ungestörte Einsamkeit aus mancherlei Gründen wichtig und wünschenswerth seyn, so muß sich doch die Thür dem Klopfen des Besuchers öffnen, Ihr dürft Euch nicht verleugnen lassen. Trotz allen Verleugnens würde er dennoch eintreten, sich in seinen Lieblings-Lehnstuhl werfen und seine gewöhnliche Zeit sitzen bleiben, Ihr möchtet zu Hause seyn oder nicht. Sobald Ihr also seine Stimme auf der Hausflur hört und die Frage vernehmt, ob Ihr zu

Hause seyd, auf die er niemals die Antwort abwartet, sondern unbekümmert die Treppe hinaufgeht, so bereitet Ihr Euch auch schon vor, ihn mit offenen Armen zu empfangen, seine Hand freundlichst zu schütteln und ihn herzlich willkommen zu heißen. —

Der Gast, in welchem die Glut eines so feurigen Empfangs vor ein Uhr Nachts erkältet, der weiß ächte Gastfreundschaft gar nicht zu schätzen. Wenn wir auch zugestehen wollen, daß es uns angenehmer wäre, wenn unser Gast seinen Appetit stillen möchte ohne uns, die wir erst spät zu Mittag aßen, beständig zu nöthigen, seinem Beispiele zu folgen; wenn wir ferner auch bekennen müssen, daß wir, wenn nun, nach behaglich eingenommenem Abendessen, die Stühle an den Kamin gerückt, Cigarren angezündet und einige Gläser ächt irischen Whisky-Punsches getrunken werden, daß wir dann bisweilen von dem Gedanken an die späte Stunde des Schlafengehens und an die unverhältnißmäßig frühe des Aufstehens beunruhigt werden; so wäre es doch unverzeihlich, wenn Ihr schon um ein Uhr Schläfrigkeit zeigen würdet. Würdet Ihr um ein oder halb zwei Uhr gähnen und Eure Cigarre erlöschen lassen, so verdientet Ihr, daß Euer Haus verödet stünde, wie die Wohnung eines Verpesteten, daß Ihr Zeit Eures Lebens allein essen, vaterländische Cigarren rauchen und auf Nesseln schlafen müßtet. Nein; seyd Ihr auch gar keines Besuchs gewärtig gewesen, liegt Euch der Schlaf auch noch so schwer auf den Augenliedern, so müßt Ihr doch bis halb zwei Uhr den angenehmen Wirth spielen. Gebt ihm Zeit für ein zweites Glas Punsch; laßt ihn erst in Ruhe die dritte

Cigarre bis zum kleinsten Stümpfchen aufrauchen, bevor Ihr ihn nöthigt, die vierte anzuzünden; stimmt tapfer mit in sein Gelächter über die Schnurren ein, die er Euch erzählt, obgleich es dieselben sind, die Ihr ihm vor drei Monaten selbst erzähltet. Seyd Ihr bis zu diesem Punkte gekommen, so dürft Ihr schon einmal bescheiden Euer Bedenken darüber aussprechen, ob es wohl Recht sey, wenn man die Tage gar zu sehr auf Kosten der Nacht verlängere. Ein Geschwornen-Gericht von Arabern würde Euch von aller Schuld für eine solche Bemerkung freisprechen, besonders wenn sie sähen, wie er, gerade wenn Ihr so zu ihm sprecht, die Feuerzange ergreift und eine Kohle nach der andern zu frischer Glut aufstochert, so daß Ihr wenigstens noch eine Stunde lang das lebhafteste Feuer vor Euch haben werdet.

„Gastfreundschaft," sagte Charles Lamb, „muß Ausdauer haben." Wir erinnern uns dieser Lebensregel sehr wohl, und da wir unserm Freund in's zufriedene Antlitz schauen und sehen, wie er sich behaglich vor dem Feuer zurechtsetzt, ohne Miene zum Abschiednehmen zu machen, so nehmen wir auch eine bequemere Stellung an. Seine Unterhaltung mag auch dazu dienen, unsre Lage immer behaglicher zu machen; er bringt noch immer neue Spässe zum Vorschein, so daß noch eine gute Weile vergehen kann, bevor der letzte kommt. Der Stoff zur Unterhaltung wird noch lange nicht ausgehen, denn er hat noch kein Wort über gute Lebensart und Magnetismus gesprochen, welche seine Lieblingsthemas sind. Wir sitzen also unbeweglich da, während die unaufhaltsame Zeit unerbittlich verstreicht, und die Uhr sich nicht entblödet, zwei zu schlagen. Wir sind nämlich

so glücklich, eine große, laut schlagende Uhr zu besitzen, welche eine Miniatur-Ausgabe von der St. Pauls Kirchenuhr, und von keinem Gaste zu überhören ist, es sey denn, er wäre taub geboren. Also, wie gesagt, die Uhr schlägt zwei. Ach! sie schlägt nur für Einen von uns. Solche Mahnung rührt unsern Festsitzer nicht. Die beiden lauten, hell tönenden Schläge rühren ihn nicht mehr, als klopfte der Briefträger an unsre Thür; was kümmert's ihn, seine Briefe werden ja nicht in des Freundes Haus gebracht. Was fragt er danach, wie schnell die Zeit vergeht. Mahnt ihn die Uhr überhaupt an etwas, so bewirkt sie höchstens, daß er sich erkundigt, ob wohl noch heißes Wasser für ein neues Glas Punsch zu bekommen sey, denn er weiß aus Erfahrung, daß fast alle Dienstboten die böse Angewohnheit haben, sich zu Bette zu stehlen und das Feuer in der Küche ausgehen zu lassen, bevor die Gäste fortgegangen sind. Er drückt daher die innigste Besorgniß über den Zustand des Theekessels aus, und wiederholt zugleich das Experiment mit der Feuerzange, mit welcher er einer schwach glimmenden Kohle im Kamine einen Schlag versetzt, damit sie über seine Unverschämtheit erröthe. Ist das Feuer wieder aufgemuntert worden, so sieht er sich nach dem Kohlenbehälter wie nach einem Ding um, das sogleich gebraucht werden wird, und mit einer Miene, als wolle er singen: „willkommen, o! seliger Abend," zündet er die siebente Cigarre an.

Selbst in solcher Lage sollte kein Wirth den Gast zum Teufel wünschen, ihn aber fort zu wünschen, ist durchaus verzeihlich. Man muß sich aller guten Eigenschaften des Besuchers erinnern, um in solchen Augenblicken die schwere

Prüfung zu bestehen. Besäße er einige gute Eigenschaften weniger; wäre er nicht so gastfreundschaftlich wie er wirklich ist; wäre er nicht ein alter, alter Bekannter, er würde unfehlbar die wenig verblümte Weisung erhalten, seinen Stab weiterzusetzen, und müßte diese Mahnung besser verstehen, als die der Uhr. Aber wir denken weiter über ihn nach, wir betrachten ihn von allen Seiten, und finden der guten so viele. Wir schmücken ihn mit wirklichen oder eingebildeten Tugenden, wir ziehen seine unangenehmen Eigenschaften von der guten ab, und das Facit läßt uns Nachsicht mit ihm haben. Ueberdies trösten wir uns mit dem Bewußtseyn, daß wir eine Tugend besitzen, welche in ihrer Vollkommenheit und Unermeßlichkeit alle seine Vorzüge bei weitem aufwiegt; wir haben **Geduld!** Wir denken daran, was für ein guter Kerl er doch im Grunde ist; wir erkennen in ihm einen muntern Gesellschafter, wenigstens finden wir, daß er viele Anlage zu einem solchen hat; aber wir finden auch, daß ihm eine Eigenschaft abgeht, deren selbst der vortrefflichste Gesellschafter nicht entbehren sollte; diejenige nämlich, von welcher der Dichter sagt:

„Die größte Kunst versteht er nicht; die Kunst zu gehn."

Inzwischen sitzt er so bewegungslos da, als ob er gelähmt wäre,

„Sitzt wie ein Ahnherr da, in Marmor ausgehauen,"

geschmückt mit einer Cigarrendampfkrone. Wir blicken ihn ängstlich an, er aber sitzt so leblos da wie die verkörperte Drohung: „ich werde Dich nie und nimmer verlassen." Er lehnt sich so ruhig in unsern Lehnstuhl zurück, in welchem wir manch' liebliche Stunde verträumten, als sey er

bereits zur ewigen Ruhe eingegangen. Der Schlaf mit leisen, schweren Schwingen schwebt immer tiefer auf uns herab, er umfängt uns, und im nächsten Augenblicke sind wir im Reiche der Träume, und es träumt uns vielleicht, daß König Georg III. Statue in der Cockspurstraße den dreieckigen Hut, den sie jahrelang in der Hand gehalten, auf den Kopf gesetzt hat und in geschäftiger Eile Pall-mal hinaufläuft. Aber Träume bedeuten stets das Gegentheil von dem, was sie uns erzählen. Erschrocken öffnen wir die kaum geschlossenen, brennenden Augen; und die Statue unsres Gastes sitzt viel unbeweglicher da, als die des höchstseligen Königs. Er hat seinen Hut nicht genommen; er sitzt da als ob er nie mehr gehen werde. Die Stuhlbeine scheinen eine ebenso große Beweglichkeit zu besitzen wie die seinigen, und seine Arme sind unzertrennlich mit denen des Sessels verwachsen, auf welchem er sitzt. Was ist zu thun? — Unwillkührlich müssen wir auf diese leise an uns selbst gerichtete Frage mit einem langgezogenen, lauten Gähnen antworten. Dieß bewirkt glücklicher Weise, daß unser Gast aus der unhöflichen Träumerei erwacht, in welche er versunken war. Er fächelt den Tabaksqualm etwas zur Seite, starrt uns durch den theilweise entwölkten Raum an, und fragt mit unnachahmlicher Nonchalance: „Sie scheinen schläfrig zu seyn?“ Schläfrig! — es wäre die gröbste Ziererei, wenn wir das leugnen wollten. Wir gestehen also, daß wir einige Müdigkeit verspüren; um uns zu entschuldigen, erinnern wir unsern Freund aber zugleich daran, daß wir während der letztverflossenen vierzehn Tage regelmäßig Morgens um vier Uhr aufstanden und daher ungewöhnlich

früh schläfrig seyen. „Ich sah' es, sah' es," spricht er theilnehmend, „will dem Feuer noch eine kleine Aufmunterung geben, und dann zieh ich ab." Kaum gesagt, so thut er's auch schon, und kaum liegen die frischen Kohlen auf dem Roste, so fällt er auch schon wieder mit derselben ruhigen Miene und Haltung in seinen Stuhl zurück; — er ist ein Besucher der zufällig bei Euch eintrat und sich entschloß, Euch Eure Abendstunden verkürzen zu helfen. —

Während der Schreck über diese neue Bewegung, oder vielmehr über dieses neue Zeichen, daß er unbeweglich bleiben werde, Euch noch in allen Gliedern liegt, schlägt die Uhr drei; und dieses Mal, däucht Euch, schlägt sie ganz ungewöhnlich laut. Unter Umständen führt Wissen ebenso sicher wie Dummheit zur Sünde. Wir wissen, daß unsre Uhr auf die Minute richtig geht, aber es ist uns unmöglich, eine Nothlüge zu unterdrücken, und wir treten daher entschlossen mit einer solchen hervor: „die Uhr geht doch immer zu spät!" In der Regel sind Lügen weggeworfene Anstrengungen, diese aber scheint zu wirken, denn unser Gast spricht die Meinung aus, er müsse sich wohl nach seinem Hute umsehen. Aber, schaut er sich wirklich um? — O! nein. „Sprecht nicht beständig, daß Ihr gehen wollt, sondern geht," ist Lady Macbeths Ermahnung. Doch solche Gäste, wie unser Eingucker, gleichen gewissermaßen jener amerikanischen Auster, zu welcher drei Personen erforderlich waren, um sie auf einmal, ungetheilt zu verschlucken; sie haben eine zu unüberwindliche Neigung zum Bleiben, als daß sie auf einmal gehen könnten. Solche Leute müssen dreimal gehen, bevor sie einmal fortkommen.

Die erste Pflicht eines Wirthes ist, seinen Gästen aufzuwarten. Der Eingucker äußerte in einem unbewachten Augenblicke seine Sehnsucht nach seiner Kopfbedeckung, und diese ist gerade das letzte Ding, nach welchem wir nicht mit Freuden laufen würden. Zwar ist es nicht ganz höflich, dem Gaste seinen Hut zu geben, aber dieser hat den Wunsch geäußert, der Vortheil muß wahrgenommen werden, daher wird er sammt den Handschuhen gebracht. Ihm die letzteren zu überreichen ist nicht klug gehandelt, denn er gebraucht zehn Minuten um erst mit ihnen zu spielen und dann einen nach dem andern anzuziehen. Aber Alles muß einmal ein Ende nehmen; keine Entschuldigung für irgend einen Zeitvertreib hält bis in alle Ewigkeit Stich, und so macht sich denn auch der Eingucker um zwanzig Minuten nach drei Uhr auf den Weg, schüttelt Euch die Hand und wünscht Euch eine gute Nacht. „Gute Nacht,“ sagt er. „Ich sehe, Sie sind müde. Ja, ja, wir Beide fangen an, schwach zu werden. Also, ich will Sie nicht aufhalten!“

Das ganze Haus liegt im tiefsten Schlafe, wir allein sind noch wach; wir leuchten ihm daher selbst die Treppe hinab, verriegeln die Hausthür und schließen sie. Dann rasch dem ersehnten Bette zueilend, sind wir bereits auf der letzten Stufe der zweiten Treppe, als ein Schlag an die Hausthür uns wieder hinab ruft. Der Schlag ist nicht sehr laut, aber von entschlossener Hand geführt, welche Willens ist, jede lebendige Seele im ganzen Hause zu erwecken, die Nachbaren nebenan aber, oder den kranken Herrn vis-à-vis nicht in der nächtlichen Ruhe zu stören. Es ist unser Freund; er hatte seinen Stock vergessen. —

Eine sehr gefährliche und Entsetzen erregende Species der Festsitzer ist der, welcher gleich nach dem Mittagsessen bei uns vorspricht und keine Minute lang bleiben kann. Kommt ein Freund, welcher offen sagt, er wolle eine Stunde mit uns verplaudern, so dürfen wir doch mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß er nach Verlauf von drei Stunden gehen werde; aber auf das baldige Fortgehen dessen, dem es unmöglich ist, auch nur einen Augenblick zu verweilen, ist gar nicht zu hoffen. Hat Euer Besucher irgendwo ein ganz besonders wichtiges und dringendes Geschäft abzumachen, so dürft Ihr darauf gefaßt seyn, ihn gar nicht loszuwerden. Behält er seinen Hut in der Hand, so schickt nur gleich nach Eurer Schlafmütze. Vielleicht steht er stundenlang und schaukelt sich auf der Lehne eines Stuhls, und füllt von Zeit zu Zeit die Pausen in der Unterhaltung mit der Bemerkung aus: „Nun wird es aber Zeit, daß ich gehe," bis er sich setzt, seinen Hut ablegt und in Miene und im Ton der Stimme deutlich zu verstehen giebt, er fühle sich ganz wie zu Hause, und erlaube Euch, seinem Beispiele zu folgen, und Euch auch sans gène zu betragen. Diese Species des weit ausgebreiteten Stammes, ist wahrhaft Furcht erregend; ein solcher Besucher hat eine unübertreffliche Gewandtheit darin, alle Stuhllehnen wacklich zu machen. Wenn der sich erst einmal an Eurem Kamine niedergelassen hat, so dürft Ihr sicher seyn, daß er Euch den ganzen Abend lang martern wird, doch nicht so sehr durch sein Verweilen, als durch die oft wiederholte Andeutung, daß er jetzt nothwendiger Weise aufbrechen müsse, wodurch er Hoffnungen bei Euch erregt, die er täuscht, und Euch

dazu noch durch hundert Abschiedsreden neckt, bei denen er sich so ruhig verhält, wie der Stuhl, auf welchem er sich's bequem gemacht hat. Von allen Volksrednern verschone man uns ganz besonders mit dem, welcher mit den Worten beginnt, er erhebe sich, um „einige kurze Bemerkungen zu machen." Wir haben nichts gegen eine lange Rede einzuwenden, nur mit „einigen kurzen Bemerkungen" verschone man uns, denn wir wissen aus Erfahrung, daß sie gar kein Ende nehmen. Genau so geht es mit dem Gaste, dessen Zeit kostbar ist, der keine Minute lang bleiben kann, der sich nicht einmal zu setzen wagt, weil ihn ein dringend wichtiges Geschäft weiter treibt. —

Man darf keck hundert gegen eins wetten, daß ein solcher Gast die ganze Zeit, welche er bei Euch zubringt, — diejenige ausgenommen, die er zu falschen Versprechungen, er wolle gehen, und zu Ausrufungen über die Unmöglichkeit, länger verweilen zu können, gebraucht, — verwendet, um über die böse Angewohnheit des späten Aufbleibens und über den Zeitverlust zu predigen, welchen Gesellschaften und Besuche verursachen. Welche Stellung immerhin der Leser im Leben einnehmen möge, er ist sicherlich im Stande, uns Beweise für diese Behauptung zu liefern. Bei unzähligen Gelegenheiten, — und, wäre er nicht eingeschlafen, bei noch mehreren, — muß er von Sonnenuntergang bis nach Mitternacht, Zeuge der Klagen eines Freundes über Nachtschwärmereien und über Gesellschaften gewesen seyn. Wo hören die Widersprüche im Menschen auf? — Es giebt Menschen, welche halbe Nächte lang beisammen sitzen und sich über die Narrheit des späten Schlafengehens unter=

halten. Sie können gar nicht begreifen, wie manche Leute eine Nacht nach der andern durchwachen können; sie könnten's nicht; sie nicht. Sie sind von keiner Sache so fest überzeugt, als davon, daß Nachtwachen der Gesundheit schädlich sind, und ebenso wenig haben sie jemals gefunden, daß der Geldbeutel Nutzen davon hätte. Sie behaupten steif und fest, die Leber und der Geldbeutel müßten durch eine solche Lebensartt gleich stark angegriffen werden. — Aber jetzt müssen sie wirklich gehen, jetzt müßt Ihr schon entschuldigen, wenn sie aufbrechen. Dennoch gehen sie nicht eher, als bis sie sich eine Stunde lang wegen ihres freimüthigen Geständnisses entschuldigt haben; ihre uneigennützige, offene Freundschaft zu Euch erlaubte ihnen nicht zu schweigen. Sie wollen nicht, gleich Anderen, Eure Freundschaft mißbrauchen; sie wissen zu gut, wie weit man von der Gastfreundschaft Gebrauch machen darf, und würden sich schämen, unbescheiden zu seyn. Nach ihrer Meinung, sagen sie, ist ein solcher Mißbrauch der Freundschaft unverzeihlich und die Freundschaft störend. Und auf diese Weise schwatzen sie bis in die Nacht hinein, daß Euch der Kopf ganz verwirrt wird und Ihr nichts mehr seht als den Unausstehlichen, der nicht loszuwerden ist. Je länger Ihr dem Festsitzer zu schwatzen erlaubt, desto größere Achtung hegt er für Euch. Trat er um neun Uhr, nur von Achtung gegen Euch erfüllt, in Euer Haus, so ist er um halb drei Uhr bereit, Euch ewige Freundschaft zu schwören. Der oberflächliche Bekannte von heute Abend, wird gleich nach Mitternacht Damon und Pythias in einer Person. Er fühlt, daß er auf Euch den Eindruck machte, als sey er

ein alter, trauter Bekannter von Euch; aber wäre er auch fünfzehn Jahre lang Euer Busenfreund gewesen, der ganze Zeitraum würde in eine Spanne Zeit zusammenschrumpfen, im Vergleich mit der Zeit, welche er gebraucht, um Euch die Geschichte Eurer Freundschaft zu erzählen. In der That, seine Freundschaft ist gränzenlos, keine Nacht kann ihre Wärme abkühlen, keine Ewigkeit sie zerstören; sie erlischt nicht mit dem Kaminfeuer und läuft nicht ab mit der Uhr an Eurer Wand. „Er liebt und liebt auf ewig," und um dieß zu beweisen, sitzt und sitzt er auch ewig, nur von den seligen Empfindungen desjenigen redend, der, wie er, sich eines Freundes rühmen kann, dessen Gefühle ganz mit den seinigen harmoniren, bei dem man sich weder selbst langweilen, noch ihn langweilen könne. Wenn er nur zum Aufbruch blasen, wenn er nur das bekannte Drei-Reiter-Lied anstimmen und „Ade! ade! ade!" singen möchte, er scheint es aber nicht zu kennen. Die deutlichsten Winke fruchten nichts; seine Zunge ist unaufhörlich in Bewegung, seine Beine rühren sich nicht. Feuerlärm erschallt; es brennt in seiner Nachbarschaft; aber ihm ergeht's wie einer Kindbettwärterin, oder wie unsrer pariser Uhr, die ein Freund uns als Zeichen französischer Kunstfertigkeit mitbrachte; gleich ihnen, ist auch er nicht in Gang zu bringen. Wenn wir Glück haben, so erinnert er sich endlich, daß er vor mehreren Stunden bei uns eintrat, und weder moralisch noch physisch im Stande war, länger als fünf Sekunden zu bleiben, und schließt dann gegen drei oder vier Uhr Morgens seine lange und langweilige Vorlesung über Freundschaft, mit einer Bitte um Nachsicht und Verzeihung, wenn

es ihm unmöglich sey, länger zu verweilen. „Sie wissen, wie gerne ich noch bliebe," sagt er, „wenn ich nur könnte," und dieser Versicherung, der wir den unbeschränktesten Glauben schenken, folgt zum Schlusse wieder die, welche er gleich bei seinem Eintritt gab: „In der That, ich muß fort; ich habe ein dringendes, unaufschiebbares Geschäft zu besorgen." Er geht; aber selbst jetzt seyd Ihr noch nicht sicher, denn, wie bei dem andern Lästigen, ereignet es sich bei ihm fast regelmäßig, daß er zurückkehrt. Er pflegt seine Schnupftabaksdose zu vergessen. —

Der gefürchtetste aller Einguckter ist derjenige, welcher sich eines Einguckers entledigen will; der Freund, welcher **seinen** Freund bei Euch einführt, und der, um den Eingeführten in eine ungenirte, gemüthliche Lage zu versetzen, Euer Haus vollkommen zu dem seinigen macht, indem er von lauter Komplimenten und Einladungen, es sich bequem zu machen, übersprudelt. In solchen Fällen dürfen wir versichert seyn, daß unser Einguckter erstaunt ist, uns allein zu finden; er hatte wenigstens doch den Herrn Robinson bei uns anzutreffen gehofft. Mit einem Blicke auf die Uhr, spricht er dann zu seinem Freunde: „Aber, es ist noch früh; es wird sicherlich noch Jemand kommen;" worauf der eingeführte Freund sich behaglich in einen Stuhl niederläßt und, ruhig lächelnd, durch jeden Zug seines Gesichts zu erkennen giebt, er befinde sich so wohl, daß es ihm völlig gleichgültig sey, ob Jemand komme oder nicht, und denke gar nicht an's Fortgehen. Nach Verlauf einiger Zeit, während welcher die Hausthür nicht ein einziges Mal in Bewegung gesetzt wurde, wird uns in reinem, unzweideutigem

Englisch erklärt, daß unsre Gäste, — d. h. unser Freund und sein Freund, — Gesellschaft bei uns zu finden erwarteten. Sie drücken ihre Täuschung unverhohlen und auf eine Weise aus, als hätten wir sie zu einem Diner geladen und ihnen Hausmannskost vorgesetzt.

Auch finden wir, daß sie mit einer großen, durch nichts gerechtfertigten Bestimmtheit, auf eine musikalische Unterhaltung oder zum allerwenigsten doch auf den Vortrag einiger Lieder rechneten; da sie sich jedoch in dieser Erwartung getäuscht sehen, so betrachten sie es als völlig ausgemacht, man werde Karte mit ihnen spielen. Zu ihrem Glücke erscheint ein Bekannter von uns, der den vierten Mann im Whist machen muß. Unsers Freundes Freund wird der unsrige, unser Aide nämlich, nicht unser Freund; er macht Fehler über Fehler, verspielt einen Trick nach dem andern und entschuldigt sich immer damit, „er sey nicht beim Spiele;" eine Entschuldigung, der wir innerlich den Wunsch folgen lassen, „wenn er's doch wirklich nicht wäre!"

Trotz häufigen Gähnens und anderer Zeichen der äußersten Langenweile, währt das Spiel unausgesetzt bis fünf Uhr, wo jeder Vorwand zu längerem Verweilen schwindet, und unsers Freundes Freund unsern Freund an's Heimgehen erinnert. Unser Freund nimmt die Mahnung mit einer Schläfrigkeit auf, als ob vom Schlafengehen die Rede sey, und meint beim Scheiden, er hätte schon vor einer Stunde gehen sollen. Exeunt um halb sechs Uhr.

Welch' eine Mäßigkeit liegt in unsers Freundes Abschiedsworten, er hätte schon vor einer Stunde, oder, mit andern Worten, statt um halb sechs, um halb fünf Uhr gehen

sollen! Welch' eine Selbstverläugnung! Wie schön sind unsre Vorsätze, wie vielversprechend solche Anzeichen von Besserung! — Er hätte schon vor einer Stunde gehen sollen! Das ist der rechte Weg, sich üble Angewohnheiten abzugewöhnen, und sich über Untugenden zu trösten. Streiche die Schillinge vom Betrage einer Rechnung, aber laß die Pfunde stehen. Der Rücken des Kameels bricht unter dem Gewichte der letzten Feder zusammen; wirf von Deinen Lastern so viel wie eine Feder wiegt fort, und überrede Dich, nicht mehr lasterhaft zu seyn. Verdamme die Gefräßigkeit und reiche Deinen Teller hin, daß man ihn abermals fülle. Entsetze Dich vor der bösen Nachrede, ein Vier-Flaschen-Mann zu seyn, trinke drei und eine halbe Flaschen und halte Dich für mäßig. Uebertreibe gar nichts. Gehe heim zu rechter Zeit, um halb fünf, statt um halb sechs Uhr. —

Die größte Plage, welche die Untugenden des unbarmherzigen Einguckers für uns mit sich bringen, entsteht eben daraus, daß er einsieht, man müsse das rechte Maaß halten können. Er macht Euch zum Vater seiner Unregelmäßigkeiten; er ist fest überzeugt, daß Ihr Schuld daran seyd, nicht er, wenn er erst früh Morgens von Euch heimkehrt. Dieß ist so die Art und Weise der ganzen Kompagnie. Sie gehen fort und schieben demjenigen, den sie zum Aufsitzen zwangen, die Schuld ihres Nachtschwärmens zu. Am nächsten Tage schelten sie über uns, daß sie den Kopfschmerz, der sie plagt, in unserer Gesellschaft erhielten. Sie sehen verschlafen, übernächtig, blaß und matt aus, und Alles bürden sie uns auf, indem sie erzählen, daß sie bei uns waren; und dann setzen sie noch hinzu: „Ihr wißt ja, daß man

von ihm nie zu rechter Zeit loskommen kann. Schändlich! Er ist ein ganz prächtiger Mensch, aber zu Bette finden kann er nicht; wenn alle Welt schläft, fängt er erst recht zu leben an. Nein, nein; ich bin einer solchen Lebensweise überdrüssig. Alles muß ein Ziel haben; man muß Ausnahmen nicht zur Regel machen; bei ihm hilft aber kein Predigen. Ich bin wahrhaftig keine Schlafmütze, und gebe nichts um eine Stunde Schlafs mehr oder weniger; nur muß man es nicht übertreiben. Es giebt kein anderes Mittel dagegen, als daß man sein Haus ganz und gar meidet; mich wird er auch nicht wieder bei sich sehen." Das sind die angenehmen Nachreden, welche das Opfer des Festsitzers zu erwarten hat, und wir dürfen uns noch glücklich schätzen, wenn nicht mit diesen Reden noch solche Winke verbunden sind, als ob wir kränklich aussehen oder unsere Frau durch unsere unregelmäßige Lebensweise unter die Erde bringen, oder unsere Verschwendung und Gasterei so weit treiben, daß unsere Vermögensumstände wohl schon so ziemlich zerrüttet seyn müssen. —

Wir wollen ganz von jenen großartigeren Besuchen schweigen, welche, auf ergangene Einladungen, in Städten und auf dem Lande gemacht werden; Besuche, welche, obgleich sie eigentlich nur auf zwei oder drei Tage berechnet waren, sich bis auf zwei oder drei Wochen ausdehnen, sowie Wochen mit der Zeit zu Monaten werden. Eine solche Züchtigung ist bei Weitem nicht so grausam wie eine der vorhin erwähnten. Es liegt schon in der Art dieser Besuche, daß dem Wirthe gar manche Gelegenheiten und Mittel zu Gebote stehen, um seinem Gaste zu entschlüpfen. Gegen

den Tag- oder Abend-Besucher giebt es kein einziges Mittel, und die kürzesten Martern, die er uns auferlegt, sind unvergleichlich viel qualvoller und unerträglicher. Man schütze uns vor unsern Freunden, und besonders vor jenen, welche eine alte Gesundheitsregel umgekehrt auf sich anwenden, vor jenen nämlich, welche, statt mit den Hühnern schlafen zu gehen und aufzustehen, sich niederlegen, wenn diese erwachen, und auf's Edelmüthigste all ihre freie Zeit der Unterhaltung ihrer Freunde widmen. —

Alte Vögel lassen sich nicht mit Spreu fangen.

Je älter ein Vogel ist, desto mehr glaubt er des Fangens werth zu seyn. Wäre es nur der Mühe werth, man fänge ihn leicht, aber fangt Ihr ihn, so habt Ihr vielleicht nichts gefangen. Selbst Spreu ist noch zu gut, zu kostbar, um weggeworfen zu werden; und weil Ihr nicht dumm genug seyd nach ihm zu schießen, so hält er sich für schußfest. Ebenso schmeichelt er sich großer Schlauheit, weil er nie gefangen wird; — wer wird ihm Schlingen legen? „Fange mich, wenn Du kannst!" zwitschert er, und flattert so stolz umher, als machte ein Schwarm von Geiern vergeblich auf ihn Jagd. Er ist sicher; er ist nicht so glücklich, sich in Gefahr zu befinden. Selbst der heißhungrige, junge Condor wird ihm nicht die Ehre widerfahren lassen,

ihn zu verspeisen; seine Zähigkeit und sein hohes Alter schützen ihn. Man nimmt ihn nicht, weil er nichts Einnehmendes an sich hat. Hat er aber zufällig eine Schweiffeder, welche des Rupfens, oder einen Knochen, der des Abnagens werth ist, so befindet sich der alte Vogel in der größten Gefahr; dann könnt Ihr ihn mit einer halben Prise Spreu fangen. Das junge Füchschen, welches noch nicht zur Schlauheits-Majorennität herangereift ist, das noch kein selbst geraubtes Hühnchen speiste, fängt ihn, ohne ihm eine einzige Feder zu knicken; es braucht nur sein schmutzbraunes Gefieder glänzend purpurroth zu nennen. —

Was für große Züge alter Vögel sehen wir in der menschlichen Gesellschaft umherschwärmen! Sie glauben sich alle vor dem Käfig sicher und flattern in dieser holden Täuschung dahin, bis ihnen eine Schlinge gelegt wird. Aber je älter sie werden, desto mehr schwindet die Wahrscheinlichkeit, daß sie der Falle entgehen werden. Je länger sie leben, desto schwächer werden ihre Mittel zum Entkommen. Die steife Matrone ist schwach genug, an ein Kompliment zu glauben, welches sie in ihrer Blüthezeit abgeschmackt gefunden hätte. Ihre Schönheit ist vergangen; sie glaubt aber doch, daß ihre Augen so glänzend seyen, wie man ihr sagt. Was die Zeit ihr raubte, das muß ihr ihre Einbildungskraft ersetzen. Jetzt nennt sie feine Bemerkungen nicht mehr Schmeicheleien, sondern nimmt sie für baare Münze hin. Lehnt sich ihr Spiegel gar zu sehr gegen jede Selbsttäuschung auf, so findet sie sogleich andere Hülfsquellen und fühlt, daß sie an Weisheit, Urtheilskraft und Menschenkenntniß gewann, was sie an Schönheit einbüßte. Bewundere

diese Vorzüge, und sie gehört Dir mit Leib und Seele. Die Schmeichelei, welche der Schönheit einer Zwanzigjährigen huldigte, muß bei der Fünfzigjährigen in ein Kompliment über ihren Verstand umgeformt werden. Sagt ihr, sie sey nicht zu hintergehen, und Ihr könnt sie hintergehen, wann Ihr wollt. Bewundert ihre Verschwiegenheit, und sie entdeckt Euch, was Ihr zu wissen wünscht. —

Der alte Vogel glaubt nie eine Gans zu seyn. —

Der greise Abenteuerer, der mit sechs und zwanzig Jahren nicht heirathen wollte, weil sein Mädchen keine Schönheit war und nur fünf tausend Pfund besaß, wird dreißig Jahre später durch eine häßliche Wittwe in's Garn gelockt, welche ihm statt Vermögen, einen Schwarm Kinder in's Haus bringt. Der sechszigjährige Sittenprediger läßt sich in sechs Monaten von der ersten, besten Operntänzerin fangen, und der feine Lebemann von zwei und siebenzig Jahren heirathet seine Köchin.

Nicht mit Spreu fangen! Der alte Vogel wird durch Spreu am besten gelockt. — Im ganzen Königreiche giebt es nicht einen einzigen Priester, der nicht wenigstens einmal wöchentlich siebenzig Jahre mit achtzig verbindet, oder ein Paar von achtzig und zwanzig Jahren einsegnet. Der alte, lebenskluge, erfahrene Herr, der schlau genug ist, sich nicht von unserm Zeitalter zur Zielscheibe des Spotts gebrauchen zu lassen, ist der Eurige, wenn Ihr den Glanz seiner Knieschnallen bewundert; oder lobt sein Zöpflein, und Ihr könnt ihn daran leiten, wohin Ihr wollt.

Niemand ist so leicht zu fangen wie ein Schlauer. Der Schlaue ist in der Regel ein merkwürdiger Tropf.

Der Mann, welcher seinen letzten Schilling am grünen Tische verliert, ist gerade derjenige, der sicher war, er müsse gewinnen. Er ist das schönste Exemplar eines alten Vogels. Um nichts besser ist der sorgsame, vorsichtige Wicht, der eigentliche Sicherheitsmann, der, was er mühsam ersparte und bewachte, in seinen alten Tagen leichtsinnig ausleiht, und im Schuldgefängnisse stirbt, oder sich in dem Kanale ertränkt, dessen Aktien ihm den letzten Stoß gaben. Der ächte, alte Vogel ist eine dumme Taube. —

Zufrieden oder nicht.

„Nicht zufrieden, aus folgenden Gründen —"
vid. Peer's Proteste.

„Bist Du zufrieden?" fragt der Herzog, wenn er den alten Shylock zum Bettelstabe und zur Abschwörung seines Glaubens verurtheilt hat. „Ich bin's," antwortet der arme Jude. —

Mit gleich großer Aufrichtigkeit sprechen so auch die armen Christen, wenn sie auf den äußersten Punkt der Hoffnungslosigkeit gekommen sind, und sich nicht mehr retten können. So lange sie noch auf Hülfe hoffen dürfen, erheucheln sie nicht einmal Zufriedenheit, fordern diese Tugend aber nichts destoweniger von jedem ihrer Nebenmenschen.

George Robins ist in dieser Hinsicht der Repräsentant des ganzen Menschengeschlechts; er hält es „für die Pflicht jedes Sterblichen, mit seinem Loose zufrieden zu seyn.“ Nach seiner Ansicht müssen wir das uns zugefallene Loos hinnehmen, und die Pflicht, zufrieden zu seyn, dazu. — Wir gucken in ein Auktionslokal hinein, bieten auf ein Pfund Tabak, welches zu sechs Pence eingesetzt wird, ersteigern es für zwei und einen halben Penny, und erfahren nun, daß wir ein Loos von sechs tausend Pfunden beschädigten Tabaks kauften. Zu unserm Troste sagt der Auktionator: „Nehmen Sie den Tabak in Empfang und seyn Sie mit ihrem Loose zufrieden.“ Wir beklagen uns, erklären nur auf ein Pfund geboten zu haben, erhalten aber keine Antwort; er hat keine Worte für einen Menschen, der mit seinem Loose unzufrieden ist. Seine langjährige und stets wachsende Vertrautheit mit dem, was Andern so theuer ist, mit der Trennung von lieben Gegenständen, sein „zum Ersten, zum Zweiten, und — zum — Dritten! — fort!“ enthält seine ganze Lebensgeschichte und hat sein angeborenes, menschliches Gefühl in eine philosophische Substanz verwandelt, hart wie Elfenbein, und stets bereit, denen in die Zähne zu fahren, welche, nach den bedeutungsvollen Worten: „zum Ersten, zum Zweiten und zum Dritten! — fort!“ unbescheiden genug sind, mit ihrem Loose unzufrieden zu seyn.

Dennoch liegt im menschlichen Charakter eine große Bescheidenheit. Bringt uns der Zufall etwas besonders Gutes, so halten wir es für viel zu gut für uns, und behalten es nur ungern. Sehen wir eine schöne Hammelkeule am Metzgerladen hängen, so senden wir sie zu einem Freunde,

daß er sie kaufe. Wie mit der Keule, so geht's auch mit den Tugenden. Wie wenige von ihnen üben wir selbst, im Verhältnisse zu der Menge, welche wir unsern Freunden empfehlen! Wenn die Leute nur unserm Rathe folgen möchten, sie müßten Engel werden; da sie jedoch nur unserm Beispiele folgen, so stehen sie einige Stufen niedriger. Und ebenso geht's auch darin, daß, trotz unsrer beständigen Ermahnungen zur Zufriedenheit, doch niemand weniger zufrieden ist, als wir selbst.

Will man die Zufriedenheit unter die Tugenden zählen, so kann dieß nur bedingungsweise geschehen. — Ein freigeborenes Geschöpf wird plötzlich unter Sklaven geworfen, seiner natürlichen Rechte beraubt, und mit dem Thiere auf gleiche Stufe gestellt; — hier würde die Zufriedenheit ein Laster seyn. — Ein dummer Angler wird von dem noch dummeren Fische, den er fangen will, in den Fluß gezogen; — in diesem Falle wäre Zufriedenheit eine Ungereimtheit. — Manchmal ist sie eine Narrheit, manchmal ein Verbrechen. Hier ist sie offenbare Feigheit; dort Stumpfsinn; öfter noch Heuchelei; aber am häufigsten ist sie das Resultat jener trostlosen Ueberzeugung, zu welcher der arme Jude gelangt war, als man ihm das Urtheil zur Unterschrift vorlegte, welches ihn dem Elende und der Verzweiflung preisgab.

Wahre Zufriedenheit ist in der That ein seltenes Ding, — beständige, ununterbrochene Zufriedenheit, welche gar nicht von dem Loose bedingt wird, welches Gewohnheit und Bequemlichkeit uns angenehm gemacht haben. — Das von uns erwähnte Schauspiel gab einmal zu einem Falle schein-

barer Zufriedenheit Veranlassung. Ein Schauspieler, welcher vielleicht zur Stunde noch seinen unbedeutenden Platz in der Theaterwelt einnimmt, hatte schon Jahre lang die kleine Rolle des Tubal gespielt. Bekanntlich ist der Tubal eine ganz unbedeutende Partie im „Kaufmann von Venedig,“ eine Rolle von kaum sechs Zeilen, die auch sonst noch ihre Unannehmlichkeiten hatte, weil damals streng auf getreues Kostüm gehalten wurde, welches dem Publikum immer viel zu lachen gab. Es war ein wahres Wunder, Jemanden zu finden, der mit der Rolle des Tubal zufrieden war. Selbst Gibbons, der ihn früher gespielt hatte, hatte erklärt, er gebe es auf, dieser Rolle eine tragische Wirkung zu verleihen. —

Tubal ist aus diesem Grunde schon eine Schreckensrolle; mehr aber noch deshalb, weil jeder Schauspieler, dem sie zufällt, vollkommen überzeugt ist, ihm gebühre der Shylock. Aber unser Tubal war mit der Partie zufrieden. Ihre Unbedeutendheit gefiel ihm, und ausgelacht zu werden war er gewohnt. Er hatte diese Rolle so viele Male und so lange Jahre hindurch gegeben, daß er in ihr neben den ersten Heroen der englischen Bühne figurirt hatte. Ohnehin ein sehr zufriedener Mensch, war er als Jude Tubal ganz besonders glücklich und zufrieden. Plötzlich wurde der zufriedene Tubalspieler zurückgesetzt; ein Anderer erhielt die Rolle, er war kein Tubal mehr. Wie stand es jetzt mit der vielgepriesenen Zufriedenheit, die gar nichts trüben konnte? — Er war zufrieden mit dem gewesen, was Andere kränkte; war er jetzt zufrieden damit, gar nicht, statt in einer unangenehmen Rolle aufzutreten? War er zufrieden mit einer andern Rolle, in welcher er neun Wörter, statt fünfzehn zu

sprechen hatte? Nein; seine Tugend verließ ihn bei der ersten Probe. Dieser Cato sagte den Göttern, er sey nicht zufrieden. Statt sich im kühlen, labenden Schatten der Zufriedenheit niederzulassen, zerraufte er sich das Haar und rasete wie Kean selbst in der großen Scene mit Tubal. Vergebens bat er um Rückgabe der Tubal-Rolle. Seit jener Zeit ist er allabendlich aufgetreten; er spielte aber gebrochenen Herzens, und seine Seele kannte keine Zufriedenheit mehr. —

Wir haben diese Anekdote etwas lang ausgesponnen, weil sie wirklich ein Beispiel wahrer Zufriedenheit zu seyn schien; dennoch war sie nur ein Beweis von sonderbarem Geschmack. Der Bühnenphilosoph war in die Rolle des Tubal verliebt, — das war Alles! Es ist dieß allerdings auffallend, aber lange nicht so auffallend als ein Beispiel wahrer Zufriedenheit seyn würde. —

Wir wollen gerne zugeben, daß Zufriedenheit existiren könne, daß sie sogar existire, — aber immer nur da, wo alle Wünsche in Erfüllung gehen. Besitzen wir was wir wünschen, so sind wir, ohne Zweifel, für den Augenblick zufrieden. Entsagung ist leicht, wenn der Gegenstand, dem wir entsagen, für uns bereits allen Reiz verloren hat; so ist die Zufriedenheit, ohne alle Frage, dann am aufrichtigsten, wenn die Lage, in welcher wir uns befinden, uns behagt, und daher unsern Wünschen entspricht. Aber weil eine solche Lage nur die Ausnahme von der Regel des Lebens bildet, so ist die Zufriedenheit so selten zu finden. „Zufriedenheit ist das köstlichste Juwel der Seele.“

Dieser Spruch ist so wahr wie die Wahrheit gewöhnlich ist; aber wie mancher Edelstein wird, genau betrachtet, für falsch erkannt. Wie viele Schuhe drücken, die äußerlich spiegelblank sind! So begegneten wir erst neulich einem scheinbaren Beispiele von Zufriedenheit in einem Landhause, das, wie man sagt, so niedlich wie ein Puppenschrank war. Dieser Landsitz war ein wahres Paradies; kein Geräusch, kein Rauch; Alles ruhig, klar, glücklich und ganz wie für den ruhigen Sinn des Besitzers geschaffen. Dennoch ergab sich, daß er sein Paradies gerne veräußert hätte. Er lebte da, nicht weil es seine Wahl, sondern weil der Landsitz nun einmal sein Eigenthum war. Ihn fesselte nicht die Zufriedenheit, sondern die Nothwendigkeit daran. Wenn Ihr von zwei Uebeln das kleinere wählt, so folgt daraus noch nicht, daß Ihr mit dem kleineren zufrieden seyd, weil es das kleinere ist. Unser Rusticus sehnte sich nach der Stadt. Er erschien uns wie ein Mann, der vor jeder Berührung mit der Stadt zurückschrecken würde, — wie ein Geschöpf, welches geräuschlos durch's Leben wandern möchte. Aber nein, sein Ehrgeiz sehnte sich danach, einer der Tonangeber Londons zu seyn. Während sein Geist sich nur nach Ruhe zu sehnen, während sein höchstes Entzücken darin zu bestehen schien, im Jägerkleide und breiträndigem Hute zwischen duftenden Hecken einherzuschlendern, verging er vor Sehnsucht, der Mittelpunkt glänzender Zirkel und der Held der Mode zu werden. Der Landjunker, wie ihn die Stadtjunker genannt haben würden, erklärte, es würde sein größtes Vergnügen seyn, im eleganten Tandem, mit zwei großen, schwarzen Hunden voraus und einem kleinen, schwarzen

Diener hintenauf, durch die Straßen von London zu rasseln. Während er zwölf Stunden lang mit der Angel in der Hand am Ufer saß, brütete er eigentlich nur über den Wechselfällen des Glücks, und während er sorgfältig seiner Rosenstöcke pflegte, starb er vor Verlangen nach dem Stadtleben, um Nachts gegen Straßenlaternen und Thürklopfer zu Felde zu ziehen.

„Werde Alles, nur kein Schulmeister!“ war der letzte Rath, den wir erhielten, als wir, aus dem Schulzwange entlassen, in's Leben hinausstürmten. Wie haßte unser alter Lehrer das Schulmeisterleben; wie dringend hatte er uns aber dennoch immer ermahnt, mit unserm Loose zufrieden zu seyn. — Der wackere Offizier, der mit sieben und sechzig Jahren seine leere Börse betrachtet, ruft: „Hätte man mich nur Kaufmann werden lassen,“ und der fünf und siebenzigjährige Spekulant wünscht, er wäre ein Viertel Jahrhundert früher auf die Welt gekommen, weil er während des Krieges sicherlich eine Million verdient haben würde. Wollte man zeigen, wo die Zufriedenheit nicht zu finden ist, so könnte man einen großen Kreislauf machen, und wäre überall an Ort und Stelle.

Auf jeden Fall muß die wahre Zufriedenheit ein sehr kurzes Leben haben. Abends, hinter einer vollen Flasche Wein, kann man sich ihr Bild rosenfarben und heiter denken, nicht aber in grüngelber Düsterheit des Morgens. Man denke sich die Zufriedenheit mit Gichtschmerzen, oder Hunger leidend; Uebel, welche mit dem Loose einer größeren Anzahl von Menschen verknüpft sind, als damit zufrieden sind. — Die Zufriedenheit auf der Folter liegend, ist keine

unwahre oder phantastische Ansicht von der gewöhnlichen Lage dieser Tugend; zumal nicht, seitdem unter jedem Dache, unter welchem menschlicher Wankelmuth seinen Wohnsitz aufschlug, eine Folterbank steht, auf welche sich die Menschheit gezwungen oder freiwillig hinstreckt. Und möchten die Leute nur reines Deutsch oder Englisch reden, — Sprachen, von denen Evelyn sagt, daß sie nur Wenige sprechen, — so würden solche Redensarten, wie: „Wollen Sie sich unsrer Vergnügungspartie anschließen?“ oder „trinken Sie noch eine Flasche Wein mit mir,“ nicht öfter gehört werden, als: „Wir gehen zu Folter; wollen Sie uns begleiten?“ oder „die Folter steht bereit; beliebt's, sie zu versuchen?“

Die Dichter haben sich schon seit langer Zeit bemüht, uns die Zufriedenheit als eine Kardinaltugend aufzuschwatzen. Von jeher schilderten sie uns diese ausgezeichnete Eigenschaft als Bewohnerin einer Hütte, in Lumpen gehüllt und mit großem Appetite gesegnet, den sie nicht stillen kann. Diese Tugend wurde den Poeten als fabelhaft überliefert, und so ließen sie sie auch. In jenen loyalen Zeiten dachten sie gar nicht daran, daß die Zufriedenheit auf einem Throne sitzen könnte; nach ihrer Meinung thronte dort nur die bleiche Unzufriedenheit, während die rosige Zufriedenheit betteln ging. Der Eintracht, wie dem Ruhme waren Tempel errichtet; der Friede wohnte in einem Lusthäuschen, auch die Seligkeit hatte eine Halle; das Vergnügen wohnte in einem Pallaste, und selbst die Trägheit hatte ihr Schloß; die arme Zufriedenheit brachte es jedoch niemals weiter, als bis zu einer Hütte. Sie ist eine bescheidene, demüthige, ganz unglaublich genügsame Tugend. Die Dichter konnten sich's

gar nicht denken, daß die Zufriedenheit auch einmal inmitten der guten Dinge des Lebens ihren Wohnsitz aufschlagen könnte. „Die Poeten sind sehr weltlich gesinnte Gesellen; sie wollen einer genügsamen Tugend gar keine Belohnung zukommen lassen; die muß ihren Lohn in sich selbst finden."

Jetzt haben sie jedoch dieses Thema fahren lassen; seit einem Viertel Jahrhundert schon ist keine Ode an die Zufriedenheit mehr gedichtet worden. Selbst der kühnste und phantasiereichste unsrer jungen Barden hat keinen solchen Flug versucht. Im verflossenen Jahrhunderte aber waren diese Oden die Stapelwaare der Dichtkunst. Während des amerikanischen und des französischen Krieges schwatzten und lasen die Menschen von nichts als von Zufriedenheit. Seit dem Friedensschlusse hört man das Wort nicht mehr. Die Zufriedenheit würde sich gewaltig gegen die Anhäufung von Kapitalien auflehnen und einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Börsenkurse äußern. Zufriedenheit würde den fettglänzenden Oellampen-Pfahl ausgerissen, den Hahn der Gasröhren zugedreht und das Lunarlicht ausgeblasen haben. Sie hätte keine Eisenbahnen gestattet, hätte alle Dampfschiffe in den Grund gebohrt und sämmtlichen Brieftauben die Hälse umgedreht.

Sieht man, wie es in der Welt geht, nicht wie es nach dem Rathe der Nachbaren gehen sollte, so kann man sagen, die Zufriedenheit ist ein ausgezeichnetes, ein sehr ausgezeichnetes Ding, wenn Einem nichts Anderes übrig bleibt. Die wahre Hütte der Zufriedenheit ist daher nur in den Armenanstalten zu suchen. Aus was für Widersprüchen sind wir doch zusammengeflickt! Wenn einem Menschen alle

Hülfsquellen versiegt sind; wenn er ganz verloren ist, dann heißen wir ihn zufrieden seyn. Es ist nutzlos, diejenigen, welche viel haben, zur Zufriedenheit zu ermahnen, so lange sie das Viele noch zu vermehren Hoffnung haben; es ist abgeschmackt, denjenigen, welche wenig besitzen, abzurathen, nach Vielem zu streben; nur diejenigen, welche gar nichts haben, können stets zufrieden seyn. —

Alle möglichen kleinen Aufmerksamkeiten.

Regisseur (bei der Probe.) Schenken Sie mir ein wenig Aufmerksamkeit, Herr Wewitzer.
Wewitzer. So wenig wie Sie befehlen, mein Herr.
Joe Miller.

Der Mensch ist ein merkwürdiges Geschöpf, fett an Lastern, mager an Tugenden.

Eine unsrer magersten Tugenden nimmt die Gestalt der Besorgniß für die Sonderbarkeiten der Leute an, indem sie die Eitelkeit derselben nährt und ihrer gränzenlosen Eingebildetheit durch alle möglichen, kleinen Aufmerksamkeiten schmeichelt.

Man darf sagen, daß das gesellschaftliche Leben aus diesen kleinen Aufmerksamkeiten zusammengesetzt ist, daß Zärtlichkeitsbeweise, Theilnahmebezeigungen und Höflichkeiten

nichts Anderes sind, als solche Aufmerksamkeiten. Das ist wahr; und das animalische Leben besteht nur aus ebenso vielen Athemzügen, als der Ocean Wassertropfen zählt und die Summe der Staatsschuld Pfennige ausmacht. —

Wer sich als Professor des Mitleids und der Liebe niederlassen und nur alle möglichen Arten kleiner Aufmerksamkeiten lehren wollte, würde ebenso unsinnig handeln, als wollte man Englands Schulden durch zeitweise Abträge einiger Schillinge tilgen.

In das Verzeichniß Derjenigen, welche alle möglichen, kleinen Aufmerksamkeiten fordern, dürfen wir nicht Diejenigen aufnehmen, welche das Alter mit seinen Schwächen niederdrückt; ihnen sind sie wesentlich nöthig und müssen ihnen daher auch mit freudiger Bereitwilligkeit erwiesen werden. Der altersschwache Mann fühlt seinen Lebensstrom verrinnen; er kann fast die wenigen Tropfen zählen, welche ihm noch blieben, und sehnt sich daher stündlich nach irgend einem Liebeszeichen, nach einer Aeußerung der Theilnahme, nach einem Beweise, daß er noch unter den Seinen athmet und keine Beute der Würmer ward, bevor man ihn in den Sarg gebettet. Das Gläschen, welches er zu trinken gewohnt ist, wünscht er sich freundlich dargereicht zu sehen, und ein freundlich lächelnder Mund soll ihn daran erinnern, wenn es Zeit ist, sein Süppchen zu essen. Diese kleine Aufmerksamkeit würzt ihm die Speise; er wünscht nichts als kleine Aufmerksamkeiten. Die Hand, welche seine wankenden Schritte leitet, muß zart seyn; eine kräftige Stütze würde umstürzen, was sie halten wollte.

Die ebenso allgemeinen Schwächen der Stimmung und

des Charakters sind ganz andere Dinge. Wir sprechen hier von Personen, welche, trotz ihrer eignen Fähigkeiten, gebieterisch verlangen, daß die Fähigkeiten Anderer lediglich zu ihrem Vergnügen angestrengt seyn sollen. Wer sich ihrer Freundschaft, ihrer Gewogenheit, selbst ihrer Bekanntschaft nur erfreuen will, der muß Tribut dafür zahlen, und, was das Schlimmste ist, der muß jeden Augenblick zur Hand und bereit seyn, einen Theil des Tributs abzutragen. Der Tribut selbst ist gar nichts, verglichen mit der Art und Weise wie er entrichtet werden muß.

Diese Leute nehmen gar keinen Vergleich an, sie weisen den größten, augenblicklichen Dienst, das bedeutendste persönliche Opfer, als Ersatz für die kleinen Aufmerksamkeiten, hartnäckig zurück. Sie wollen unabhängig seyn und keine große Verpflichtung eingehen. Sie verlangen nichts weiter von Euch, als dasjenige, was Euch nichts zu kosten scheint, — alle möglichen, kleinen Aufmerksamkeiten. Vergebens bietet Ihr ihnen ein Pfund Fleisch von Eurem Leibe an; sie wollen es haben, aber den fünfzigsten Theil eines Loths zur Zeit; das Anerbieten des Ganzen auf einmal beleidigt sie.

Die unermüdlichsten, lästigsten und eifrigsten aller Manichäer sind diejenigen, deren Forderungen die kleinsten sind. Ist die Summe so klein, daß sie kaum des Erwähnens werth ist, so verlaß Dich darauf, daß der Gläubiger um so unerbittlicher und grausamer ist. Der Mann, welcher fünf tausend Pfund schuldet, wird höchstens einmal jährlich höflichst darum ersucht; aber der arme Schelm, welcher nur fünf Schillinge schuldig ist, wird darum geplagt und ge-

peinigt, bevor er aufgestanden und nachdem er zu Bette gegangen ist, wenn er ausgeht und wenn er heimkehrt; er wird aus dem ersten Stockwerke in die Bodenkammer und von der Bodenkammer bis in den Keller verfolgt. —

So geht's auch mit den Schulden der Liebe, des Mitleids und der Höflichkeit, welche wir unter einander haben. Diejenigen, welche die größten Ansprüche an uns haben, machen sie am wenigsten geltend. Sind wir Jemandem für einen großen Freundschaftsdienst verpflichtet, so verfolgt er uns nicht, bis wir die Rechnung ausgeglichen haben; der Mann, dessen Freundschaft mit der Aufopferung unsrer Rechten nur ärmlich belohnt wäre, wird uns nie bitten, sie abzuhauen. Aber unerträglich sind diejenigen, denen wir für kleine Gefälligkeiten zu danken haben. Die Bettelschuld muß auf die Minute abbezahlt werden. Es ist höchst nothwendig, daß sich eine Gesellschaft zur Erlösung von kleinen Schulden bilde. —

Weshalb gab die liebenswürdige Fanny A., nach sechsmonatlicher Beständigkeit, ihrem treuergebenen Anbeter, dem klügsten, tugendhaftesten, galantesten und besten aller Dragoner-Rittmeister, den Abschied? — Nein, nein, der galanteste war er doch nicht. Er wurde verabschiedet, weil er, nachdem er Meilen weit geritten war, um sie zum Balle zu führen, ihr erst dann Gefrorenes anbot, nachdem sie sich schon drei Minuten lang innerlich danach gesehnt hatte, und weil sie wahrscheinlich ganz ungefroren geblieben wäre (das Herz ausgenommen), hätte sie nicht schmachtend ausgerufen: „Es ist hier sehr warm!"

Weshalb vergaß der gefühlvolle, biedere Herr B. den

Namen seines Neffen in sein Testament zu setzen? Nur weil sein Neffe sich einstens eine Cigarre anzündete und dem Onkel auch eine anzubieten vergaß. Weil er, bei seiner Ankunft in der Stadt, in einen Gasthof ging und nicht gleich die ganze Familie aus dem Schlafe hämmerte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen; und weil er, als er in einer Mittagsgesellschaft den Stockfisch zerlegte, seiner Tante keinen Rogen und seinem lieben Onkel keine Leber davon gab.

Weshalb beklagt sich die niedliche, offenherzige Mad. C. gegen alle ihre verschwiegenen Freundinnen darüber, daß sie mit einem ungeschliffenen, groben, lieblosen Manne verheirathet ist? Weil er nicht ihren Schooßhund hüten mag, wenn sie allein spazieren geht. Weil er sie nie auffordert, mit ihm gewisse öffentliche Plätze zu besuchen, von denen er doch schon weiß, daß sie sie nicht besuchen wird. Und weil er, ohne auf ihre Bemerkung: „Es ist heute herrliches Wetter!" zu hören, ruhig in einem Buche lieset, bis sie endlich beleidigt aufspringt und mit vergebender Miene, aber in scharfem Tone sagt:

„Ich hätte doch gedacht, Du würdest mich zu einem Spaziergange auffordern!"

Nun legt er das Buch aus der Hand und sagt, hätte er ihren Wunsch gekannt, so wäre er gerne mit ihr gegangen. „Aber, es ist ja auch noch nicht zu spät?"

„Ja, jetzt ist es zu spät." Sie findet an der lustigsten Spazierfahrt, an der schönsten Promenade kein Vergnügen, wenn er keine Lust dazu hat, wenn er nicht dazu

auffordert. Er fordert aber nie dazu auf; es liegt nichts Zärtliches, nichts Aufmerksames in seinem Charakter. —

Weshalb schilt der Philosoph D. über das ganze weibliche Geschlecht; weshalb nennt er sie Närrinnen, welche nur für Putz Sinn und nur für Gecken Ohren haben? — Ganz einfach aus dem Grunde, weil, als er einst in einer solchen Gesellschaft über abstrakte Ideen sprach, seine liebenswürdige Nachbarin ihre glänzenden Augen auf ihrem Armbande ruhen ließ, und dann dem Gesange eines jungen Mannes am Pianoforte horchte. —

Und weshalb schrieb der große Dichter E., nachdem er acht Monate lang die Gastfreundschaft eines Gutsbesitzers genossen hatte, ein Spottgedicht gegen diesen? Weil man, als er sich zur Abreise anschickte, ihn nicht dringend genug bat, doch noch einige Monate länger zu verweilen.

„Es lag mir nichts daran, noch länger dort zu bleiben,“ sagte er; „ich hätte gar nicht bleiben können, hätte ich auch gewollt; aber, Sie wissen wohl, man erwartet doch solche kleine Aufmerksamkeiten.“ —

Weshalb blickt Lady F. auf ihren Freund, den Baron, wie auf einen Menschen ohne Erziehung und Bildung herab? Weil er bei einer gewissen Gelegenheit die Lady nicht zur Tafel führte, und dann, nachdem er Lady G. um ihre Ansicht über das neue Ballet gefragt hatte, ihr, der Lady F., die nämliche Frage vorlegte! Sie behauptet, der Mensch wisse gar nicht was kleine Aufmerksamkeiten sind. —

Und weshalb behandelt Madame H. Herrn J., ihres Mannes Freund, mit so raffinirter Kälte, und versucht, ihn ganz aus dem Familienkreise zu verbannen, in welchem

er doch früher immer willkommen war? Weshalb behauptet sie, er würde keine Thräne verlieren, wenn morgen ihre ganze Familie auf der Todtenbahre liege? Sie sagt, der Grund sey, weil er damals, als sie Alle am Scharlachfieber krank lagen, ruhig auf dem Landsitze blieb, wo er sich aufhielt; nicht einmal einen Brief schrieb, und, als er nach ihrer Genesung zur Stadt zurückkehrte, sich gar nicht nach den Einzelnheiten der schrecklichen Krankheit erkundigte, ja, sogar, als Mad. H. eben im Begriff war, ihm eine herzerschütternde Beschreibung der Scharlach-Calamität zu machen, sich der Unterhaltung einiger Herren zuwandte, welche über ein neues Drama, über den neuen Zolltarif, oder über sonst einen gleichgültigen Gegenstand sprachen. —

Weshalb ist der zuverlässige Prophet K. so fest überzeugt, daß ein gewisses Theater zu Grunde gehen wird, und warum spricht er so gerne von dem bevorstehenden Untergange dieser Unternehmung? Weil es ihm nicht gelingen wollte, für sich und seine Familie freien Eintritt zu erhalten. Er ist nun einmal ein Freund kleiner Aufmerksamkeiten. —

Wo liegt die Ursache verborgen, daß L. plötzlich bei M. alles Genie vermißt, und dessen letzten Roman einen geistigen Schiffbruch schilt, während die ganze Welt denselben ein Meisterstück nennt? Der Kritiker erhielt sein Freiexemplar erst, nachdem das Werk schon vor drei Wochen erschienen war, und dann fand er auch noch an der Spitze eines Kapitels die Worte eines gefährlichen Rivalen als Motto angegeben, während sein Name gar nicht erwähnt worden war. —

„Ich habe jede Zeile gelesen, welche er geschrieben hat," sagt er; „ich habe manche liebe Nacht über seinen Arbeiten gesessen, und zum Dank für meine Theilnahme schenkt er mir nicht einmal die kleinste Aufmerksamkeit." —

Weshalb gebraucht der alltäglich aussehende und ungehobelte Kaufmann N. seinen alten Diener O. zu den gemeinsten Verrichtungen gegen jämmerlichen Sold, während die jüngeren Gehülfen ansehnliche Geschenke, kleine Liebkosungen und Versprechungen auf Pensionen erhalten? Weil O. vor langen Jahren, als er zu N. in die Handlung kam, den Herrn Prinzipal beim Worte nahm. Er drückte sich damals respektvoll in die Ecke, wenn der Herr an ihm vorübergehen wollte, nahm ihm den nassen Regenschirm ab und erbot sich, seinen Hut aufzuhängen.

„Lassen Sie die Komplimente;" sagte Hr. N., „gehen Sie lieber ihren Geschäften nach."

Von jener Zeit an kümmerte N. sich nur um sein Geschäft. Er legte nie die Feder aus der Hand, um die Handschuhe seines Prinzipals in die Seitentaschen des großen Oberrocks zu stecken, oder um den nassen Regenschirm zum Trocknen aufzuspannen. Er sprang nie von seinem hohen Contorbocke herab, um dem Herrn N. die Thür zu öffnen, half ihm nicht in sein Kabriolet und trug ihm nicht die Augengläser nach, wenn er sah, daß er sie vergessen hatte. Er verließ seine Arbeit auf keine Minute, um seines Herrn Licht zu putzen, um ihm sein herabgefallenes Taschenbuch aufzuheben, um einen Waarenballen zur Seite zu schieben, der vielleicht in seinem Wege lag, oder um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß die Uhr im Contor der St. Pauls

Kirchenuhr fast um eine Viertelstunde vorgehe. Er folgte der einmal erhaltenen Weisung, und erwies dem Herrn N. keine jener kleinen Aufmerksamkeiten; er schenkte nur den Geschäften des Mannes alle mögliche Aufmerksamkeit.

Der arme O. beging ein großes Versehen, als er die Aeußerung seines Prinzipals buchstäblich befolgte. Der ungebildete, aber stolze Kaufmann war mit diesem Benehmen durchaus nicht zufrieden. Im Geheimen beklagte er niemals die Zeit, welche durch Komplimente vor ihm, seinem Geschäfte entzogen wurde; er besaß die größte Vorliebe für alle möglichen kleinen Aufmerksamkeiten. Handlungen wahrer Ergebenheit verstand er nicht, desto mehr aber fühlte er sich durch gemeine Kriecherei geschmeichelt.

Der ungebildete Mann liebte Niemanden deshalb, weil er sich auf seinen Wunsch einer gewissen Geradtheit befliß; folgte man diesem Wunsche, so verdarb man es mit ihm. Er nahm von Niemandem Komplimente oder Schmeicheleien an, ohne gegen sie, als gegen lächerliche Gewohnheiten, zu protestiren, wer aber dessenungeachtet nicht vor ihm kroch, dem vergab er es nie. Erst verlangte er, Ihr solltet ihn für aufrichtig halten, und gleich darauf solltet Ihr so handeln, als glaubtet Ihr seinen Worten nicht. Er wollte sich aller möglichen kleinen Aufmerksamkeiten erfreuen, dabei aber den Ruf haben, sie zu verachten. —

Und weshalb spielen P., Q. und R., auf die eine oder die andere Weise, dasselbe Spiel? Einfach deswegen, weil ihnen Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten überhaupt am besten gefallen, weil sie ihren Ansprüchen auf wahre, dauernde Achtung selbst mißtrauen und fühlen, daß sie auch die

kleinsten Achtungsbezeigungen entgegennehmen müssen, wenn sie ihnen zufällig geboten werden. Gleich Bettlern, dürfen sie auch nicht wählerisch seyn, sondern müssen nehmen, was man ihnen reicht. Sie verlangen nichts weiter, als die Auszeichnung, nach welcher der Schauspieler strebt, der auch nicht den Beifall aller seiner Zeitgenossen, oder den der Nachwelt verlangt, um den er wahrscheinlich am allerwenigsten geben würde; nein, um solchen Beifall, um solche Auszeichnung bemühen sie sich nicht; sie streben lediglich nach dem Applaus des um sie versammelten Publikums, nach dem Klatschen einiger Dutzend Hände. Ohne diese sichtbaren und hörbaren Zeichen fühlen sie sich niemals ihres Triumphes gewiß. Die kleinlichsten Menschen sind diejenigen, welche etwas auf kleine Aufmerksamkeiten halten. —

Aber was sind diejenigen, welche diesen Tribut bezahlen? — Unbedeutend genug sind sie allerdings, aber oftmals ist der Sklave achtungswerther als der Tyrann.

Es giebt unter ihnen leidlich gute Gesellen. Sie sind die Herren Wickelwackels dieser Erde. Aus ihnen werden die sogenannten guten Ehemänner, musterhafte Pantoffelhelden, welche ihre Frauen nie anders als „Meine Liebe" nennen, und die aufmerksamste Kammerjungfer beschämen. Madame braucht ihren Blick nur durch's Zimmer gleiten zu lassen, so fragt der Herr Gemahl sogleich: „Befiehlst Du etwas, meine Liebe?" und durch seine zehn tausend Aufmerksamkeiten gegen sie, bringt er sie auf zehn tausend alberne Einfälle. Diese Sorte von Ehemännern ist fortwährend auf angenehme Ueberraschungen für ihre Frauen bedacht, sie wollen ihnen stets Vergnügen bereiten, und

dadurch verderben sie sie. Hat eine solche Frau sich dann von der ununterbrochenen Reihe von Vergnügungen Kopfschmerzen zugezogen, so ist der Herr Gemahl untröstlich. —

Auch Hagestolz-Wickelwackels giebt es, welche den ganzen Abend neben den musicirenden Damen sitzen, um ihnen die Noten umzuwenden. Blättert Jemand in einem Album, so setzen sie ihm die Kerzen zurecht, und wird Kaffee herumgereicht, so bringt sie keine Macht der Erde dazu, vor Euch eine Tasse zu nehmen; sie würden lieber verschmachten.

„Sprecht, was Ihr wollt;" sagen sie, „die Leute haben solche kleine Aufmerksamkeiten gerne."

Erzählt Ihr von Eurer letzten Reise nach irgend einem Badeorte, so sind sie gleich bei der Hand, Euch einige Ansichten der Gegend anzubieten, und lobt eine Dame Moores Gedichte, so finden sie in ihrem Taschenbuche gewöhnlich noch einige ungedruckte Strophen von ihm, welche sie ihr als Albumsverse anbieten. Sie haben ein glückliches Gedächtniß für alle Familienangelegenheiten, und wenn das Töchterchen heute hnstet, so kommen sie morgen zuverlässig mit den probatesten Brustbonbons für sie gerannt, worauf Mama entzückt ausruft:

„O! wie aufmerksam!"

Stets führen sie ein Federmesser in der Tasche, um Euch, wenn Ihr es wünscht, die Feder zu schneiden, und zündet Ihr eine Cigarre an, so reichen sie Euch einen zierlichen Cigarrenhalter. Sie bieten ihn jedoch nicht allemal da an, wo er gebraucht wird; nein, sondern wollt Ihr eine Feder schneiden, und haben sie zufällig ihr Messer vergessen, so sind sie doch aufmerksam genug, Euch den Cigarrenhalter

zu präsentiren. Viele von ihnen führen auch eine Stahlfeder bei sich, die sie Jedem aufdringen, der Miene macht schreiben zu wollen; spritzt sie nicht, so zerreißt sie das Papier; ein dritter Fall ist nicht denkbar.

Eine der vielen Gattungen menschlicher Aufmerksamkeitenbeweiser stellt sich uns als junge Dame von ein und zwanzig (?) Jahren dar, welche, da sich bisher noch Niemand um ihre Hand bewarb, es für an der Zeit hält, sich verbindlich und außerordentlich angenehm zu zeigen, so wie Eine, welche die beste Frau von der Welt machen würde. Was für Mühe giebt sie sich, ihrer ganzen Umgebung gefällig zu seyn! Welche Masse unnützer, niedlicher Kleinigkeiten pflegt sie Euch dann zu verehren! Stündlich wird sie Euch Unbequemlichkeiten verursachen, indem sie Euren Schreibtisch ordnet, Eure Bücher sorgfältig aufstellt und überhaupt Eure häuslichen Unordnungen in Ordnung bringt. Beschwört Ihr sie, sie möge sich nicht bemühen, so geht sie noch einmal so eifrig an's Werk und verursacht Euch doppelten Schaden. Schickt Ihr irgend Jemanden aus dem Hause mit einer Bestellung fort, so wird sie ihm, wenn er zurückkehrt, die Antwort abnehmen, um sie Euch zu überbringen. Sie muß gegen Jedermann aufmerksam seyn; sie kann nichts anders. Laßt uns den Himmel bitten, daß er diesen Eifer nicht in offenbare Zudringlichkeit ausarten lasse, laßt uns ihn des unglücklichen, neunzehnjährigen Jünglings wegen darum anflehen, der in unschuldiger Bewunderung dieser unerschöpflichen Liebenswürdigkeit, von Dankbarkeit getrieben wird, ihr einige der kleinen Aufmerksamkeiten zu erwidern, welche sie sofort als deutliche Liebeserklärung auf-

nimmt und ihn dann nicht mehr losläßt. Wir brauchen diese kleinen Aufmerksamkeiten nicht erst näher zu beschreiben; Jeder weiß, worin sie bestehen.

Aber alles dieses ist im Grunde nichts als Läpperei. Bisweilen finden wir die kleinen Aufmerksamkeits-Beweise lästig, zudringlich oder verdächtig, wir lachen aber darüber und verzeihen sie. Zum Mindesten deuten sie doch immer die Absicht an, sich gefällig bezeigen zu wollen, und lassen uns glauben, daß die kleinen Aufmerksamkeiten, wenn sich Gelegenheit dazu zeigen sollte, zu wirklicher Hülfe werden könnten. Derjenige, dem sie erwiesen werden, leidet nie so viel unter ihnen, als derjenige, welcher sie erweiset; denn dieser schadet seinem Geiste und seinem Herzen, weil ihm die Lust, gefällig zu sein, am Ende zur unangenehmen Angewohnheit wird. Man sieht ihm das Mechanische, die leere Höflichkeit an, und bedauert, daß er sich ein Nichts zum Lebenszwecke machte. —

Das Schlimmste kommt zuletzt. Das ist, wenn die üble Angewohnheit allen möglichen Leuten alle möglichen, kleinen Aufmerksamkeiten zu erweisen, dahin ausartet, wohin sie wenigstens indirekte führt, in Schmarotzerei nämlich, in kriechende Schmarotzerei, von der wir täglich ekle Beispiele genug erblicken. Sucht die Verbrecherlisten aller Gerichtshöfe durch; verfolgt die wüste Bahn der niedrigsten Leidenschaften, und dann richtet sie, ohne auf die Versuchungen zu hören, welche zu ihrer Beschönigung angeführt werden können, nur nach den Verwüstungen und dem Unglücke, welche sie angerichtet haben, und es bleibt doch noch immer

ein Verbrechen übrig, welches schwärzer und abscheulicher als sie alle ist.

Die kriechende Schmarotzerei ist ein Laster, welches in seiner vollkommenen, unübertrefflichen Gemeinheit, die Menschen auf die niedrigste Stufe stellt. In ihr zeigt sich die Unmännlichkeit in ihrer nichtswürdigsten Gestalt. Erkennen wir in uns den kriechenden Schmarotzer, so erkennen wir auch schon in uns den Gegenstand der tiefsten Verachtung, der nicht tiefer sinken kann. Weiter können wir uns von der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, von jenen beiden Schwingen nicht entfernen, welche den Menschen himmelwärts tragen. Wenn wir uns auf diesem Punkte erblicken, so haben wir die tiefste Tiefe erschaut.

Schon der Umstand, daß wir nirgends ein vollkommenes Gemälde dieses Charakters finden, zeigt das abschreckend Ekelhafte desselben. Leicht hingeworfene, grausige Skizzen haben wir wohl von ihm gefunden, aber ausgearbeitete Darstellungen, wie man sie von jeder anderen Verderbtheit finden kann, sahen wir von ihm nicht. Der Mensch kann sich überwinden, alle übrigen Laster auszumalen, aber hier ist die Verdorbenheit zu entsetzlich groß, zu scheußlich; man kam stillschweigend überein, den Schleier nicht zu lüften. Auf der Bühne sehen wir Gemeinheiten aller Art dargestellt; das Schauspiel erweckt Gefühle der Theilnahme oder des Abscheus in uns, aber wir harren geduldig aus, bis der Vorhang niederrauscht. Die Darstellung des Schmarotzers, des Schmarotzers in seiner vollen Nichtswürdigkeit, würde man keine halbe Stunde lang ertragen können.

Man deute unsere Worte nicht so, als ob wir „die

kleinen Aufmerksamkeiten" verdammten; gewiß nicht, wir verdammen nur das grausige Ende, zu welchem sie oft führen, und erkennen sehr wohl an, daß es kleine Aufmerksamkeiten giebt, welche von den wohlthätigsten Folgen seyn können.

Festessen.

„Ein eingebildet Fest." Shakespeare.

Selbst in der tiefsten Tiefe giebt's noch eine tiefere. So diabolischen Ursprungs diese Entdeckung auch seyn mag, so ist sie doch nicht ohne Trost für den im Elende Schmachtenden. Wir essen unsern halb verbrannten Braten mit weniger Verdruß, wenn wir hören, daß unsers Freundes Haus in Flammen steht. Der Inhaber von fünfzig Aktien einer Weg-zum-Ruin-Kompagnie, hält sich für ein Glückskind, weil sein Nachbar fünfhundert solcher Aktien nahm. Selbst der zum Galgen Gehende findet noch Trost darin, daß man ihn nicht in eine Strafkolonie sandte. Zwar geht der Wittwer dort voll Trauer und Gram einher; das Schicksal hätte ihn aber doch noch härter treffen können, denn vor wenigen Tagen noch zeigte sich Aussicht auf Genesung der Kranken. —

Der Mann ohne Mittagsessen ist sicherlich zu bedauern, er ist aber doch noch besser daran, als derjenige, der eine Guinea für ein Festessen zahlte und doch hungern muß.

Tantalus = Qualen sind schrecklicher als die der Armuth. Die Armen sind doch nicht genöthigt in ein Speisehaus zu gehen, wenn sie nicht die Mittel besitzen, sich Speisen zu kaufen. —

Arme können sich trösten, sie haben nur Hunger, während der Hunger des Reichen oft von einem Aerger begleitet wird, der ihn stärker quält als sein Appetit. Der arme Schelm, der von früh bis spät mit leeren Taschen und ebenso leerem Magen umher wandert, empfindet nur die natürlichen Folgen des Geldmangels; er hat nichts weiter als die gewöhnliche Unbehaglichkeit des Hungers zu erdulden. Wie dankbar müßte er eigentlich seyn, daß er nicht von ähnlichen Empfindungen, wie jener Unglückliche, gefoltert wird, der von einer Menge von Speisen umgeben dasitzt, aber doch kein Mittagsessen hat, und dessen körperliche Unbehaglichkeit noch durch die geistige Qual des Bewußtseyns gesteigert wird, eine Guinea bezahlt zu haben, um festlich zu hungern.

Wir wiederholen es, selbst in der tiefsten Tiefe giebt's noch eine tiefere. Schrecklich sind gewiß die Leiden desjenigen, der kein Mittagsessen hat. Hunger ist ein schlechter Gesellschafter, er komme in welcher Gestalt und unter welchen Umständen er wolle. Das ist ausgemacht. Aber ein Leiden giebt es, einen Schmerz, der noch größer ist. Die Mahlzeitlosen sind weniger zu bemitleiden, als einige von denjenigen, welche essen. Es giebt etwas Schlechteres, etwas weit, weit Schlechteres, als gar kein Essen, — nur eins — und das ist ein schlechtes Mittagsessen. Der selige Pope mag entscheiden, ob wir Recht haben oder nicht.

Wir haben von den peinlichen Gefühlen desjenigen gesprochen, der eine Guinea zahlte um einen Platz an einer wohlbesetzten Tafel, aber keinen Bissen von allen sechs oder sechszehn Gängen zu erhalten, den Nachtisch ungerechnet, und der nun mit einem Appetite heimkommt, der jedem Sackträger Ehre machen würde. Doch viel, viel trauriger noch ist das Loos desjenigen, der seine Guinea und zugleich seinen Appetit verlor, vielleicht nicht einmal durch die natürliche und angenehme Beschäftigung des Speisens, sondern dadurch, daß er zahllose Gerichte in der vergeblichen Hoffnung kostete, unter der Legion von Schüsseln wenigstens eine zu finden, an welcher sich ein Mann von Stande erquicken könnte.

Wir müssen bezweifeln, daß es unter dieser tiefsten Tiefe noch eine tiefere geben kann; selbst Miltons Held würde sie schwerlich entdecken. Zu bezahlen, wie wir bereits erwähnt haben; in gespannter, sprachloser Erwartung dazusitzen; aufgeregt zu seyn durch die marterndste Sehnsucht nach dem Genusse des Inhalts dieser oder jener geheimnißvoll verhüllten Schüssel; jede Gelegenheit zu ergreifen, um die epikuräischen Sinne zu erquicken, und von der Suppe bis zum letzten Brocken, bei jedem Gerichte, bei jedem Gange getäuscht zu werden, und dann, wie ein unglücklicher, in allen seinen Forschungen betrogener Entdeckungsreisender dazusitzen, das ist wahrlich viel schrecklicher als hungrig von wohlbesetzter Tafel aufzustehen.

Der Nichtesser, welcher nur zwei runde Brödchen zernagte, das eine vor, das andere nach dem Desert, geht heim mit der beneidenswerthen Fähigkeit, zu jeder Stunde, je

eher, je lieber eine Mahlzeit einnehmen zu können; wie wäre es aber möglich, daß derjenige, welcher jedes Gericht prüfte, sich durch nichts erquickt fühlte und sich seinen köstlichen Appetit verdarb, indem er eine würdige Labung für ihn suchte, daß dieser noch im Stande seyn könnte, ein Abendessen einzunehmen! Nein; bis morgen ist und bleibt er ein unrettbar vernichteter Mann. Er ist doppelt vernichtet, und man kann es ihm nicht verdenken, wenn er ausruft: „Plündert mich, wenn Ihr wollt, aber schont meines innern Menschen; bringt mich um mein Geld, aber nicht um meinen Appetit; schickt mich hungrig heim, aber vergiftet mich nicht!" —

„Ihr beneidet mich?" fragt Claude in der bekannten Posse. „Ja, die Menschen verstehen es, Einer des Andern Lage zu beurtheilen!" Wer würde nicht beneidet, wenn er gegen sechs Uhr in's Gasthaus eilt, zu welchem seit einer Stunde schon die Menge der Festesser strömte, und vor dessen Thür einige Dutzend Spürnasen stehen, welche begierig die herausquillenden Wohlgerüche auffangen? — „Ja, die Menschen verstehen es, Einer des Andern Lage zu beurtheilen!" Die gierigen Ausgeschlossenen an der Thür halten uns für eine glückliche Gesellschaft von Freunden, deren ein lukullisches Mahl und ein froher Abend harrt! — Wenn sie doch, statt Zuschauer zu seyn, Theilnehmer an dem Feste, Mitspielende in der Komödie wären! Sie waren aber noch nie hinter den Coulissen. Sie ahnden nicht, welch' ein Unterschied zwischen dem wirklichen und dem eingebildeten Feste ist. Es ist genau dasselbe Verhältniß, wie zwischen Theaterhelden und wirklichen Helden. Ihr Irrthum ist

ganz natürlich, aber sonderbar ist es, daß auch die Leute, aus welchen die Mittagsgesellschaft besteht, in derselben Täuschung befangen sind. Sie haben schon früher solchen Festessen beigewohnt; sie haben schon unzählige Male ihre Guinea um nichts bezahlt, und doch gehen sie immer wieder hin; sie gehen nicht allein hin, sondern sie gehen sogar in der Erwartung hin, ein leckeres Mahl, angenehme Gesellschaft und fröhliche Unterhaltung zu finden. Ihre Erfahrung berechtigt sie durchaus nicht zu solchen Erwartungen. Sie hören, daß ihr Freund Thomson, der unerschöpfliche Spaßmacher, hinkommen werde; Thomson ist auch wirklich da, sitzt aber mit dem Rücken ihnen zugekehrt und sie hören nicht einen einzigen seiner Witze, sondern können sich nur über das Gelächter seines glücklichen Auditoriums ärgern. Oder es ist angekündigt worden, daß Viscount Donnerkeil, dieser berühmte Redner, den Vorsitz führen werde; oder man hat herrliche Tafelmusik bestellt; oder das Fest hat einen mildthätigen Zweck, und da zieht sie ihr mildthätiges Herz dahin; oder das Mahl findet zu Ehren eines Mannes statt, für den sie ihre Bewunderung ebenfalls durch Essen ausdrücken müssen. — Geht's Euch nicht allen so, Ihr Herren Festesser? Mildthätige, Freimaurer, Bewunderer, Kunstsinnige, oder wie Ihr Euch nennen mögt! —

Sind Alle im Speisesaale versammelt, in welchem für dreihundert Personen gedeckt ist, so gewährt das, ohne Zweifel, einen imposanten Anblick, und es ist nicht wenig unterhaltend, von der Gallerie aus die wohlbeleibten, kahlköpfigen Herren zu beobachten, welche gewöhnlich zwei Drittheile der Gesellschaft ausmachen. Am besten ist es jedoch,

einen einzigen Festesser auf's Korn zu nehmen. Seht ihn nur wenn er hereintritt, seht, wie er die Runde um die Tafel macht, um das Gedeck zu suchen, welches seinen Namen trägt; bemerkt nur, wie verdrießlich er aussieht, weil ihm die Lage, so weit vom Mittelpunkte entfernt, nicht gefällt. Voll Neid betrachtet er die Namenkarten der glücklicher gelegenen Plätze; hie und da nimmt er eine der Karten in die Hand, und Ihr könnt es ihm deutlich ansehen, wie gerne er sie heimlich mit der seinigen vertauschen möchte. Nun wendet er sich, um ein halbes Dutzend Herren zu begrüßen, welche bereits Platz genommen haben und sich die Zeit damit vertreiben, daß sie die kleinen, vor ihnen liegenden Brödchen zerbröckeln und die Ansicht aussprechen, daß Pünktlichkeit eine der nothwendigsten Eigenschaften eines Festordners sey. Gleich darauf seht Ihr unsern Mann an seinen Platz gehen, um dem Beispiele dieser Herren zu folgen, und auf diese Weise werden dann eine Masse Brödchen verzehrt, noch ehe das Mittagsessen seinen Anfang nahm. Außer dem Festleiter oder Vorsitzenden, verspäten sich aber noch viele andere Herren, welche, wenn sie erscheinen, Einer wie der Andere, ebenfalls mit höchst unzufriedener Miene die Runde um die Tische machen, bis sie den für sie belegten Platz, oder ein freies Gedeck gefunden haben, welches sie, in Ermangelung eines bessern, in Beschlag nehmen. Und nun, umgeben von seinem Stab, tritt der Festleiter, von lautem Applaus begrüßt, in den Saal; mit unübertrefflicher Fertigkeit wird in weniger als einer Sekunde ein leises Gebet gesprochen, und darauf fängt das Festessen an anzufangen. Dieser Augenblick ist derjenige, den wir

ganz besonders der Aufmerksamkeit der auf der Gallerie befindlichen, zuschauenden Damen empfehlen; hienach aber würden wir ihnen rathen, sich zurückzuziehen. —

Welch' ein Lärm erhebt sich jetzt! Welch' ein Teller-, Gabeln- und Messergerassel! Welche Einigkeit herrscht überall; — wie sind Aller Gedanken so ganz nur auf einen und denselben Punkt gerichtet. Leonidas mit seinen dreihundert Mann kann nicht entschlossener gewesen seyn, als der Vorsitzende mit seiner Schaar. Seht nur, wie die Tapferen einhauen; die Schüsseldecken fielen, und dreihundert Helden greifen an wie Ein Mann. Von jedem Einzelnen kann man sagen, was Kemble von Kean sagte: „Es ist ihm furchtbarer Ernst." Und doch, wenn wir unsere Blicke von der Gesellschaft, als ein Ganzes, abwenden, wo Alles die größte und lohnendste Thätigkeit ausdrückt, — wenn wir nicht auf die beflügelten Kellner blicken, welche mit einer Fingerfertigkeit und Armgelenkigkeit serviren, als ob jeder von ihnen ein Paganini wäre, — nur daß das Geräusch, welches sie machen, nicht gut Musik genannt werden kann; — wenn wir uns die Gäste einzeln betrachten, so sehen wir, daß die Mehrzahl sich vergeblich abmüht. Es ist viel Lärm um nichts. Vielleicht hat ein Jeder Suppe bekommen, aber nicht die Suppe, welche er verlangte, denn die, welche Dieser bestellte, erhielt Jener, und Jener empfing die, welche Dieser wünschte. — Diejenigen, welche glücklich genug waren, sich eine Portion Seebutte zu sichern, warten fünf Minuten lang auf die Sauce dazu, und haben sie endlich bekommen, was sie suchten, so haben sie doch noch so gut wie gar nichts, weil weit und breit kein

Pfeffer zu finden ist, ohne den Fisch und Sauce ungenießbar sind. —

Die Geschichte eines Ganges ist die aller übrigen. Jeder führt zwar jeden Brocken mit eigner Hand zum Munde, aber was er genießt, das genießt er auf Kosten seines Nachbarn. Zu Anfang sahen wir eine gemischte Gesellschaft, welcher der Festanzug ein anständiges Aeußere verlieh; jetzt aber wechselt die Scene. Ueberall leuchtet deutlich hervor, daß Jedermann den Grundsatz hat, nur für sich zu sorgen. An jedem Tische, an jeder Stelle eines jeden Tisches, spricht sich's fast bei Allen deutlich aus:

„Es nehme, wem die Macht gegeben,
„Und wer zu essen hat, der esse."

Es scheint durch Herkommen zur Regel geworden zu seyn, daß der Herr, welcher sich des Salzes bedient, als einziger, rechtmäßiger Besitzer, das Salznapf vor sich stehen lassen dürfe. Derselben Regel nach sind diejenigen, welche neben der Schüssel mit Meerbutten sitzen, die Einzigen, welche Anspruch auf die leckersten Bissen davon haben. Haben sie sich versorgt, so geben sie den Rest dem Kellner zum Herumreichen, „damit niemand zu kurz komme." Wer seine Gabel in ein Huhn gesteckt hat, ist, was Flügel, Brust, oder sonstige, ihm vorzüglich mundende Theile betrifft, unumschränkter Herr desselben; die Knochen läßt er großmüthigst liegen. — Ihr habt mit großer Mühe ein Hühnchen erwischt und möchtet gerne eine Schnitte Zunge dazu essen; ein Wunsch, der bei einem öffentlichen Mahle Frevel genannt zu werden verdient. Dennoch könnt Ihr der Versuchung nicht widerstehen. Ihr gebt einem Kellner Euern Teller mit dem

Hühnchen, und bittet ihn, Euch vom andern Ende des Tisches ein Stückchen Zunge zu holen. Der Kellner geht, doch „Huhn und Kellner sah man niemals wieder." — Endlich sind die nahrhaften, kräftigen Gerichte den kleinen Näschereien des Nachtisches gewichen; es werden Backwerk, Früchte und Gefrorenes aufgetragen. Ihr könnt keinen Bissen mehr vom Hammelbraten, kein Rindfleisch, keine Keule mehr vom zähen Truthahn erhalten. Die eigentliche Mahlzeit mit ihren schlecht gewählten, noch schlechter zubereiteten und sehr ungerecht vertheilten Speisen ist vorüber, und nun, um doch zu etwas zu gelangen, macht Ihr noch einen verzweiflungsvollen Versuch, um zu dem verschwundenen Hühnchen zu gelangen, welches Ihr auf eine Entdeckungsreise nach Zungenschnitten aussandtet. „He! Kellner! he!" ruft Ihr. „Wie lange soll ich denn auf die Zunge warten; soll ich etwa ganz leer ausgehen?" Das half; nach ungefähr zehn Minuten kommt das ersehnte Gericht; da steht es vor Euch, sieht einladend aus, muß also gekostet werden. Kaum habt Ihr ein Paar Bissen genossen, so fühlt Ihr mehr als Ihr seht, daß Euch Jemand beobachtet. Der Euch Anstarrende ist ein dicker, Euch gerade gegenüber sitzender Herr, der seines Umfangs wegen zwei Plätze, mit Allem was dazu gehört, einnimmt; er ist mit zwei Löffeln, zwei Gabeln, zwei Messern, zwei Tellern, kurz mit Allem doppelt versehen, und hat vom Beginn der Mahlzeit bis zu diesem Augenblicke, zu Eurer bittersten Beeinträchtigung, sämmtliche Werkzeuge in Bewegung gehalten. Und wie er nun, von seiner Arbeit ausruhend, dasitzt, wie er ohne Sehnsucht den goldgelben Käse ansehen kann,

nun widmet er sich der Gesellschaft, indem er jeden Einzelnen forschend beobachtet. Ihr, Ihr ganz allein sitzt noch essend da, während Alle feiern, während von einigen Tischen schon das Tischtuch abgenommen ist. Seine Augen ruhen unbeweglich auf Euch, sie sprechen deutlich aus, was er über Euch denkt. Er zweifelt keinen Augenblick daran, daß Ihr, seit dem Erscheinen der längst verschwundenen Suppe, unausgesetzt, so wie jetzt beschäftigt waret, daß Eure Gabel nicht geruht hat, seitdem Ihr den Löffel aus der Hand legtet, — daß Ihr mit einer Vierzig-Festesserkraft gegessen habt! Denkt Euch Eure Lage recht lebhaft. Das Hochroth der Zunge vor Euch ist nichts gegen die glühende Schamröthe, welche sich über Euer Antlitz ausgießt. Doch das Lächeln Eures vis-à-vis, sein fester Blick, sie drücken keine Verachtung über die Gefräßigkeit aus, deren Ihr Euch verdächtig gemacht habt, — nein, in seinen Zügen malt sich Neid, und in der nächsten Minute, gerade als Ihr die Gabel mit dem letzten Schnittchen niederlegt, fallen Aller Augen auf Euch, denn der Neidische äußert ganz vernehmlich: „Kellner! bringt mir ein Schnittchen von der Zunge da, — wenn noch etwas übrig geblieben ist!“ —

Bis jetzt haben wir noch keine Sylbe über den Wein gesagt. Der Grund unsers Schweigens ist der, daß, je weniger wir von ihm sagen, desto besser ist es. Wir sind stets gerne geneigt, alte Beleidigungen zu vergessen, aber dieser Wein ist so beleidigend jung, daß diese Beleidigung sich nicht so leicht vergessen läßt. Das Beste, was man mit ihm machen kann, ist, ihn stehen zu lassen; habt Ihr aber, in einem schwachen Augenblicke, von ihm gekostet, so

vergeßt diesen dummen Streich nur sobald wie möglich; am nächsten Morgen wird er Euch schon selbst daran erinnern. Dann trinkt fleißig Sodawasser; Sodawasser ist gut gegen Kopfschmerz, endlich muß er ihm weichen. Nach zweimal vier und zwanzig Stunden schon wird Euer Zustand Hoffnung auf Genesung geben, und mittlerweile wird der Argwohn in Euch aufsteigen, daß in dem Gasthause, in welchem das Festessen gehalten wurde, zwei Regeln streng gehalten werden. Die eine, glaubt Ihr, sey die, nie einen Koch zu halten, der sein Geschäft versteht, und die zweite, stets mit einem Weinhändler in Verbindung zu stehen, der seinen Vortheil kennt. Dieser Verdacht ist jedoch unbegründet, denn es ist ziemlich wahrscheinlich, daß Ihr in dem nämlichen Gasthause ein leckeres Mahl für zwei oder drei Personen und ein gutes Glas Wein bekommen könnt. Die wahre Gasthaus-Regel scheint die zu seyn: auf kleine Gesellschaften den allergünstigsten Eindruck zu machen und bei großen Gesellschaften die Wage wieder in's Gleichgewicht zu bringen. —

Der Wein, — Portwein nennt ihn der spaßige Wirth, — steht also auf der Tafel, und wahrscheinlich nur deswegen, weil Jedermann erklärt, nur ein Bürstenbinder könne drei Gläser von ihm genießen, und weil Niemand von der respektabeln Gesellschaft in den Verdacht kommen will, ein Bürstenfabrikant zu seyn, trinkt Jedermann eine ganze Flasche. Schade, daß sich unsere Kriminalrichter nicht näher mit diesem Weine bekannt machen. Würden nur einige Fässer desselben nach Sidney gesandt, oder in den Zuchthäusern vertheilt, sie würden besser, als alle übrigen Strafen wirken,

und nach Abnahme des Weinvorraths könnte man die Abnahme der Verbrechen berechnen. —

Die fortwährend vom Sitze des Festleiters aus ergehenden Aufforderungen zum Trinken, stecken sich unverschämt genug hinter Loyalität, Galanterie, ja, selbst hinter die Religion. Hinter dem Stuhle des Präsidenten erblicken wir einen direkten Nachkommen des seligen Stentor, dessen selbst gesetzte Aufgabe die ist, die Gesellschaft auf kommende Toaste aufmerksam zu machen, und ihr zugleich zu befehlen, die Gläser zu füllen. Manche seiner Ankündigungen erläßt Stentors Urenkel mit ganz besonderem Nachdruck; er erklärt mit glühender Beredsamkeit, bei dem jetzt folgenden Trinkspruche könne kein Glas zu voll, kein Hoch zu gellend, und das ohnehin betäubende Gerassel mit Messergriffen, nicht laut genug seyn. Jemehr das Fest sich seinem Ende neigt, desto ausgesucht schöner werden die Reden und Stentors Vorreden zu jeder. Er ist ein ausgezeichneter Redner; wenn auch nicht wegen des Inhalts seiner Worte, so doch wegen der Kraft, mit welcher er sie dröhnend durch den Saal schreit. Nach unserm Geschmacke, ziehen wir ihm doch noch die unverständlichen Redner vor. —

Sie bilden die größere Mehrzahl aller Redner. Man muß wahrhaftig glauben, der Himmel habe ihnen die Sprache gegeben, um ihre Gedanken verbergen zu können. Dessenungeachtet werden ihre Reden in den Festberichten der Zeitungen „ansprechend und sehr passend" genannt. Ansprechend waren sie, weil sie Niemanden belästigten, und passend, weil sie vortrefflich zu der Langweiligkeit des ganzen Festes paßten. — Die Art und Weise, wie man auf die Gesund-

heit der Königin trank, glich vollkommen einem Aufruhr; — hätte man die Rede zur Erklärung des eigentlichen Zwecks der Gesellschaft, oder die Lobrede auf die Verdienste des Gefeierten hören und verstehen können, man müßte bemerkt haben, daß der Redner offenbar ganz andere Dinge sagte, als er sagen wollte. Die Rede, welche die Verdienste des ausgezeichneten Festleiters preisen sollte, war nicht einmal kräftig genug, um ihn aus seinem sanften Schlummer zu erwecken. — Ist solch' ein Lob nun gespendet, so wird der Gekrönte geweckt, um seinen Dank für die Anerkennung seiner schwachen Leistungen auszusprechen, worüber wir einschlafen. — Wir sind im Traume nach Oporto gelangt, und wollen dort gerade in den Gasthof „zur halben Flasche und Kopfschmerz" eintreten, als wir durch das polternde Fortgehen des Centrums der Gesellschaft, durch die stürmische Wahl eines Vice-Präsidenten für den scheidenden, und durch lebhafte Berathungen über die Art und Weise, wie der Rest des Abends hingebracht werden soll, aus unserm Schlummer geweckt werden. —

Unter den Unregelmäßigkeiten, welche bei jedem Festessen vorfallen, ist auch die, daß diejenigen, welche sich der besten Speisen erfreuten, die Ersten sind, die sich entfernen. Die Ehrenplätze in der nächsten Umgebung des Festleiters werden alle von glücklichen Leuten eingenommen; diese Herren bekommen alle zu essen. Für sie giebt es einen tüchtigen Koch und einen wohl versorgten Weinkeller. Dennoch gehen die meisten dieser Begünstigten schon um zehn Uhr heim; vielleicht in der gütigen Absicht, die Leiden der übrigen Gesellschaft abzukürzen. Wir hatten es immer für viel

wahrscheinlicher gehalten, daß die große Masse der Festesser sich gleich nach beendigtem Mahle erheben, eiligst nach Hause eilen und den glücklichen Vertilgern aller compakten und flüssigen Delikatessen das wüste Schlachtfeld überlassen würde. Es geschieht aber jedesmal das Gegentheil. Und das Gegentheil von Vernunft scheint es auch zu seyn, welches die strahlenden Augen der Galleriebewohnerinnen wach erhält. Es ist auffallend, wie geduldig die Zuschauerinnen auf ihren Plätzen ausharren und ohne Murren stundenlang hungern, wenn sie nur dann und wann durch die Güte eines Kellners eine Tasse Kaffee, oder von der Tischgesellschaft unten einen donnernden Toast zur Aufmunterung erhalten.

Wir haben die wenigen Begünstigten am Tische des Festleiters, Glückliche genannt. Sie sind in der That glücklich und doppelt glücklich, weil sie in der Regel ein Freikouvert erhalten, damit ihre hochtönenden Namen als Lockvögel auf der Festesser-Liste prangen. Diese, mit einer Freikarte Beschenkten, haben zwar köstlichen Xeres getrunken und Ehrenplätze eingenommen, sie haben aber Wein und Ehre theuer bezahlen müssen. Man hat ihnen nicht, so wie uns, maskirte Tinte statt Weins vorgesetzt, sie erinnern sich aber dennoch am nächsten Morgen, daß sie, vom Beifallsklatschen, vielleicht auch vom guten Xeres berauscht, zu tief in die Tinte geriethen, indem sie großmüthigst zwanzig Pfund für den mildthätigen Zweck des Festessens unterzeichneten. Sie fühlen sich nicht durch das Gefühl, Gutes gethan zu haben, entschädigt; sie gedenken nicht Falstaffs Worte: „Habt Ihr Euch nicht selbst bezahlt gemacht?“ —

sie empfinden Reue. Zwar erinnern sie sich noch des lauten Beifalls, der ihren Namen begrüßte, als die eingegangenen Beiträge verkündet wurden; zwar bemerkten sie deutlich, wie der Jubel allmählig immer schwächer wurde, als der Festleiter von den Zwanzig- auf die Zehnpfund-Edelmüthigen und endlich auf die Einpfünder herabkam; aber zwanzig Pfund ist doch viel Geld für den Ruf der Mildthätigkeit.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, müssen wir bemerken, daß bei solchen Festessen der Beifall, welcher laut wird wenn die Liste der Namen und der milden Spenden verlesen wird, sich fast ohne Ausnahme nur nach der Höhe der gegebenen Summen, nicht aber nach den Umständen, in welchen der Geber lebt, richtet. Das eine Pfund des dürftigen Mannes, dessen Name noch so ehrenhaft seyn mag, wird mit Gleichgültigkeit aufgenommen, dagegen begrüßt man die zwanzig Pfund des Reichen wie ein Ereigniß, welches den menschlichen Charakter in seinem schönsten Glanze zeigt. Dann und wann wird auch ein populärer Name mit lautem Applaus begrüßt; das Sümmchen, welches dem Namen folgt, zeigt aber, daß Mildthätigkeit und Popularität nicht immer beisammen wohnen. — Wir sind jedoch vom Essen ab und auf's Lesen gekommen. Nun, paßt dieß nicht hierher, so kann der Leser ja darüber hinweg hüpfen.

Wir kommen jetzt zum Schlusse. — Der Vice-Präsident macht, daß wir uns seinen Vorgänger zurückwünschen; der Nichtsprecher und Unthätige ist doch noch immer dem Lärmmacher vorzuziehen. Die Gesellschaft ist jetzt so laut geworden, daß wir nicht länger bleiben können. Bevor wir

aber scheiden, wollen wir doch noch erst die Bleibenden darauf aufmerksam machen, daß gelegenheitliche Unmäßigkeit sehr oft in regelmäßige übergeht, und trinkt Ihr erst einmal aus Gewohnheit, so ist es um Euch geschehen. Dann wird der Wein nicht mehr getrunken, sondern hinuntergegossen und die Folge davon ist, daß Eure Vormittage der Art werden, wie wir vorhin andeuteten.

Was uns selbst betrifft, so kehren wir von dem Feste vor Mitternacht heim; um ein Pfund Sterling leichter und im Kopfe bedeutend schwerer. Wir haben nicht zu viel getrunken, aber Speisendunst, Lärm u. s. w. drücken auf unser Gehirn, als trügen wir fünfhundert Hüte. Vorhin klagten wir über die Kargheit des Mahles, beim Entkleiden finden wir aber, daß Ueberfluß da war. In unsrer Rocktasche entdecken wir eine gar nicht geringe Quantität geschmolzener Butter, — die Kellner waren so diensteifrig, — und in dem Zwischenraume, den man gewöhnlich hinten, zwischen dem Rockkragen und der Kravatte eines speisenden Herrn bemerkt, finden wir eine Auster auf grünen Erbsen gebettet! —

Ein Jeder kehre vor der eignen Thür.

Der Ruf „Ein Mann über Bord!" geht Jedermann am Bord des Schiffs an, denn Jeder fühlt, daß die nächste Stunde ihn zum Gegenstande der allgemeinen Aufregung machen kann, und daher nimmt jedes Herz an dem Vorfalle und an seinem glücklichen oder unglücklichen Ausgange innigen Antheil. Aber unter der Besatzung des großen Lebensschiffes hängen die Gefahren und Schwierigkeiten, welche den Einen treffen, nicht so genau mit dem Schicksale der Uebrigen zusammen, und wenn man daher auch

Zeuge des Kummers Anderer ist, so fühlt man ihren Schmerz doch nie so lebhaft wie den eignen. Man wird durch das Bewußtsein beruhigt, daß solche Unfälle überall vorkommen, daß sie unvermeidlich sind, und daß es eine schlechte Politik ist, sich um anderer Leute Angelegenheiten zu bekümmern. Es giebt eine Menge Menschen, welche Euch bei jeder Gelegenheit den guten Rath ertheilen, vor Eurer eignen Thür zu kehren. „Weshalb," fragen sie, „wollen Sie sich in die Sache mischen? die Sache berührt Sie ja gar nicht." — Bekümmern Sie sich doch nicht um Angelegenheiten, die Ihnen weder schaden noch nützen können." So predigt man Gleichgültigkeit und Selbstsucht, und giebt ihnen den Namen Zartgefühl. — Es ist wahr, oft sind diejenigen, welche Theilnahme äußern, nichts als Spione; — in manchen Fällen heißt Einmischung nichts anderes, als Bosheit. Bisweilen würden Zänkereien ebenso rasch enden wie sie entstanden, wenn sich nur kein Friedliebender zwischen die Streitenden stellen möchte. „Deinem Schutze verdanke ich die Wunde!" ruft der sterbende Mercutio seinem besorgten Freunde zu, der den tödtlichen Ausgang des Streits verhindern wollte. Die größten Verlegenheiten eines Mannes würden sehr oft gehoben und beseitigt werden, ließen seine Nachbaren ihn nur seinen eignen Weg gehen und behielten ihren Rath für sich. Was bringt ein feuriges Pferd wohl leichter zum Durchgehen, als das lärmende Bemühen es im Zaume zu halten? Packt einen guten Schwimmer fest am Arm, um ihn sicher an's Ufer zu ziehen, und Ihr dürft Euch darauf verlassen, daß der wohlgemeinte Eifer zwei Leben kostet, wo keins in Gefahr war. Wenn verläumderische Zungen in der Verborgenheit über den Charakter eines Mannes herfielen, so ist es oft sehr schwierig, ja, sogar unmöglich, sich seiner anzunehmen, ohne das Unheil zu vergrößern, und Jedermann wird gestehen, daß es höchst unangenehm ist, wenn wir von dem Schilde erschlagen werden, den ein Freund zum Schutze über uns breitet. —

Alles dieses zugestanden, so ist doch noch nicht bewiesen, daß das Prinzip der Einmischung ein verwerfliches sey. Der Tadel trifft nur jene geschäftige, neugierige, zudringliche und unüberlegte Einmischungslust, welche das sociale Grundsystem eines jeden Landstädtchens bildet. Wo keine Aussicht auf eine gute Wirkung, oder auf Gefahr oder Kosten vorhanden ist, da sind die Leute gleich mit ihrer Einmischung bei der Hand; wo sie aber zur Tugend wird, da erinnern sie sich sogleich des alten Spruchs: „Ein Jeder kehre vor der eignen Thür." Dieser Spruch ist die beliebte Entschuldigung des Feiglings, der Zeuge einer Gewaltthat auf offner Landstraße ist, und, ohne seine Peitsche zu erheben, oder ein Wort der Drohung auszustoßen, eiligst seines Weges weiter führt; sein Gewissen ist beruhigt, weil die Sache ihn nicht angeht. Oder, betrachten wir den selbstsüchtigen Krämer, dessen Kunden sich mit jedem Tage mehren; sehen wir ihn, wie er, mit dem Gelde in seiner Tasche klappernd, an der Hausthür steht, während einige halb verhungerte Arme, nach Hülfe suchend, an ihm vorüber wanken. Er tritt ruhig in seinen Laden zurück, mißt seine Waaren so knapp wie möglich weiter und „mischt sich nicht in Anderer Angelegenheiten," weil er in diesem Jahre nicht Armenvorsteher ist. Hinter ähnliche Ausflüchte verbergen sich Viele, welche behaglich zuhören, wenn eines Mannes, oder selbst eines Mädchens Ruf und Friede für immer vernichtet werden; welche, sich mit der Rolle des Zuhörers nicht begnügend, das Gehörte dem Ersten, der ihnen begegnet, wieder zuflüstern und dann hinzusetzen: „So sagen die Leute; ich weiß, daß es nicht wahr ist, aber was kann man für die Arme thun? Unsere Vorfahren waren gescheidte Leute, sie sagten: Ein Jeder fege vor der eignen Thür." —

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Blanchard, Edward L.,

Skizzen aus dem Leben Gesammelt u. hrsg. von Edw. Lytton Bulwer. Frei aus dem Engl. übertr. von Ge. v. Ross

Bd.: 2

Augsburg (1847)

P.o.angl. 37 k-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10744876-2